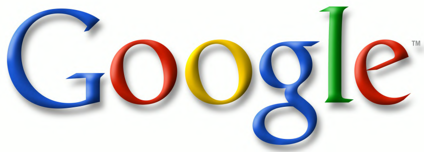
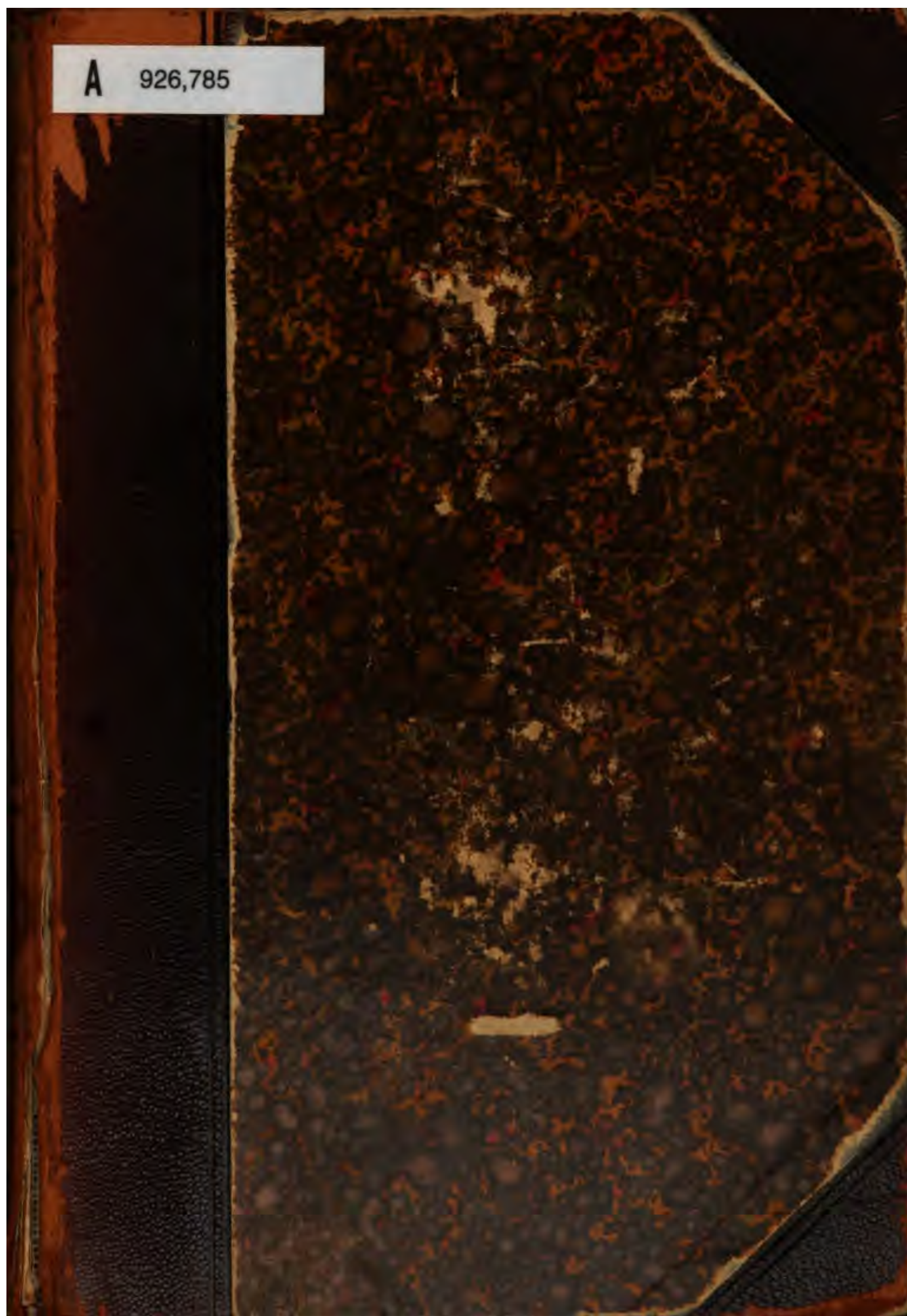
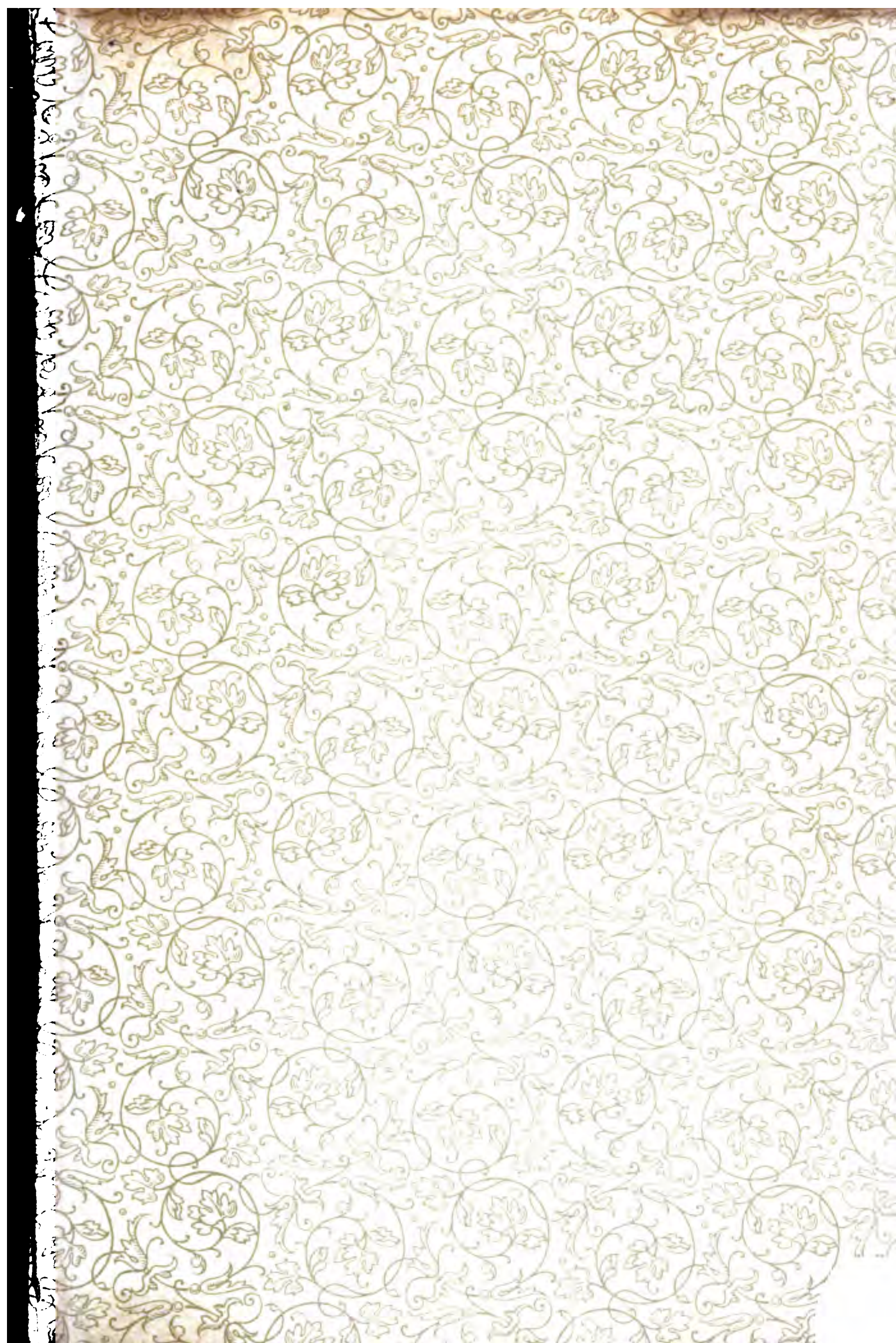








Heinrich Heine.

(Nach Aussprüchen der Schwester Heines das ähnlichste Portrait.)





Heinrich Heine und die Frauen.



Von

Dr. Adolph Kohut.

Mit einem Gedicht an die Kaiserin und Königin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn von Fr. von Hohenhausen und mit sechs Portraits.

2. Auflage.



Berlin.
Alfred H. Frieds Verlag.
1888.

An Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Elisabeth v. Oesterreich-Ungarn,

(als Sie Blumen auf Heines Grab legen ließ).



Ein Kranz von Rosen und Cypressen
Lag duftend auf dem Dichtergrabe,
Das, eingesunken und vergessen,
Verklärt wird durch die schöne Gabe.

O wär' in Heines Herzenswildniß,*)
Zum Trost, zur Läutr'ung, ihm erschienen
Dies hocherhab'ne Frauenbildniß,
Mit hellem Blick und Engelsmienen:

Wie würd' es ihn beseligt haben,
So schön verstanden sich zu fühlen!
In Leidensnächten ihn zu laben,
Und seinen heißen Schmerz zu kühlen,

Vermochte wohl ein solches Ahnen!
Von Zweifels Pein und ach — von Sünden
Hätt' es behütet seine Bahnen!
Wie konnte es sein Glück begründen!

---

*) Soll sich auf Heines schönes Gedicht beziehen:

„Im Dome hängt ein Bildniß
Auf goldnem Leder gemalt
In meines Herzens Wildniß
Hat's freundlich hineingestrahlt."

Vom Kaiserthron hinab sich neigen,
In Dichters Wort sich zu versenken,
Begeistrung' frei und offen zeigen
Und Blumen seinem Grab zu schenken,

Das ist fürwahr ein hold Gebahren,
Mahnt an die schönen Göttersagen,
Worin der Weiblichkeit, der wahren,
Der Dichtkunst Schutz war übertragen.

Der Nimbus der Poetenkrone,
Der hell erglänzt wie Sternenschimmer,
Umstrahlt auch Sie zum schönsten Lohne —
Vergessen wird Ihr Name nimmer!

Fr. von Hohenhausen.

Vorwort.

Ueber Heinrich Heines Leben und Dichtungen besitzen wir eine ganze große und reiche Literatur; und seitdem die Schriften dieses genialen Lyrikers, geistreichen Spötters und meisterhaften Feuilletonisten frei wurden, hat die Volksthümlichkeit des „ungezogenen Lieblings der Grazien" noch zugenommen. Gewiß ist, daß Heine noch immer zu den gelesensten Schriftstellern gehört, und daß der Ruhm dieses Genius von Jahr zu Jahr wächst, denn ein noch viel dauernderes Denkmal als dasjenige, welches die Stadt Düsseldorf — sein Geburtsort — ihm errichten wird, hat er sich selbst in seinen Werken gesetzt, von denen einige — wie das „Buch der Lieder" und der „Romanzero" — sicherlich die Jahrhunderte überdauern werden.

Während also dieses Dichterleben durch die trefflichen Werke eines Strodtmann, Karpeles, Prölß, Hüffer u. A. genugsam bekannt ist, fehlt es uns noch immer an einer umfassenden, aus den Quellen geschöpften Arbeit, welche die Beziehungen Heinrich Heines zu den Frauen nach jeder Richtung hin beleuchtet und den Einfluß zeigt, welchen die Frauenwelt auf den Dichter der Liebe in so reichem Maße ausgeübt hat. Der unsterbliche Olympier Goethe war glücklicher daran! Wir haben sogar mehrere Schriften, welche sich mit den Frauengestalten des Dichterfürsten be-

schäftigen, während das Herzensleben Heines im Allgemeinen bisher nur flüchtig behandelt wurde.

Ich habe nun in den nachfolgenden Blättern zum ersten Male versucht, auf Grund der gesammten Heineliteratur, der Schriften und Briefe des Dichters, aber auch mit Zuhilfenahme noch neuen, mir zugänglich gewesenen Materials Heinrich Heines Liebesleben und Herzensbündnisse eingehend zu schildern und alle jene Mädchen und Frauen zu charakterisiren, welche mehr oder weniger — theils wohlthuend, theils verhängnißvoll — in das Leben unseres Poeten eingegriffen haben.

Was ich hier dem Leser biete, ist keine romanhafte Darstellung, keine phantastische Erzählung, aber auch keine pikante Plauderei, sondern eine auf durchaus kritischem und literargeschichtlichem Grunde beruhende, streng sachliche und wahrheitsgemäße Schilderung von Heinrich Heines Frauengestalten, von der ich hoffe, daß sie als ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Biographie des Dichters allseitig willkommen geheißen werden wird.

Ich habe Heinrich Heines Lebensspuren pietätsvoll von Etappe zu Etappe verfolgt, und man wird hoffentlich finden, daß ich die heiteren Neigungen, wie die tragischen Liebesleidenschaften, die glücklichen, wie die unglücklichen Verhältnisse, die flüchtigen Herzensregungen, wie die erschütternden Herzenskämpfe des merkwürdigen Mannes mit gleicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit beschrieben habe.

Bei der Lectüre der nachfolgenden Lebensbilder wird der Vergleich zwischen Goethe und Heine alsbald in die Augen fallen. Wie der Dichterheros immer mehrerer weib-

licher Herzen bedurfte, in denen er sich spiegelte, so erscheint uns auch der romantische Epigone als ein Proteus in der ars amandi. Und wie jener seinen Liebesqualen und Freuden in unsterblichen Gedichten Ausdruck gegeben, so hat auch dieser seine jungen Leiden sowohl, wie die alten Schmerzen des Gottes Eros in herrlichen Liedern ausklingen lassen.

In chronologischer Reihenfolge ziehen hier nun alle jene weiblichen Erscheinungen, die den Lebensweg Heines bedeutsam kreuzten, vor dem Auge des Lesers vorüber.

Ueberall bemüht, durchaus sachgemäß und kritisch zu verfahren, habe ich nichts beschönigt und nichts entstellt. Ich gehöre keineswegs zu den unbedingten und urtheilslosen Heineverehrern, welche die Flecken an dieser dichterischen Sonne nicht sehen wollen, aber ebenso wenig zähle ich zu denen, welche die Schwächen und Fehler des Poeten maßlos übertreiben und in dem großen Lyriker nichts als einen oberflächlichen, schwankenden, jeder wahren und tiefen Neigung unfähigen Genußmenschen erblicken. Gewiß war Heine — besonders in seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren — ein Epikuräer und vom Standpunkt der reinsten Sittlichkeit sind seine Schritte nicht immer zu rechtfertigen; gewiß war er sein ganzes Leben hindurch ein Hellene, der von der Kasteiung des Fleisches absolut nichts wissen wollte — aber man vergesse nicht, daß er immer und immer ein Poet blieb. Ihn zog das Schöne in jeglicher Gestalt an; ihm erschien des Weibes Leib als „ein Gedicht, das Gott der Herr geschrieben in's große Stammbuch der Natur, als ihn der Geist getrieben". Sein Frauenideal war die Venus von Milo, und schönen Frauen zu huldigen, erschien ihm als

die erste Ritterpflicht. In dieser Beziehung gehörte er durchaus zu den Romantikern, und für seine Herrin war er stets bereit, alles zu opfern: Vermögen, Gesundheit und Leben.

Doch war es nicht allein des „Weibes Leib“, welches sein Herz in Fesseln schlug, er kannte auch die zärtlichen Regungen der Liebe zu Mutter und Schwester und die sanften Empfindungen der Freundschaft für geistvolle Frauen, für edle und hochherzige Damen. Zwei Seelen wohnten eben in seiner Brust, diejenigen des Sensualismus und des Spiritualismus; und während er einerseits vom Genuß zur Begierde taumelte und im Bacchanal sinnlicher Vergnügungen schwelgte, lebte andererseits in seiner Seele das unentwegte Idealbild der reinen Frau, der sittlich-keuschen Jungfrau und der unbefleckten, heiligen Madonna.

Das Symbol des Unerreichten, wie es diesem glänzenden Geist vorschwebte, und welches er in der Venus von Milo verkörpert fand, begeisterte ihn zu entzückenden Gedichten; aber auch die lustigen, heiteren und lachenden Mädchen und Frauen, die ihn umflatterten, fesselten ihn, wenn auch nur als Symbole des Irdischen, in das er aus der Höhe lachend hinabzustürzen pflegte. Er wäre einer der größten Dichter aller Zeiten geworden, wäre es ihm gelungen, gleich Goethe, das Zusammenströmen der heterogensten Elemente in ein harmonisches Gleichgewicht zu bringen — so erscheint uns sein Leben wie sein Dichten als ein zerrissenes, als ein fragmentarisches, dafür freilich auch als ein außerordentlich interessantes.

So ist es zu erklären, daß dem frivolen Spötter frivole Aeußerungen sehr verhaßt waren und daß in seinem Hause

kein anstößiges Wort gesprochen werden durfte, und so ist es zu begreifen, daß er mit vollem Fug und Recht von sich sagen konnte:

Hab' eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wußt' ich, daß sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu stehen in dem Buch der Ehre,
Man dürft' mir spucken in's Gesicht.

Doch war er andererseits zu sehr von mächtiger Leidenschaft für das zarte Geschlecht erfüllt, als daß er eine Venus nicht geliebt hätte, selbst wenn in dem schönen Leib eine teuflische, häßliche Seele gelebt hätte! Treffend sagt sein Freund Alfred Meißner von ihm: „Er hatte die Mission empfangen, die Liebe zu besingen und war gleichsam prädestinirt, dem Cultus der Frauenschönheit sein Leben zu widmen . . . Heine war der Dichter der Liebe, er besang sie vom Platonismus bis zum Hexensabbath, er hatte das Wort für ihre zartesten Ahnungen, als besitze er das Herz der Elfen und kannte ihre lascivsten Ausdrücke, als hätte er an den Festen der Faune Theil genommen. Er war schön und liebenswürdig, er verstand, Herzen zu erobern und zu fesseln, und verbrachte den größten Theil seines Lebens im modernen Babylon. Dies Alles bestimmte sein Schicksal. Bei seinem enthusiastischen Gefühl für weibliche Schönheit konnte er, wo er ihr im Leben begegnete, sich nicht einfach an ihr in bloß plato-

nischem Genusse weiden; gleich dem Pygmalion erfaßte er das Bild, das die Götter belebten und hielt es mit glühenden Armen fest. Sehr bezeichnend heißt die Göttin der Liebe: die grausame Göttin, diva mater Cupidinum. Grausam gegen Alle, ist sie um so grausamer, wenn sie ein Wesen mit so erregbarer und heißer Phantasie wie das eines Dichters erfaßt. Für Heine war sie ein Element des Lebens, kein Taumel, kein zeitweiliger Sprung in die Lüderlichkeit, sondern eine unermeßliche Leidenschaft, die sein ganzes Wesen durchdrang und in einen großen und schön lodernden Brand steckte. Wenn er in seinem „Wintermärchen" sagt, seine Seele sei keusch und rein wie das Feuer, wenn er abermals in seinem „Börne" behauptet, die Liebe sei stets die große Passion seines Gemüthes gewesen, die er nie im ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, so ist es ihm zu glauben. In dieser, sein ganzes Leben durchklingenden Leidenschaft, in der Liebe, fühlte er sich hinausgehoben über den Zwiespalt der Welt, der Menschen, wie der Staatsformen; in ihr schwang er sich auch über sich selbst hinaus und über den inneren, sich ewig mit elektrischer Gewalt reibenden Dualismus seiner Natur."

Derselbe Meißner erzählt, daß Heine im Frühling 1848, als schon Schwerkranker, seine letzte Promenade auf den Boulevards machte. Durch die Straßen von Paris wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse herauszukommen und flüchtete sich in den nahen Louvre. Er trat in die in dieser bewegten

Zeit fast leeren Räume des Palastes und befand sich ebener Erde im Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehen. Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblick überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen herunter.

Dieser kleine, wahrheitsgemäße Zug aus Heines Leben, — der mir auch durch den Herrn Verlagsbuchhändler J. Schabelitz in Zürich, einen großen Verehrer Heines und intimen Freund Ferdinand Freiligraths, bestätigt wird, welcher den Dichter damals gleichfalls im Tuilleriengarten sah, als er sich zu seiner geliebten Venus von Milo hinschleppte, — bezeichnet am treffendsten den Cultus der Frauenschönheit, dem der Poet allezeit huldigte.

Wenn nun in meinem Buche die Gestalt Heinrich Heines im Allgemeinen als eine sympathische und liebenswürdige und in ihren Licht- wie in ihren Schattenseiten als eine durchaus eigenartige erscheint, so wird dasselbe hoffentlich mit dazu beitragen, die vielen Vorurtheile und irrigen Anschuldigungen, die noch in gewissen Kreisen über Heinrich Heine bedauerlicher Weise im Schwange sind — zu klären und zu berichtigen.

Dresden, im Mai 1888.

Dr. Adolph Kohut.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

An Ihre Majestät, die Kaiserin und Königin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn III

Vorwort (mit Portrait Heines) V

Betty Heine (die Mutter Heinrich Heines) 1

Charlotte Heine (die Schwester Heinrich Heines mit Portrait) 31

Junge Liebesleiden (die kleine Veronika. — Die Tochter des Kriegsraths v. A. . . . — Das rothe Sefchen) 51

Die Liebestragödie Heinrich Heines (Amalie Heine) . . . 66

Heinrich Heine und Rahel von Varnhagen (mit Portrait) . 115

Heinrich Heine und Friederike Robert 128

Heinrich Heine und Elise Freifrau von Hohenhausen (mit Portrait) 143

Heinrich Heine und seine Freundinnen (das „Lottchen von der Landwehr". — Jeanette Jacobson. — Fürstin Solm-Lich. — Lady Duff-Gordon und Sara Austin. — Die schöne Cellenserin. — Therese Peche. — Die schöne Mirjam. — Die schöne Marianne. — Die Fürstin Christiane Belgiojoso. — Die Gräfin Kalergis. — George Sand. — Frau von Friedland. — Fanny Lewald) 155

Heinrich Heine und einige Primadonnen seiner Zeit (Caroline Stern. — Jenny Lind. — Sophie Löwe. — Signora Grisi. — Pauline Viardot-Garcia) 219

Heinrich Heine und die „kleine Fee" (Karoline Jaubert) . . 236

Heinrich Heine und seine Mathilde (mit Portait) 250

Heinrich Heine und die Mouche (Camille Selden mit Portrait) 305

Heinrich Heine über Frauen, Liebe und Ehe 340

Heinrich Heine

und

die Frauen.



Betty Heine.

(Die Mutter Heinrich Heine's.)

In der Geschichte — Welt-, Cultur- und Literaturgeschichte — machen wir allenthalben die Beobachtung, daß die Mütter auf ihre zur Berühmtheit und Bedeutung gelangten Söhne von großem Einflusse waren. Wir brauchen nur auf die Beispiele der Kurfürstin Elisabeth Charlotte von Brandenburg, der Mutter des Großen Kurfürsten, Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar, die Mutter Karl August's, Maria Theresia, die Mutter Kaiser Josephs II., Lätitia Bonaparte, die Mutter Napoleons I. und Luise Wilhelmine von Bismarck, die Mutter des Fürsten von Bismarck, hinzuweisen.

Speciell in der Literaturgeschichte ist die Einwirkung der Mutter auf die geistige Entwickelung und das Gemüthsleben so Vieler unserer hervorragenden Geister eine besonders bezeichnende Erscheinung. Was Elisabeth Katharina Goethe, die „Frau Rath", für unseren größten Dichter war, weiß jeder Gebildete. Der unsterbliche Sohn hat es selbst mit Dank anerkannt, daß er von ihr „die Frohnatur und die Lust zu fabuliren" als köstliches Geschenk erhalten habe, wie er singt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und die Lust zu fabuliren.

Sie war des Jünglings Vertraute, wie sie des Knabens Spielgefährtin gewesen und nährendes Brod der Lebensweisheit bot sie ihm für sein ganzes Dasein. Mit Stolz sprach er immer von seiner herrlichen Mutter. So schreibt er einmal an das „Kind“ Bettina von Arnim: „Von der Mutter schreibe mir Alles auf, es ist mir wichtig. Sie hat Kopf und Herz zur That wie zum Gefühl.“ Und daß sie den Sohn, als dieser bereits auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes stand, wohl begriff, zeigt ihr Ausspruch: „Die Poesie sei dazu da, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philisterthums zu retten, alles sei Poesie in seiner Unsterblichkeit, und der Dichter sei dazu da, diese wieder hervorzurufen, weil Alles nur als Poesie sich verewige.“ Besonders treffend hat Bettina, welche in der Seele der Frau Rath wie kein Anderer zu lesen wußte, die geistige Wechselwirkung zwischen Mutter und Sohn mit den Worten bezeichnet: „..Sie sagte, sie sei nicht allein um ihres Sohnes willen da, sondern der Sohn auch um ihretwillen; und sie könne sich wohl ihres Antheils an Deinem Wirken und Deinem Ruhm versichert halten, indem sich ja auch kein erhabeneres und vollendeteres Glück denken lasse, als um des Sohnes willen so geehrt zu werden... Du warst nie besser verstanden, als von ihr; während Gelehrte Philosophen und Kritiker Dich und Deine Werke untersuchten, war sie ein lebendiges Beispiel, wie Du aufzu-

nehmen seiest. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor, so zu rechter Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton ... Das Lied: „O laß mich scheinen, bis ich werde," legte sie herrlich aus; sie sagte, daß dies schon allein beweisen müsse, welch' tiefe Religion in Dir sei, denn Du habest den Zustand darin beschrieben, in dem allein die Seele sich wieder zu Gott schwingen könne, nämlich ohne Vorurtheile, ohne selbstische Verdienste, aus reiner Sehnsucht zu ihrem Erzeuger ... Sie sagte von diesem Lied, es sei der Geist der Wahrheit, mit dem kräftigen Leib der Natur angethan und nannte es ihr Glaubensbekenntniß, die Melodien waren elend und unwahr gegen den Nachdruck ihres Vortrags, und gegen das Gefühl, welches in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorklang." *)

Daß Friedrich Schiller von seiner Mutter Elisabeth Dorothea, geborene Kodweis, ein tief fühlendes Herz und ein warmes Gemüth geerbt hat, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Weniger bekannt ist es, daß sie gleichfalls Dichterin war, wenn auch ihre Verse keinen poetischen Werth in hervorragender Weise beanspruchen können. So begrüßte sie z. B. am 1. Januar 1757, im neunten Jahre ihrer Ehe, ihren Mann mit den nachstehenden Strophen:

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich Dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeitstage war.

---

*) Bettina v. Arnim: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde," Theil II, S. 269 ff.

Ich zürne, trau're, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret:
Doch etwas frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz.

Einen schlagenden Beweis dafür, daß poetische Anlagen von der Mutter vererbt werden, giebt auch einer der größten deutschen Dichter, Ludwig Uhland. Seine Mutter, Elisabeth Hofer, bekundet in ihren Briefen einen feinen Geist, tiefes Gemüth und poetischen Sinn. Sie war es, welche schon frühzeitig den Sinn des Knaben für die landschaftlichen Schönheiten des Neckarthales weckte und überhaupt seinen Geist mit den Keimen des Schönen und Wahren erfüllte. Der Dichter hat selbst später, wohl in Erinnerung an sein Elternhaus, gesungen:

Zu stehn in frommer Eltern Pflege,
O welch' ein Segen für ein Kind!
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die Andern schwer zu finden sind.

Das Bild seiner heiß geliebten Mutter schwebt ihm stets vor der Seele. Auch als er sich mit Emma Vischer aus Calw verheirathete, mit der er bekanntlich in glücklicher Ehe lebte, brachte er sie seiner Mutter. Er läßt später seine Gisella sagen:

Denn wie des Vaters Stolz darin besteht,
Den Sohn gekrönt mit Ruhm und Macht,
So ist's der Mutter Wonne, wenn der Sohn
Einhertritt mit der jugendlichen Braut,
Der Liebenden, die ihm das Leben schmückt.

Wir wissen, daß Uhland die zärtlichsten Briefe an die Mutter richtete, in denen sich sein ganzes Wesen, seine ganze Eigenart ausspricht. Als sie krank war, wachte er viele Nächte an ihrem Bette, und als sie verschieden war, flossen ihm die Worte aus dem Herzen in die Feder:

Du, Mutter! sah'st mein Auge trinken
Des ird'schen Tages erstes Licht;
Auf Dein erblassend Angesicht
Sah ich den Strahl des Himmels sinken.

Und als er die Getreue in das letzte kühle Bett hatte sinken sehen, fügte er tief erschüttert hinzu:

Verweh'n, verhallen ließen sie
Den frommen Grabgesang;
In meiner Brust verstummet nie
Von Dir ein sanfter Klang . . .

Auch Heinrich Heine war es beschieden, ein treues, mit ihm fühlendes und ihn verstehendes Mutterherz sein eigen nennen zu können. Betty Heine war eine ebenso hingebende, wie geistig begabte und gemüthvolle Mutter, die stets den innigsten Antheil an seinen Studien und Erfolgen nahm. Ihr ganzes Sinnen, Denken und Sorgen galt immer ihrem so zärtlich geliebten Harry oder, wie dieser nach der Taufe hieß, Heinrich.

Der Dichter, welcher in seiner Spottlust Niemand, selbst seine besten Freunde und Freundinnen nicht, schonte, der sich über Alles lustig machte, nahte seiner Mutter stets mit Ehrfurcht, mit kindlicher Scheu und aufrichtiger Liebe und Verehrung. Das Leben Heinrich Heines zeigt so

manche dunkle Punkte, er hatte viele Schwächen und Schattenseiten, aber wie ein Glorienschein umstrahlt sein Thun und Lassen die außerordentliche Pietät, die zarte und feine Empfindung, welche er allezeit für seine Mutter hegte. Im Glück wie im Unglück, als Jüngling wie als Mann, in der Heimath wie in der Fremde lebte in seinem Herzen das Ideal echter Weiblichkeit und Frauentugend, wie er es in Betty Heine verkörpert wähnte. Alle diejenigen, welche dem Dichter das Gemüth, diese schönste Blüthe echter Menschlichkeit, abzusprechen gewillt sind, brauchen nur diese in psychologischer Hinsicht so interessanten Beziehungen zwischen Mutter und Sohn zu betrachten, um eines Besseren belehrt zu werden. Wer so innig empfinden, so aufrichtig lieben, sich so abhärmen und sorgen konnte, wie der Poet für die Mutter, der mußte ein goldiges Gemüth haben — allerdings nicht im Sinne der empfindsamen Schwärmerei der Romantiker, die mit ihren Gefühlen kokettirten, sondern im Sinne des schönen Worts Rahels von Varnhagen: „Das Herz ist ganz im Dunkeln, ganz allein, möchte man sagen, und weiß ganz allein, was besser. Nur wenn man dahin sieht, findet man Erkenntniß, weil die verwirrenden Lichter der ganzen Welt nicht hingelangen, und es wie ein Maß einer andern Welt in uns lebt, als ein Ja oder Nein: sonst nichts."

Betty oder auch Elisabeth*) Heine, geb. van**) Gel-

*) Am geläufigsten war ihr und ihrem Sohne der Name Betty; alle an sie gerichteten Briefe Heinrich Heines führen diesen Namen. Auch ihr Grabstein in Hamburg nennt sie „Betty Heine". — Ursprünglich schrieb sie sich mit ihrem hebräischen Namen: Peira oder Peierche.

**) Zu den Schwächen des Dichters gehört es bekanntlich, zu

dern, wurde am 27. November 1771 in Düsseldorf geboren. Sie war von kleiner Statur, aber von anmuthig zierlicher Gestalt und schon frühzeitig von sehr aufgewecktem Geist. Entgegen so vielen anderen Jüdinnen im vorigen Jahrhundert, hatte sie*) als Tochter eines gelehrten Arztes eine treffliche Erziehung genossen; neben ihren Muttersprachen deutsch und hebräisch, die sie von Kind auf gelernt hatte, waren ihr Englisch und Französisch so geläufig, daß sie die Dichterwerke beider Zungen im Original las. Rousseau und Goethe gehörten zu ihren Lieblingsschriftstellern; ja, ihr Sohn Maximilian erzählt, daß sie sich an den „Römischen Elegien" des letzteren besonders erfreut habe. Wenn sie das Deutsche nicht ganz richtig schrieb und häufig wider die Regeln der Grammatik verstieß, so theilte sie diesen Mangel, wie Strodtmann boshaft behauptet, nicht allein mit den meisten ihres Geschlechts damaliger Zeit, sondern Manches ist auch auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß sie sich hebräischer Zeichen bediente, welche nur unvollkommen dem Werthe der deutschen Buchstaben entsprachen. Jedenfalls beweisen Inhalt und Stil ihrer Briefe, daß sie auf der Höhe der Geistes- und Herzensbildung ihrer Zeitgenossinnen stand. Aus ihren Briefen klingt auch die patriotische Trauer um die Leiden des deutschen Vaterlandes in der französischen Zeit heraus. Wir

---

behaupten, seine Mutter sei eine geborene Adelige gewesen. „Von" oder „van" Geldern bedeutete vielmehr nichts als: „aus" Geldern, da jüdische Familien, die aus Holland stammten, damals nach ihrem Geburtsorte genannt zu werden pflegten.

*) Vgl. Adolf Strodtmann: „Dichterprofile." S. 220.

lassen hier einige Stellen aus jenen in der Jugendzeit Betty van Geldern's geschriebenen Briefen folgen. Man wird daraus ersehen, daß die spätere Mutter Heinrich Heines von warmer Menschenliebe erfüllt war und daß sie ein tiefes Gemüth und dabei einen scharfen, ernst denkenden Verstand besaß — Eigenschaften, welche ihren genialen Sohn in so hohem Grade auszeichneten.

In diesen, aus den Jahren 1795 und 1796, aus Düsseldorf datirten und an eine intime Freundin gerichteten Briefen heißt es u. A.:

Düsseldorf, den 10. Oct. 95.

„... Um 4 Uhr langten wir glücklich in Düsseldorf an. Die Spuren des Krieges, verödete Häuser, aufgeworfene Batterien, gefällte Bäume der schönsten Alleen,*) kurz, die Verwüstungen um die Stadt herum, hatten meinen Launen, welche während meiner Reise so ziemlich heiter wahren,**) eine melancholische Wendung gegeben. Allein, da ich in meinem Hause kam und hier vollends den zärtlichen Vater vermißte, der mich immer nach einer Reise mit offenen Armen und eine herzliche Umarmung zu empfangen pflegte, o! da versank ich ganz in meine Traurigkeit und jeder Gegenstand ließ mich durch seine Erinnerung aufs Neue doppelt meinen schmerzlichsten Verlust empfinden. Doch ich will hier abbrechen, um

*) Düsseldorf ist bekanntlich eine reizende Park- und Gartenstadt, mit den schönsten Alleen und Anlagen. Berühmt ist besonders der prächtige Hofgarten.

**) Wir lassen die eigenthümlich-unorthographische Schreibweise hier ohne Correcturen folgen.

das allzutheilnehmende Herz meiner Freundinnen nicht zu mißbrauchen."

Aus einem Schreiben: „Düsseldorf, den 1. Jenner 1796" mögen die nachstehenden Zeilen mitgetheilt werden:

„.... Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen öfter, unwillkürlich von Schmerz hingerissen, mit trübe Gedanken beschwerlich falle und Ihnen traurig die geträumte Wonnbilder der Zukunft erzähle, die ich leider — — als phantastische Traumbilder verschwunden sehe. Billig sollte nun eine Reihe von Entschuldigungen wegen der lange Verzögerung meiner Antwort folgen. Häusliche Geschäften, die kritische Lage unserer Stadt, die dadurch veränderliche, kriegerischen Auftritte und die immer damit verbundenen Unruhen könnten leicht zu meiner Entschuldigung dienen. Warum? Soll ich's aber leugnen, daß meine traurige Gemüthsverfassung auch eine Mitursache ist und daß sie es ist, die mich öfters Tage lang unfähig macht, auch nur eine Zeile zu schreiben, wenn ich nicht Gefahr laufen will, eine empfindsame Schwärmerin geheißen zu werden? Am wenigstens möchte ich mich aber von Ihnen nun bei diesem Namen rufen hören. Denn sicher glaube ich, daß Sie über diesen Punkt gleich mit mir denken werden, denn so leicht ich auch eine kleine Schwärmerei verzeihe, so sehr hasse ich dennoch die s. g. modische Empfindkamkeit, deren Existenz ich mehr für Empfindelei als Wirkung eines guten Herzens ansehe."

Zehn Tage später macht sie ihrem patriotischen Herzen in folgenden Zeilen Luft:

Düsseldorf, den 10. Jenner 1796.

„... Wenn ich bitten darf, so vermelden Sie meine Danksagung an ihren Herrn Bruder für den überschickten Comödienzettel. Welch' ein Contrast! Bei Ihnen lassen sich Kriegssöhnen in Thaliens Tempel als Priester einweihen und hier — steht Janus Tempel offen! — — Verzeihen Sie einem Mädchen diese Bemerkung, der Contrast ist zu groß, wenn man sich in die vergangene Zeiten hinein denkt, wo Deutschland noch Deutschland war, und wo Alles das Deutsch sprach, Brüder waren. Wenn ich Befehlshaber der pfälzischen Truppen oder besser gesagt der pfälzische Emigrante wäre, so ließ ich denen Herrn Officieren auch einmahl zum Zeitvertreib eine Comödie spielen, und zwar den Bramarbas."

Auch in anderen Briefen klagt sie in beweglichen Worten über die Verheerungen, denen in Folge des französischen Krieges ihre Vaterstadt ausgesetzt war. So schreibt sie unter dem 24. Juli 1796 u. A.:

„... Heute war es nach der traurigen Katastrophe, wo das grausame Schicksal mich zur vater- und mutterlosen Waise machte, das erste Mal, daß ich vor dem Thor spazieren ging. Wir hatten einen schönen, heiteren Tag, das um so angenehmer war, da wir eine Zeit lang regnerisches und unbestimmtes Wetter hatten. Ungeachtet geringfügige Dinge, die gewöhnlich nur einen Theil des Ganzen ausmachen, mir öfters die schmerzlichsten Erinnerungen verursachten, so war dennoch unser Spaziergang ziemlich munter. Unser Rückweg führte uns durch

den Hofgarten. Liebe Freundin, wenn Sie jetzt diesen Sammelplatz unseres Vergnügens sähen, Sie würden Mühe haben, sich sein vormaliges Sein zu erinnern. Mein Lieblingsplätzchen, welches am Ende des Gartens lag, ist fast ganz ruginirt, alle die schönen Bäumen, die selbst mitten in der heißen Sommertags-Hitze einen schattigen Aufenthaltsort gewährten, waren abgehauen, künftig wird es in unserer Gegend kein kühles schattiges Plätzchen geben als — — das Grab. Machen Sie mir nicht den Vorwurf, daß ich nur traurige Gegenstände aufsuche. Welchen Stoff ich auch wählen wollte, so wird Geist und Herz unerschöpfliche Qualen des Schmerzes finden.

Die Hoffnungen zum Frieden sind hier ganz verschwunden. Man spricht von nichts als einer nahen Feldschlacht und ich fühle, das Gespräch wird sich bestätigen. O, ich fürchte, die Fackel des Krieges wird nur in Thränen und Blut verlöschen."

Daß Betty van Geldern sehr vorurtheilsfrei dachte, beweisen die nachstehenden Zeilen, welche sie an ihre Freundin bezüglich ihres Bruders Mordechai richtete, als dieser anfragen ließ, ob er an Betty schreiben dürfte? Sie sagt:

„Nur der Schwache muß sich auf das große, dennoch schwankende Rohr Etiquette stützen, obgleich ich mit einem alltägliche Gesicht und Figur auch einen alltäglichen Geist verbinde, so fühle ich dennoch die Kraft, mich über die Chimären, Vorurtheil, Convenienz und Etikette hinaus zu schwingen, und nur den Wolanstand als die einzige Grenzlinie zu betrachten, um

mich alsdann frei willig unter den Schutz der Religion und Tugend zu begeben. Ich hoffe, Sie werden diese Art, zu denken, billigen; sollte es nicht sein, so bitte ich um eine freundschaftliche Zurechtweisung."

Zum Schluß mag noch der nachfolgende Brief mitgetheilt werden, worin sich die ganze Denkungsart und das Empfindungsleben der jungen Dame, welche einem der größten Dichter aller Zeiten das Leben geben sollte, bekundet:

Düsseldorf, den 27. May 1796.

„Theure Freundin!

Heftige Gemüthsbewegungen verursachen mir auch immer körperliche Leiden, und dies ist die Schuld, daß Ihnen noch nicht der Tod meines zweiten Vaters, meines Bruders, geschrieben habe; denn die ängstliche Unruhe und das immerwährende Nachtwachen hatte meine sonst unerschütterliche Gesundheit so zerrüttet, daß wenn mich nicht das strenge und scharfe Verbot der Aerzte, die liebevolle Sorgfalt meiner Geschwister, und die dringende Bitte meiner Freunde vom Krankenbett entfernt hätte, so wäre ich sicher auch eine Beute des Todes worden. Denn durch dem daß ich nur mit dem geliebten Kranken beschäftigt war, dessen Krankheit ich sich immer verschlimmern sahe, ohne dem reißenden Uebel Schranken zu setzen und den theuren Bruder retten zu können, wurde der Tod das Lieblingsbild meiner Phantasie und der einzige Ruhepunkt für meinen müden Geist.

Vergebens suchten meine Freunde, mich mit dem Unglück meiner Mitmenschen zu trösten; meines Nach-

bars Wunde heilet die meine nicht; vergebens suchte die Vernunft das vom tobenden Schmerze zerrissene Herz zu beruhigen, das nur da, wo es nicht mehr schlägt, Ruhe zu finden glaubte. Umsonst war der laute Zuruf der Welt, daß unsere Vermögensumständen uns den Beistand unseres Bruders nicht nothwendig machten. — O, du kalte Welt, die du deine Gefühle blos nach der Goldwage abwägst und deinen Verlust gleich Summen zu berechnen weißt! Ach, es giebt wenig Trost für den Verlust eines zärtlichen Bruders, der kaum ein Jahr Hofmedicus und hiesiger Arzt war, und schon ein Verdienst besaß, das sich täglich auf 6 Kronthaler belief; dabei hinterließ er einen eben so großen und ungetheilten Lob wie mein Vater, und ein gleicher Ruhm und Ehre folgten ihm in's Grab. Dies tröstet zwar ein wenig, aber es lindert nur und heilt nicht.

Kaum hatte ich angefangen, mich von einem Schlage zu erholen, folgt einen zweiten, der mich vollends zu Boden stürzt. Beschuldigen Sie mich nicht, daß ich mir keine Mühe gebe, mich aufzuheitern. Ich suche Alles auf, allein Nähen, Stricken und sonst häusliche Geschäften können mich nicht aufheitern, sie sind kaum hinreichend, mich 10 Minuten zu zerstreuen. Ich suchte auch als durch deutsche, französische und englische Lectüre zu erlangen, was ich durch jene Beschäftigungen nicht erreichen konnte; allein meine Lieblingsdichter finde ich jetzt, obschon in ihrer Originalsprache, wenn sie komisch sind, fad und wenn sie traurig sind, vollends un-

ausstehlich. Auch habe ich als meine Zuflucht zur Musik genommen, allein meine Flöte, die sonst meine wahre harmonische Freundin meiner Freuden und Schmerzen war, versagt mir jetzt ihre Theilnahme. Mitten in einer Adagio stecke ich und fand zum ersten Male, daß wenn die Welt sagt, man spielt mit wahrer Empfindung, es eben so viel sagen will, als man kopirt gleich dem Schauspieler auf'm Theater die Natur und ihre Empfindungen. Wil ich dann es mit einen Allegro versuchen, so priludire und phantasire ich denn vollends solches Zeug unter einander, daß man ehnder glauben soll, ich wollte ein Donnerwetter nachahmen als ein Allegro blasen.

O, es ist zum Erstaunen, wie Viel diejenigen, welche das Schicksal zum Ziel seiner Pfeile gemacht zu haben scheint, zu dulden vermögen, bis sie endlich fest und abgehärtet dastehen als lebendige Denkmäler menschlicher Leiden und Kräfte. Leben Sie wohl, recht wohl, und überzeugen Sie bald von Ihrem werthe Befinden Ihre wahre Freundin

Peièrche de Geldern." — —

Diese geistreiche, aufgeweckte, phantasiereiche, scharfsinnige und musikliebende Rheinländerin heirathete nun am 8. November 1796 den 19. August 1764 zu Hannover geborenen Kaufmann Samson Heine, einen hübschen stattlichen Mann, von lebhaftem Temperament und redlichem Herzen, wenn auch nicht mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet. Aller Wahrscheinlichkeit*) nach wurde Hein-

*) Heinrich Heine liebte es, seine Geburt auf den 1. Januar 1800 zu verlegen, um sich scherzweise einen der ersten Männer des

rich Heine am 13. December 1799 geboren, und zwar auf der Bolkerstraße zu Düsseldorf, wo sein Vater ein Manufacturwaarengeschäft errichtet hatte. „Dieses Haus" — schreibt Heinrich Heine später — „wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie doch jetzt kaum so viel, wie schon das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, darin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich mein Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben leerte. — Ach Gott, Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner Mutter genug Mühe gekostet!"

In der That gab sich Frau Betty Heine die größte Mühe, um ihrem Erstgeborenen eine gründliche und ge-

---

Jahrhunderts zu nennen. Ein anderes Mal giebt er — und ebenso sein Bruder Maximilian Heine — den 13. December 1797 als seinen Geburtstag beziehentlich sein Geburtsjahr an; nach den bisherigen genauen und unparteiischen Forschungen steht es aber wohl fest, daß er, wie gesagt, am 13. December 1799 geboren wurde. In Uebereinstimmung mit den Zeugnissen seiner Jugendfreunde Neunzig, Prag und Steinmann äußerte sich Heine allerdings in einem Briefe an Fr. Raßmann am 20. October 1821, 24 Jahr alt, folglich 1797 geboren zu sein. Dieser absichtliche Irrthum wurde augenscheinlich deshalb erregt, um ihn älter erscheinen zu lassen und während der preußischen Invasion ihn dem preußischen Kriegsdienste zu entziehen.

diegene Erziehung zu Theil werden zu lassen. Von ihren Kindern und Anverwandten, namentlich dem späteren russischen Staatsrath Maximilian Heine*) und Marie Embden,**) der späteren vornehmen Principessa della Rocca, sind uns mehrere sehr interessante und bezeichnende Daten mitgetheilt worden, welche genügend beweisen, daß die gute und edle Mutter einen bedeutenden Einfluß auf die geistige Entwickelung ihres Sohnes Heinrich ausübte. Hier nur wenige Beispiele und Anecdoten:

Frau Betty hatte ihre Kinder von deren ersten Jugend an daran gewöhnt, wenn sie irgendwo zu Gaste waren, nicht Alles, was auf ihren Tellern lag, aufzuessen. Das, was übrig bleiben mußte, wurde der „Respect" genannt. Auch erlaubte sie nie, wenn Heinrich — damals noch Harry — und seine Geschwister zum Café eingeladen waren, in den Zucker so einzugreifen, daß nicht wenigstens ein ansehnliches Stück zurückbleiben mußte. Einmal trank die Mutter mit ihrer ganzen Familie an einem schönen Sommertage außerhalb der Stadt Café. Als man den Garten verließ, sah der damals siebenjährige Maximilian, daß ein großes Stück Zucker in der Dose zurückgeblieben war; er glaubte sich unbemerkt und nahm hastig das corpus delicti aus der Dose. Heinrich hatte das bemerkt, lief erschrocken zur Mutter und sagte ganz eiligst: „Mama,

---

*) „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder Maximilian Heine." Berlin, 1868; ein sehr unkritisches und nur mit Vorsicht aufzunehmendes Werkchen.

**) „Erinnerungen an Heinrich Heine. Von seiner Nichte Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca." Hamburg, 1881.

denke Dir, Max hat den Respect gegessen!“ Max erhielt dafür eine Ohrfeige, vor der er sein ganzes Leben Respect erhalten hat. —

Die Mutter Heinrich Heines war, wie wir wissen, sehr musikalisch. Sie ließ ihm u. A. auch Violinunterricht geben, doch scheint dieses Instrument dem Knaben Heine nicht besonders zugesagt zu haben, wie wir dies aus folgender kleinen Historie ersehen. Frau Betty nahm einen Musiklehrer an und Harry that, nämlich in Worten, als ob er ganz für die Violine lebte. So war ein Jahr hingeflossen, als Frau Betty um die Zeit der Musikstunde im Garten spazieren ging. Zu ihrer größten Befriedigung hörte sie ein gutes und fertiges Violinspiel. Sie freute sich schon in der Seele über die Fortschritte ihres Erstgeborenen und eilte die Flügeltreppe hinauf, um dem gewissenhaften Lehrer recht sehr zu danken. Als sie die Thüre öffnete, sah sie zu ihrem großen Erstaunen, wie Harry der Länge nach auf einem Divan lag, der Lehrer vor ihm auf und abging und ihn mit seinem Violinspiel unterhielt. Die Sache klärte sich damit auf, daß auf diese Weise alle Musikstunden gegeben worden waren und der Zögling nicht einmal die Tonleiter rein zu spielen vermochte. Natürlich wurde der Lehrer sofort verabschiedet. —

Viel mehr Erfolg hatte Frau Betty mit denjenigen Unterrichtszweigen, welche sie selbst ihrem Sohne beibrachte. Er war ein lebhafter und aufgeweckter Knabe, und es hielt schwer, ihn zum Stillsitzen zu bringen; aber mit einer unbeschreiblichen Geduld, deren nur eine liebende Mutter fähig ist, lehrte sie ihn lesen und schreiben. Im Hause Heine

war ein großer, englischer Kamin, eine Seltenheit zu jener Zeit, den man im Sommer mit einer schwarz lackirten Platte verschloß, damit die Kinder beim Versteckspielen nicht hinein kriechen konnten. Auf die Platte schrieb die Mutter Harry's große Buchstaben mit weißer Kreide, die der zukünftige Dichter mit dem größten Fleiße nachahmte. Sie war es auch, die ihn später mit den Meisterwerken deutscher Dichter vertraut machte und war überhaupt die einzige in der Familie, die sein aufkeimendes poetisches Talent zu schätzen wußte. Auch war sie bestrebt, in der Seele ihrer Kinder die Flamme des Patriotismus zu entfachen. „Versprecht mir," sagte sie oft zu ihnen, „daß ihr nie in kleinen Staaten leben, sondern den Aufenthalt in einer großen Stadt, in einem großen Lande wählen werdet, bleibt aber dennoch immer deutsch gesinnt und bewahrt ein deutsches Herz für euer deutsches Vaterland."

Heine besuchte das kath. Lyceum zu Düsseldorf, dessen Rector damals Schallmeyer hieß. Dieser machte, als er sah, daß Harry so guter Fortschritte sich erfreute, einst den Vorschlag, daß der Knabe Theologie studieren solle, um ihn dann nach Rom zu schicken, wo er gewiß eine glänzende Carrière machen würde — so berichtet wenigstens seine Nichte, die Fürstin della Rocca. Die Mutter Heines wollte von diesem Anerbieten nichts wissen, und die fromme Fürstin war gewiß darüber untröstlich, daß ihr berühmter Onkel sich der Möglichkeit entschlagen, einst Cardinal oder sogar Papst zu werden. „Papst Heinrich", genannt Heinrich Heine — wer lacht da? Heine mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe und dem ironischen Lächeln,

welches seinen Mund umspielte, dem schönen Geschlechte den Segen ertheilend, hätte doch wahrlich einen spaßhaften Anblick gewährt!

Sehr hübsch ist auch die folgende Erinnerung der Fürstin an ihre Großmutter und ihren Onkel: „Als wir noch kleine Kinder waren, saßen wir oft auf Schemeln zu Füßen der Großmutter, sie selbst saß auf dem Lehnstuhle, meine Mutter daneben. Das war in der Dämmerungsstunde, und dann baten wir: ‚Großmütterchen, erzähle uns etwas!‘ — ‚Was soll ich Euch erzählen? Märchen und Anecdoten meines Wissens sind Euch bekannt, Ihr habt meinen Vorrath ausgebeutet und in meinem Alter ist die Erfindungsgabe nicht ergiebig.‘ — ‚So erzähle etwas vom Onkel Harry!‘ — ‚Auch das habt Ihr schon so oft gehört!‘ — Dann schmeichelten wir der alten Frau, küßten und streichelten ihre schönen Hände . . . sie ließ sich erbitten und wiederholte die alten Geschichten mit ihrer wohlklingenden Stimme im rheinischem Dialekt, der sich so gemüthlich anhört. Unsere Lieblingsgeschichten waren die kleinen Unarten, die der Onkel in seiner Jugend beging, Züge seiner Kindheit, die ihn charakterisirten. Nachdem Heine lesen und schreiben gelernt hatte, schickte man ihn in eine Mädchenschule, deren Vorsteherin eine alte, fünfzigjährige Jungfrau war. Der Knabe war erst vier Jahre alt, lernte Alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillsitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin bestrafte jede Unachtsamkeit auf's Empfindlichste und diese Strenge empörte ihn. Sie wurde ihm so verhaßt, daß er hin und her sann, wie er sich rächen könnte. Eines

Tages ließ die Lehrerin einen Krug mit Milch auf dem Tische stehen, und so wie er sich unbeobachtet sah, nahm er ein Tintenfaß und goß den Inhalt in die Milch. Hierauf stolzierte er in der Stube auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, als ob nichts geschehen wäre! Ein anderes Mal erwischte er die Schnupftabaksdose der Alten, leerte sie und füllte sie mit Sand. Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und ihn fragte, warum er das gethan habe, antwortete er mit Nachdruck: ‚Weil ich Dich hasse!‘ Hier war seines Bleibens nicht länger und man schickte ihn in eine Knabenschule, dort war er in seinem Elemente, konnte nach Herzenslust toben und lärmen und sich mit seinen Mitschülern balgen.“

Die liebende Mutter nahm begreiflicher Weise auch an den Studien ihres Harry, als dieser in Bonn, Göttingen und Berlin studirte, den regsten Antheil und verfolgte mit einer wahren Herzensangst die ersten Stadien des Dichterruhms ihres geliebten Sohnes. Schon die Erstlinge seiner Muse waren dem liebenden Mutterherzen als Dankesworte für ihre Bemühungen und Anstrengungen dargebracht. Die beiden tief empfundenen Sonette*) lauten:

An meine Mutter B. Heine,
geb. van Geldern.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein Bischen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

*) Heinrich Heines ges. Werke, kritische Gesammtausgabe in 9 Bänden von Gustav Karpeles, B. 1, S. 88 ff.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In Deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthsvolles Zagen.

Ist es Dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die Dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

* * *

Im tollen Wahn hatt' ich Dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thür streckt' ich aus die Hände
Und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist Du entgegen mir gekommen,
Und ach, was da in Deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

Auch später hat er der Mutter so manches Gedicht gewidmet, welches zu den schönsten Perlen unserer Lyrik

gehört. So im Jahre 1843*) das tief ergreifende Poem, welches in der „Zeitung für die elegante Welt“ Nr. 32, 1843 abgedruckt war und das wahrhaft pietätvolle Gefühl des Sohnes für die Mutter verräth. Es lautet bekanntlich:

Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen,
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext.
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht an's Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land!

*) Heinrich Heines ges. Werke, kritische Gesammtausgabe in 9 Bänden, Bd. 1, S. 380 ff.

Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd' ich es immer finden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich. — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual.
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust. — Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heit'res Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen
Und streichelt fort die deutschen Sorgen.

Ergreifend ist das wundervolle Gedicht in Caput XX von „Deutschland", worin der Dichter die Freude seiner Mutter bei der Rückkehr ihres Sohnes aus der Fremde schildert. Es heißt dort u. A.:

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erschrak sie fast vor Freude;
Sie rief: „Mein liebes Kind!" und schlug
Zusammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr'
Verflossen unterdessen!
Du wirst gewiß recht hungrig sein —
Sag' an, was willst Du essen?

Ich habe Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen.“
So gieb mir Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen.

Und als ich aß mit großem App'tit,
Die Mutter war glücklich und munter,
So frug sie wohl dies, sie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind, und wirst Du auch
Recht sorgsam gepflegt in der Fremde?
Versteht Deine Frau die Haushaltung
Und flickt sie Dir Strümpfe und Hemde?“

Der Fisch ist gut, lieb' Mütterlein,
Doch muß man ihn schweigend verzehren;
Man kriegt so leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfst mich jetzt nicht stören.

Und als ich den braven Fisch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das,
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt sich am Besten leben?
Hier oder in Frankreich? Und welchem Volk
Wirst Du den Vorzug geben?“

Die deutsche Gans, lieb' Mütterlein,
Ist gut, jedoch die Franzosen
Sie stopfen die Gänse besser als wir,
Auch haben sie bessere Saucen.

Und als die Gans sich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelsinen, sie schmeckten so süß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen ganz vergnüglich
Nach tausend Dingen, mitunter sogar
Nach Dingen, die sehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! Wie denkst Du jetzt?
Treibst Du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Partei
Gehörst Du mit Ueberzeugung?“

Die Apfelsinen, lieb' Mütterlein.
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verschlucke ich den süßen Saft
Und ich lasse die Schalen liegen.

Nicht nur in diesen und anderen Gedichten hat Heine seinem treuen Kinderherzen beredten Ausdruck gegeben, sondern auch in seinen „Memoiren“ und Briefen. In den in der „Gartenlaube“ 1884 zuerst erschienenen „Memoiren“ Heinrich Heines gehört die Schilderung der Mutter des Dichters zu den reizvollsten Partien. Seine rührende Pietät tritt auch hier in sehr wohlthuender Weise zu Tage. Es heißt dort u. A.: „Ueber meine wirkliche Denkart hat sie sich nie die Herrschaft angemaßt und war für mich immer die Schonung und Liebe selbst. Ihr Glaube war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseaus, hatte dessen „Emil“ gelesen, säugte selbst ihre Kinder und

Erziehungswesen war ihr Steckenpferd. Sie selbst hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin eines Bruders gewesen, der Arzt war und früh starb.*) Schon als ganz junges Mädchen mußte sie ihrem Vater die lateinischen Dissertationen und sonstige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte . . . Sie war sparsam, aber nur in Bezug auf ihre eigene Person; für das Vergnügen Anderer konnte sie verschwenderisch sein, und da sie das Geld nicht liebte, sondern nur schätzte, schenkte sie mit leichter Hand und setzte mich oft durch ihre Wohlthätigkeit und Freigebigkeit in Erstaunen. Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht blos das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustand, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werthe, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern. Ich war übrigens nicht der erste in unserer Familie, der auf der Universität Edelsteine aufgegessen und Perlen verschluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie diese mir einst erzählte, erprobte dasselbe Kunststück. Die Juwelen, welche das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter verzierten, mußten die Kosten seines Aufenthaltes auf der Universität bestreiten, als sein Vater, der alte Lazarus de Geldern,

*) Es ist der oben in den Briefen Betty van Gelderns erwähnte und betrauerte Dr. Joseph van Geldern (1765—1797).

durch einen Successionsprozeß mit einer verheiratheten Schwester in große Armuth gerathen war, er, der von seinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von dessen Größe mir eine alte Großmuhme so viele Wunderdinge erzählte."

Wie aus den eben mitgetheilten Gedichten ersichtlich, trieb Heine in erster Linie die Sehnsucht nach der „alten Frau" 1843 zu seiner ersten Reise nach Deutschland. Mit großer Bekümmerniß berichtet er seiner Frau Mathilde — Hamburg, 31. October 1843 — daß die „alte Frau" schon sehr gebrechlich sei. „Was meine Mutter betrifft," schreibt er, „so finde ich sie sehr verändert. Sie ist sehr schwach und entkräftet. Sie ist durch Alter und Sorgen sehr zusammengeschrumpft. Aengstlich, wie sie ist, regt die größte Kleinigkeit sie schmerzlich auf. Ihr größtes Uebel ist der Stolz. Sie geht nirgends hin, da sie nicht die Mittel hat, bei sich Besuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt sie zwei kleine Zimmer; es ist ein wahrer Jammer! Sie hat viel durch den Brand verloren, da sie bei einer Gesellschaft versichert war, die nicht bezahlen konnte."

Ein Jahr darauf brachte der Dichter seine Mathilde nach Hamburg und seine Mutter empfing sie mit wahrer Liebe und Zärtlichkeit, obwohl die Gattin Heines, wenn man der Fürstin della Rocca, die auf die letztere schlecht zu sprechen ist, Glauben schenken darf, sich nichts weniger als liebenswürdig erwies.

Stets war der Sohn bestrebt, durch alle möglichen Listen und Manöver der Mutter sein trostloses Siechthum zu verbergen. Er schrieb ihr jeden Monat regelmäßig die heitersten Briefe, er erzählte ihr von seiner Frau und

sagte ihr, wie gut er es habe. Die „alte Frau" hat deshalb niemals das entsetzliche Maß seiner Leiden erfahren und sie war glücklich, daß er ihre mütterliche Liebe durch ein so treues und dankbares Gefühl vergalt. „Daß übrigens ein Sohn so krank und elend werden kann, wie ich es bin, das glaubt ohnehin keine Mutter," sagte er, als Alfred Meißner ihn einst beim Dictiren eines Briefes an seine Mutter traf. Da es ihr auffallen mußte, daß er seine Briefe dictire, so schob er die Schuld immer nur auf ein Augenleiden, das mit der Zeit wohl vorübergehen werde. Als Probe dieser Briefchen lasse ich nur die nachstehenden Zeilen des damals schon schwer kranken Dichters, welche die Nichte desselben mittheilt,*) hier folgen:

Passy, den 17. Juni 1848.

„Liebste, gute Mutter!

Ich habe Dir geschrieben, gleich nachdem ich meine Sommerwohnung bezogen, das sind nun drei Wochen und noch immer bin ich ohne Brief von Dir und dem lieben Lottchen?**) Wie geht es Euch in dieser schlechten Zeit? Ich ängstige mich sehr und schmachte nach einem Brief von Euch. Mir geht es wie gewöhnlich. Mit meiner Wohnung bin ich sehr zufrieden, sie ist allerliebst und sehr angenehm. Lebe wahrhaft philosophisch von der Welt zurückgezogen. Hast Du die Erklärung ge-

*) „Erinnerungen an Heinrich Heine," S. 95.
**) Die Schwester Heines, Charlotte Embden.

lesen, die ich in den Zeitungen drucken ließ wegen meines Verhältnisses zur vorigen französischen Regierung?*)

Meine Frau läßt Euch herzlich grüßen und liebt Euch und schwatzt von Euch beständig. Das Zanken abgerechnet, führt sie sich prächtig auf in diesem Augenblick und beglückt mich sehr.

Mit getreuer Liebe Heinrich Heine."

In den Büchern des Dichters, welche dieser der Mutter stets sandte, mußte der Verleger sorgfältig die auf die Krankheit Heines bezüglichen Stellen ausschneiden.

Bezeichnend ist es, daß das erste Gedicht Heines, in seinem 14. Jahre, zur Feier des Hochzeitstages seiner Eltern geschrieben, d. h. eigentlich von ihm abgeschrieben wurde, indem er es dem halbvergessenen Poeten Klamer Schmidt entlehnte. Dasselbe theilte Maximilian Heine im Jahre 1863 mit. Es lautet:

O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel Befehle,
Denn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag.

Düsseldorf, den 1. Februar 1813.

Vivat. Harry Heine.

Das gütige Geschick hatte dem leidenden Dichter vielleicht den herbsten Schmerz erspart, den Tod seiner geliebten Mutter zu erleben. Erst drei Jahre später, den 5. September 1859, folgte ihm die „alte Frau", die ihre

*) Es handelt sich um die „Retrospective Erklärung" in Band VI der Kritischen Ausgabe S. 396 ff. Sie richtete sich gegen eine böswillige Insinuation der „Allg. Z.", daß Heine im Solde des Ministeriums Guizot gestanden habe und von diesem bezahlt worden sei.

letzten Lebenstage der wehmüthigen Erinnerung an ihren großen Sohn weihte, während einer Choleraepidemie in's Grab nach. Sie wurde 88 Jahre alt. Mag in der Heine'schen Lyrik viel Schein und Koketterie sein — wo der Sohn von der Mutter redet, da kommen ihm Töne von ergreifender Wahrheit und Innigkeit aus der Seele und sein Gesang offenbart eine Reinheit und Zartheit im Gefühl, die es zu den schönsten und lieblichsten Ergüssen im Liede brachte.

Eine der vorurtheilslosesten, geist- und gemüthvollsten Frauen war ohne Zweifel Betty Heine. Der Sohn, der auf seiner langwierigen Matratzengruft mit frommem Betrug seine Mutter über seine Leiden zu täuschen suchte, und diese Mutter, die in der Abgeschlossenheit ihres hohen Alters starb, ohne über den wahren Zustand ihres Sohnes die schreckliche Wahrheit erfahren zu haben, die außer ihr die ganze Welt kannte, sie waren, wie Alfred Meißner treffend bemerkt, in ihrem Verhältniß zu einander ein ganzes Gedicht!

An den Gräbern der beiden stehen wir mit Wehmuth und tief erschüttert; wir denken an das Wort von Annette von Droste-Hülshoff:

'S giebt Gräber, wo die Klage schweigt,
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt,
Und doch die Lava drinnen fluthet.
'S giebt Gräber, die wie Wetternacht
An unserem Horizonte steh'n
Und alles Leben niederhalten,
Und doch, wenn Abendroth erwacht,
Mit ihren goldnen Flügeln weh'n
Wie milde Seraphimgestalten.

Charlotte Heine.

(Die Schwester Heinrich Heines.)

Den jüdischen Grundzug in seinem Wesen, die pietätvolle innige Liebe zur Mutter und zur Schwester, konnte Heinrich Heine nie verleugnen und die spätere Taufe hat darin nichts geändert. Während er die heiligsten Gefühle und Empfindungen erbarmungslos verspottete und die Ideale, welche im Grunde seiner Seele lebten, oft zum Gegenstande seiner grausamen Persiflage machte, war diese treue Anhänglichkeit an Mutter und Schwester stets der „bleibende Pol in der Erscheinungen Flucht".

Charlotte Heine, die, noch in Hamburg lebende, 1803 geborene, 85jährige Greisin Charlotte von Embden-Heine, war nur vier Jahre jünger als er und war und blieb seine einzige Schwester. Der Knabe wuchs mit ihr auf, sie war seine Spielgenossin, theilte seine Studien mit ihm und war Zeit seines Lebens seine intime Freundin, die Vertraute seiner Freuden und Leiden. Stets erinnerte sich der Dichter mit Freude der trauten Jugendzeit, welche er mit „Lottchen" verlebte, und gar manches

sinnige Gedicht widmete er jener holden „Jugendeselei“. So z. B. im Buch der Lieder*) das köstliche Poem:

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen in’s Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikeriküh!“ sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezirten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling und Knickse
Und Complimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut’,
Und klagten, wie Alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

---

*) Kritische Gesammtausgabe, Bd. I, S. 161.



Charlotte von Embden-Heine.

Wie Lieb' und Treu und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so theuer der Café
Und wie so rar das Geld! — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glaub' und Lieb' und Treu'.

Auch sonst hat Heinrich Heine seine Schwester in seinen Schriften unsterblich gemacht. Er widmete ihr den Gedichtcyclus „Neuer Frühling", der 1831 erschien, mit den Worten: „Seiner Schwester Charlotte Embden, geb. Heine, widmet diesen ‚Neuen Frühling' artig und liebevoll der Verfasser." In „Deutschland, ein Wintermärchen" — geschrieben im Januar 1844 — kommt auch Lottchen vor, nach der sich der Bruder, wie nach der Mutter, gesehnt habe:

Ich seufzte des Nachts und sehnte mich,
Daß ich sie wiedersähe,
Die alte Frau,*) die am Dammthor wohnt;
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

In einem Briefe**) an seinen Jugendfreund Imanuel Wohlwill***) nennt Heine seine Schwester „ein liebes Mädchen"; mit Rührung gedenkt er ihrer Hochzeit am 22. Juni

*) Die „alte Frau", wie man weiß, die Mutter Heines, wohnte am Dammthor in Hamburg, während „Lottchen" in einer Nebenstraße, am Gänsemarkt, domicilirte.

**) Vom 1. April 1823.

***) J. Wohlwill — 1799—1847 — hieß ursprünglich Wolf und war einer der Vorkämpfer der jüdischen Reform.

1823 — der er beigewohnt habe. „Es war ein schöner Tag der Festlichkeit und Eintracht!“*) ruft er aus, und in einem Empfehlungsschreiben an Karl Immermann**) sagt er: „Ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß letztere, Fräulein Embden, unsäglich von mir geliebt wird, daß ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie sie bei Brüdern selten sind, zugethan bin, und daß ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Wesen Gelegenheit hätten, zu erzeugen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde, als das, was mir selbst erzeugt wird.“ Erst durch den Brief, welchen Heine am 16. Juli 1853***) an seine Schwester richtete, wissen wir auch mit ziemlicher Gewißheit den Geburtstag desselben. Das Briefchen lautete nämlich:

„Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerke ich Dir, daß ich laut meinem Taufschein am 13. December 1799 geboren bin, und zwar in Düsseldorf am Rhein, wie Dir ebenfalls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in Düsseldorfer Archiven das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben sein kann, aus Gründen, die ich nicht sagen will,†) so ist obiges allein authentisch, jedenfalls authentischer,

*) Kritische Gesammtausgabe 2c., Bd. VIII, S. 382.

**) Ebendas., Bd. IX, S. 92.

***) Derselbe ist leider nur im Auszuge bekannt geworden.

†) Die eigentlichen Ursachen sind oben: „Betty Heine“, S. 14 ff. angedeutet worden. Ein mathematisch genauer Beweis, wann Heine eigentlich geboren wurde, ist trotz alledem bisher noch immer nicht erbracht.

als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Gedächtniß keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann!"

Da leider nur einige wenige Briefe Heines an seine Schwester veröffentlicht worden sind, sind wir darauf angewiesen, über die Beziehungen der beiden aus indirecter Quelle zu schöpfen. Besonders werthvoll sind in dieser Beziehung Aufzeichnungen Maximilian Heines und Marie Embden-Heines in ihren wiederholt erwähnten „Erinnerungen", denen wir auch hier folgen.

Charlotte Heine besitzt noch aus ihrer frühesten Jugendzeit ein kalligraphisch schön geschriebenes Stammbuchblatt, das von des Dichters Geschwisterliebe Zeugniß ablegt. Dasselbe lautet:

„Wir können die Menschen füglich in zwei Klassen eintheilen: erstens diejenigen, die uns lieben, zweitens diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie uns lieben.

Mich, liebes Lottchen, kannst Du dreist zur ersten Klasse rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Düsseldorf, den 10. Juni 1817.

Dein Bruder

Harry Heine."

Die Tochter Charlotte Embdens, die erwähnte Fürstin della Rocca, will sogar wissen, daß Heine der Vermittler der Ehe ihrer Mutter und ihres Vaters war. Bei seinem Aufenthalte in Hamburg machte nämlich der Dichter die Bekanntschaft Embdens und sprach fortwährend von seiner

Schwester. Embden wollte, neugierig gemacht, das schöne, liebenswürdige Mädchen kennen lernen. Sie sehen und sich verlieben, war das Werk eines Augenblicks. Sie wurde seine Gattin. Als Charlotte ihrem Bruder die Verlobung anzeigte, soll er ihr gerathen haben, ja die Verse ihres Gatten zu loben, denn Dichten soll die Hauptleidenschaft des Herrn v. Embden gewesen sein, und das Unterlassen hätte leicht Uneinigkeit herbeiführen können. Im Buch der Lieder enhält ein Gedicht diesen Rath:

Und lobst Du meine Verse nicht,
Laß ich mich von Dir scheiden!

Wie sehr Charlotte schon als Kind des Dichters Liebling war, erzählt die Principessa della Rocca in folgender kleinen Geschichte:

Des Morgens in aller Frühe, wenn die anderen der Familie noch in tiefem Schlummer lagen, spielten Heinrich und Charlotte mit einander. Sie suchten Reime. Eines Tages quälte sich das kleine Mädchen vergebens, sie konnte die gewünschten Verse nicht finden. Sie wandte sich an den Bruder:

„Dir ist es leicht, Worte zu finden, mir wird es sehr schwer, wir wollen lieber ein anderes Spiel spielen. Ich werde eine Fee vorstellen, wir bauen einen Thurm, ich bewohne ihn; Du bleibst draußen stehen, siehst und findest Reime."

Beinahe hätte dieses Spiel „Lottchen" das Leben gekostet!

Sie bauten einen Thurm. Im Wagenscheuer standen

viele leere Kisten; die beiden Kinder arbeiteten unermüdlich, bis sie eine Kiste auf die andere gehoben hatten und ihr Gebäude an zehn Fuß Höhe erreicht hatte. Dessen ungeachtet fanden sie, daß der Thurm noch immer nicht hoch genug war. Die Kleine kletterte hinauf bis zur letzten Kiste und sprang hinein. Die Fee verschwand, da die Kiste höher war als das Kind. Sobald Heinrich seine Schwester nicht mehr erblickte, wurde ihm bange, er lief nach Hause und rief um Hilfe. Charlotte suchte sich zu befreien, die Kisten fingen an zu schwanken und furchterfüllt kauerte sie sich leise in eine Ecke. Um recht schön zu erscheinen, hatte sie ihr bestes Kleid angezogen und beim Hineinspringen bedeutend zerrissen. Sie fürchtete die Folgen, da Frau Betty eine strenge Frau war. Als man „Lottchen" zu Hilfe eilte, blieb sie stumm und still in einer Ecke sitzen, doch als sie das Klagen und Weinen ihres Bruders hörte, rief sie ihm zu: „Ich lebe, aber mein Kleid ist zerrissen!" Nicht ohne Schwierigkeit wurde sie aus ihrem sogenannten Thurm hervorgeholt und Heinrich umarmte sie stürmisch, überglücklich, sein Schwesterchen unbeschädigt wiederzusehen.

„1855," erzählte Frau Charlotte von Embden, „zwei Monate vor seinem Tode, als ich ihn zum letzten Male sah und wir von den glücklichen Tagen unserer Kindheit sprachen, erzählte er mir, daß er nie den freudigen Eindruck vergessen habe, den er damals als achtjähriger Knabe empfand."

Schon im zehnten Jahre soll sich Heines Dichtertalent entwickelt haben, und die Schwester soll es gewesen sein, die dies veranlaßte. Sie wurde in einem Kloster zu Düssel-

dorf erzogen, d. h. sie ging dort in die Schule, die zwar von Nonnen geleitet wurde, welche jedoch aufgeklärt genug waren, den besten Professoren der Stadt den Unterricht für Geschichte, Geographie und Litteratur anzuvertrauen.

Professor B. erzählte seinen Schülerinnen eine Geschichte, die sie zu Hause niederschreiben mußten. Nach den Schulstunden setzte sich die Schwester Heines an die Arbeit, doch so viel sie auch nachdenken mochte, sie konnte sich des Inhalts der Erzählung nicht mehr entsinnen. Mit den Armen auf dem Tische, unthätig in's Weite sinnend, rollten große Thränentropfen über ihre Wangen, und so fand Heinrich Lottchen.

„Was giebt's?“ fragte er.

„Die Geschichte, die ich niederschreiben soll, ist mir entfallen . . . Was soll aus mir werden? Wie kann ich morgen vor dem Professor erscheinen?“ und heftiges Schluchzend verhinderte sie, weiter zu sprechen.

„Beruhige Dich, liebes Lottchen,“ begütigte sie der Bruder, „suche Dich nur zu erinnern, von welchem Gegenstande der Lehrer sprach, gieb mir eine Andeutung, den geringsten Anhalt, und ich schreibe Dir eine prächtige Geschichte.“

Nach einer Stunde brachte er seiner Schwester das Heft; glücklich und vergnügt, von dieser unangenehmen Arbeit befreit zu sein, legte sie es in ihre Schulmappe, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Am folgenden Tage legte sie ihr Heft zu den anderen, und nachdem der Lehrer sie alle beisammen hatte, nahm er sie mit nach Hause,

corrigirte sie und gab, je nachdem man es verdiente, gute oder schlechte Censur.

Lottchen trug das Köpfchen hoch, denn sie erwartete, gelobt zu werden. Doch zu ihrem größten Erstaunen behielt der Lehrer ihr Heft zurück. War die Geschichte zu lang? Hatte er sie nicht gelesen?

Nach der Beendigung der Lehrstunde ließ sie der Professor rufen.

„Wer hat das geschrieben?“ fragte er, auf das Heft zeigend.

Ohne Zögern antwortete sie: „Ich!“

„Ich werde weder schelten, noch Dir Vorwürfe machen,“ meinte er ermuthigend; „nur sage mir: wer hat dies geschrieben?“

Beschämt, eine Unwahrheit gesagt zu haben, nannte sie den wahren Verfasser.

Zwei andere Professoren hatten dem kleinen Verhöre beigewohnt, und Professor B. las ihnen den Aufsatz vor. Es war eine grausige Gespenstergeschichte und mit so grausigen Farben geschildert, daß das kleine Mädchen laut aufschrie.

Als sie zu ihren Mitschülerinnen zurückkehrte, erzählte sie ihnen von dem Gespenste mit den feurigen Augen, dem Pferdefuß, dem feuerspeienden Drachen, der so groß war, daß er Alle verschlingen konnte.

Furcht und Grauen herrschte unter den Mädchen und manche wischte heimlich die Thränen aus den Augen.

Professor B. besuchte Frau Betty Heine und beglückwünschte sie, einen so geistreichen Sohn zu haben, der mit

solcher Leichtigkeit ein solches Meisterwerk zu Stande bringen konnte.

Der Knabe wurde gerufen, er aber blieb kalt bei allen Lobeserhebungen, denn er glaubte nicht, etwas Besonderes geschaffen zu haben. Der Lehrer wollte durchaus das Manuskript behalten, doch er bekam nur eine Abschrift.

Das Original wurde sorgfältig aufgehoben, aber leider wurde auch diese Schrift beim großen Hamburger Brande zerstört, sowie angeblich auch die Fortsetzung des Rabbi von Bacharach, welcher nie vervollständigt wurde. Mit thränenden Augen erzählte die Mutter Heines oft von diesem Verluste. Sie betrauerte weder Diamanten noch Perlen, alte Spitzen, Silber und Kostbarkeiten, nur die Papiere und Schriften ihres Sohnes schienen ihr ein beklagenswerther Verlust, denn alles andere konnte für Geld wieder angeschafft werden. Uebrigens wurde die „alte Frau" bei diesem Brande wie durch ein Wunder vom Feuertode errettet; mit der Nachtmütze auf dem Haupte und dem Schlafrocke bekleidet, entkam sie aus dem brennenden Hause, welches fünf Minuten später mit schrecklichem Krachen zusammenstürzte.

Noch eine andre Episode aus der Kindheit Heines und seiner Schwester erzählt die Fürstin della Rocca.

Die beiden Geschwisterchen erkrankten an den Masern und mußten lange Zeit das Zimmer hüten. Um sie zu beschäftigen, gab man ihnen eine Kiste voll bunter Lappen.

„Was wollen wir damit anfangen?" fragte Charlotte.

„Wir wollen eine Narrenjacke davon machen," antwortete Heinrich, und beide fingen emsig an zu nähen. Die

Schwester mit ihrer angeborenen Lebhaftigkeit, warf bald die Arbeit fort, aber Heinrich nähte mit großem Eifer, bis die Jacke fertig war, denn er wollte sie während der Carnevalszeit tragen. Endlich kam der ersehnte Tag heran, aber man erlaubte ihm nicht, dieselbe anzuziehen. Aergerlich und unmuthig schenkte er sie einem Nachbarkinde.

Nach vielen Jahren, als Charlotte längst verheirathet war, und in Hamburg wohnte, begegnete sie eines Tages einem gut gekleideten Matrosen, der sie ehrerbietig grüßte und folgendermaßen ansprach:

„Sie erkennen mich wohl nicht? Ich bin jener Knabe, dem Ihr Bruder einst eine Narrenjacke schenkte, und damals wußte ich diese Gabe nicht zu schätzen, doch habe ich sie immer sorgfältig bewahrt. Vor nicht langer Zeit habe ich sie in siebzehn Stücke zerschnitten und unter meine Freunde vertheilt, die ein Andenken von unserem berühmten Dichter besitzen wollten.“

Frau von Embden erstaunte, daß ein Mann aus dem Volke eine so wohlgesetzte Sprache führte; sie erkundigte sich nach seinem Namen, seiner Wohnung und ließ ihn später zu sich einladen, wo er von Allen aufs freundlichste empfangen wurde.

Als Frau Charlotte in Paris war, erinnerte sie Heine an die Jacke und erzählte ihm ihre Begegnung mit dem Matrosen.

„Ueber dieses Thema,“ sagte er, „werde ich ich Dir ein Gedicht machen und Du sollst herzlich darüber lachen!“

Leider wurde dieses Gedicht nicht mehr geschrieben — der Tod ließ ihm keine Zeit dazu . . .

Alle Zeitgenossen berichten, daß Frau Charlotte ein sehr feines Urtheil hatte, und daß ihr Bruder auf ihre Kritik seiner Gedichte, die er ihr oft im Manuskripte vorzulesen pflegte, viel gab. Auch hatte sie eine solche Gewalt über ihn, daß sie ihn, falls er schlechter Laune war oder Anwandlungen von Weltschmerz hatte, erheitern konnte.

Nach dem Erscheinen der „Reisebilder“ (1826) machte Charlotte eine Reise durch Deutschland, und ihre Tochter berichtet mit Stolz, wie aller Orten nur von seinem Buche und von Heine gesprochen wurde. Seine Schwester hatte einen Empfehlungsbrief an den Finanzminister K. in Frankfurt a. M., der sie aufs Glänzendste empfing und sie der Familie Rothschild als „Heines Schwester“ vorstellte. Dieser Name allein genügte, ihr den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen, und sie war die Gefeierte, Gesuchte und der Mittelpunkt der Gesellschaft. Ihr zu Ehren wurde gleich ein großes Diner gegeben und allen Anwesenden wurde sie als Heines Schwester vorgestellt, ohne ihren wirklichen Namen zu nennen. Den folgenden Tag gab Rothschild eine große Abendgesellschaft; sie verspätete sich ein wenig in einem anderen befreundeten Hause, beinahe Alle waren schon versammelt, als sie endlich ankam. Mit Spannung wurde sie erwartet. Die Diener eilten ihr geschäftig entgegen; der Eine nahm ihr den Mantel ab, der Andere die Kapuze, und ein Dritter, ohne sie um ihren Namen zu fragen, riß die Thür auf und rief mit Stentorstimme: „Madame, die Schwester Heines.“

Man kann sich leicht das Gelächter Aller vorstellen, sowie auch die Verlegenheit Rothschilds. Die „Schwester

Heines" stimmte jedoch fröhlich in's Gelächter ein, und bald war der drollige Zwischenfall vergessen.

Von der Genialität, der burschikosen Ausgelassenheit und Rücksichtslosigkeit ihres berühmten Bruders hatte Frau Charlotte nichts an sich, und kleine Conflikte, die sich jedoch bald in Wohlgefallen auflösten, waren zuweilen die Folge der Grundverschiedenheit ihrer Charaktere. Hier nur zwei kleine Proben.

Als Frau Charlotte einst nach Göttingen reiste, lernte sie dort auch den Dichter Graf Platen kennen, den Heine bekanntlich so erbarmungslos angegriffen hatte, nachdem freilich auch Platen den Zorn des Satirikers durch einige boshafte Bemerkungen gereizt hatte. Sie umging alle Fragen nach ihrer Familie, weil sie glaubte, der Name Heine würde bei Graf Platen keine angenehme Erinnerung erwecken. Sie war entzückt von Platen, wünschte aber keine Erörterungen hervorzurufen und vermied ängstlich, von den berühmten Reisebildern zu sprechen.

Der Graf besuchte sie, und als er ihr ehrerbietig beim Abschied die Hand küßte, sagte er:

„Gnädige Frau, wollen Sie mir beim Abschied eine Frage beantworten: haben Sie je die Bibel gelesen?"

Frau von Embden sah ihn erstaunt an und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Kennen Sie, meine Gnädigste," fuhr er fort, „die Stelle in der heiligen Schrift: „Bin ich der Hüter meines Bruders?" Seien Sie meiner höchsten Achtung versichert und genehmigen Sie die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl, mögen die Bäder von Schwalbach Ihnen Genesung bringen!"

Sie blieb stumm und entließ ihn mit freundlichem Kopfnicken. Als sie ihrem Bruder diese Scene erzählte, wurde er ernstlich böse und sagte: „Aber, liebes Lottchen, Du hast doch die Zunge am rechten Fleck, wie konntest Du schweigen und nicht die Gelegenheit benutzen, ihm sein Unrecht gegen mich vorzuhalten? —"

Ein anderes Mal war er es, der ihr einen schlimmen Streich spielte.

Sie veranstaltete einst in Hamburg eine Soiree, zu welcher sie alle Bekannte und Freunde des Hauses Embden einlud, weil alle den berühmten Dichter kennen lernen wollten. Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Banquiers wurden eingeladen, und viele der Herren glaubten, mit ihrem Reichthum zu imponieren, und klapperten mit den Thalern in der Tasche. Ihre schönen Hälften waren mit Brillanten und Perlen behangen. Die Wenigsten hatten Heines Schriften gelesen. Die Hausfrau ermahnte ihren Bruder, sich möglichst gut aufzuführen, den Leuten keine Bosheiten zu sagen und keinen Spott zu treiben. Heine versprach, Alles aufzubieten, um ihren Wünschen nachzukommen, doch wie wurde sie enttäuscht!

Er trat in die Gesellschaft, verbeugte sich stumm, nahm eine seiner kleinen Nichten auf den Schooß, scherzte mit ihr, erzählte ihr ein hübsches Märchen, und während Frau Charlotte von Einem zum Anderen ging, Diesem und Jenem ein freundliches Wort zu sagen, verschwand der Bruder, ehe sie sich dessen versah.

Am folgenden Tag empfing sie ihn mit Vorwürfen und klagte: er habe sie lächerlich gemacht!

„Mein liebes Schwesterchen," antwortete Heine, „Du hast nur eins vergessen."

„Das wäre?"

„Mir eine Kette um den Hals zu binden und mich so im Zimmer herumzuführen und Jedem zu sagen: „Meine Herren und Damen, schauen Sie sich um, das ist der Dichter Heinrich Heine, der nichts anderes kann und weiß, als dem lieben Gott die Zeit zu stehlen und Verse zu machen." —

Als der arme Heine auf seiner Matratzengruft lag, war seine Sehnsucht groß, seine so geliebte, einzige Schwester wieder zu sehen; und so reiste sie denn 1855 nach Paris. Sie wohnte im Hause des sterbenden Dichters, um keinen Augenblick ohne ihn zu sein. Sie widmete ihm ihre ganze Zeit und Thätigkeit und bereitete ihm dadurch die letzten frohen Augenblicke. „Meine Mutter," sagt die Fürstin della Rocca,*) „litt Höllenpein bei dieser Zusammenkunft, denn Heine war fast bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft. Ihn so wiederzusehen, war herzzerbrechend, einen Sterbenden, der jeden Tag ein Atom seiner Lebenskraft verzehrte, den schönen Mann so abgemagert, so hilflos wieder zu finden, war schrecklich anzusehen, und dennoch hatte meine herrliche Mutter die Kraft, es ihm zu verbergen. Sie that Alles; um seine Leiden zu erleichtern, sie errieth seine Wünsche, ehe er sie äußerte, sie errieth seine Gedanken und die beiden wohlverwandten

---

*) „Erinnerungen an Heinrich Heine von seiner Nichte", 1881, S. 142ff.

Seelen verstanden sich, auch ohne zu sprechen. Er fühlte die Nähe seiner Schwester, wenn er auch regungslos und mit geschlossenen Augen dasaß . . . Meine Mutter kam im December in Paris an, und wollte nach einigen Wochen wieder fort, denn der leidende Zustand ihres Bruders betrübte sie und machte sie selbst leidend und nervös. Jeden Tag bat Heinrich, die Abreise zu verschieben, und sagte:

„Lottchen, wir werden uns nicht wiedersehen!"

Wer konnte seinen Bitten widerstehen? . . Und sie blieb bei ihm, die gute, treue Schwester, versprach auch im Frühjahr wiederzukommen, doch als das Frühjahr kam, deckte die feuchte Erde sein Grab. Die Trennung der Geschwister muß ich mit Schweigen übergehen, es war zu schmerzlich, und halb ohnmächtig, in Thränen gebadet, mußte man meine arme Mutter aus dem Zimmer führen. Beide wußten recht gut, daß die Hoffnung auf ein Wiedersehen nur Täuschung war!"

In den, wie gesagt, nur wenigen Briefen, die wir von Heinrich Heine an seine Schwester und Verwandten besitzen, bekundet sich die ganze zärtliche Liebe des Bruders zu seiner Schwester. So schreibt er z. B. an Charlotte*) aus Paris, den 13. Febr. 1834:

„Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!

Vor anderthalb Minuten erhielt ich den lieben Brief, worin mir Euere glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem Ihr mir

*) Aus „Erinnerungen an Heinrich Heine, von seinem Bruder Maximilian Heine", 1868, S. 149 ff.

sagtet, daß Ihr erst zum Frühjahr in die Wochen kämet.

Mit tiefem Seufzen sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freude tanzen möchte. Ich lasse mich bei Herrn Moritz von Embden sehr bedanken, aber ich hoffe, daß er sich jetzt in acht nehmen wird, uns nicht öfters solche Freuden zu bereiten. — Ich umarme Dich, liebes Lottchen, und ich sehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Gluck, und Dich, die junge Gluck, und Deine kleinen Vögelchen wieder sehe. Daß Max*) nach Rußland reist, ohne daß ich ihn gesehen, macht mir viel Kummer, ich fühle schon die Nachgeburt meiner Sorge. — Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken

Euren ergebenen Heinrich Heine."

An seine Mutter, welche einige Zeit nicht schrieb, richtet er nach vierzehn Tagen die folgenden Zeilen:**)

„Paris, den 4. März 1834.

Ich muß mich bitter beklagen, liebe Mutter, daß ich, seitdem Ihr mir Lottchens Niederkunft gemeldet, ganz ohne alle Nachricht von Euch bin. Ein Wochenbett ist doch kein gewöhnlicher Zustand und da gebührte es sich wohl, daß ich etwas von dem Wohlsein meiner Schwester erfahre. Ich merke, daß Euch nicht

*) Maximilian Heine, der Bruder Heinrichs, der 1879 als russ. Staatsrath in Berlin starb.

**) Nur auszugsweise mitgetheilt, mit Hinweglassung der nicht zur Sache gehörigen Stellen.

viel an mir gelegen ist, und daß ich ein Narr bin, Euch zu schreiben. Ihr habt nichts zu thun, und ich muß um jede Zeile betteln. — Ich befinde mich wohl und gesund, welches mir im Grunde leid ist, denn wäre ich krank, liebe Mutter, so würde ich es Dir heute schreiben, blos um Dich zu ängstigen.

Wenn Ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief laßt, so kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir steif und fest vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillschweigens zu rächen . . . .
Lottchen und die Kinder zu küssen. Lebt wohl.

H. Heine."

Die ganze Liebe zu seiner Schwester bekundet jedoch der nachstehende Brief an seine Mutter. Vorerst sei bemerkt, daß dieselbe testamentarisch ein Kapital unter ihre vier Kinder: Heinrich, Charlotte, Max und Gustav vertheilen wollte. Sie hatte ihrem Sohne Heinrich alle darauf bezüglichen Documente geschickt und ihn wegen der formellen Anordnung consultirt. Darauf schrieb der Dichter, daß er auf Alles zu Gunsten Charlottens verzichte. Das Schreiben lautet:

„Montmorency, den 28. Aug. 1847.

Liebe, gute Mutter!

Deinen lieben Brief vom 3. August habe ich richtig erhalten. Es ist hier Alles beim Alten, und ich werde, bis es herbstlich wird, hier bleiben; dies wird aber wahrscheinlich nicht über vier Wochen währen, da

es Ende September hier sehr kalt zu werden anfängt. Meine Augen sind im selben Zustand, und das Schreiben macht mich übel; schreibe daher fast gar nicht. Heute schreibe ich Dir zunächst, um Dir einliegende Papiere zurückzuschicken, die zu diesem Endzweck bereits seit 6 Monaten, wo ich meine Scripturen ordnete, bereit lagen. Wozu soll ich sie im Grunde bei mir behalten? Denn ehrlich gestanden, nur als ein Zeichen Deiner mütterlichen Liebe hatten sie für mich eine Geltung, sonst aber kam es mir nie in den Sinn, davon jemals Gebrauch zu machen. Max wird in dieser Beziehung ganz so denken wie ich; Du mußt, nach meinem Rathe, die ganze Summe meiner Schwester lassen. Mein weib- und kinderloser, in Amt und Glück stehender Bruder ist versorgt, wohl versorgt, und auch ich habe bis an mein Ende genug zu leben; auch für meine Frau ist gesorgt, und sie ist schon dadurch beglückt, daß Du sie liebst, hier kann also von keinem Opfer die Rede sein.

Sei überzeugt, auch Gustav hat dies Geld ebenso wenig nöthig, als ich und Max. Das ist mein Wunsch und mein Rath, die beide um so mehr Gewicht haben dürften, da ich der Aelteste meiner Geschwister bin und mein Wort Dich jedenfalls gegen Dich selbst beruhigen darf. — Nun, thue, was Du willst und laß mich nichts mehr von dieser Angelegenheit hören.

Dein liebend getreuer Sohn

Heinrich Heine.

So hat denn Heinrich Heine die Liebe zu seiner Mutter und Schwester stets wie ein Heiligthum im Herzen bewahrt. In der Fremde, in seinen Träumen, an der Seite seiner Mathilde, im Strudel des Genusses, auf der Matratzengruft — immer und immer denkt er an seine geliebte „Gluck“, und diese Liebe verklärt den Dichter und läßt uns viele seiner Schwächen und abstoßenden Charaktereigenschaften vergessen. In solchen Momenten gilt auch in Bezug auf seine Seelenstimmung das Wort:

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Todtenreich;
Sie setzt sich zu mir und weinet
Und macht das Herz mir weich.

Henri Julia*) erzählt von ihm eine kleine Thatsache, die am Besten die Liebe des Dichters zu seiner Schwester illustrirt. Er umgab sich gern mit Dingen, die ihn an geliebte Personen erinnerten. So behütete er denn auch bis an sein Lebensende sorgfältig ein Bild seiner Schwester. Julia hörte von Heine oft die Versicherung, daß er Charlotte zärtlich liebe und daß sie „ein Herz wie ein Engel und einen Geist wie ein Teufel habe.“

*) Deutsche Revue, September 84, S. 298.

Junge Liebesleiden.

(Die kleine Veronica. — Die Tochter des Kriegsrath v. A. . . . — Das rothe Sefchen.)

Man kann wohl sagen, daß Heinrich Heine von seiner Mutter den scharfen Verstand, den Juden eigenthümlichen ätzenden und kaustischen Witz und von dem Vater die Freude an den Genüssen des Lebens, die frische und gesunde Sinnlichkeit, sowie die leidenschaftliche Verehrung für das zarte Geschlecht geerbt hat. Der Dichter hat seinem Vater, Samson Heine, in seinen Memoiren ein pietätvolles Denkmal gesetzt, aber mit größter Objectivität hervorgehoben, daß Samson Heine stets große Empfänglichkeit für das „Ewig-Weibliche" besessen habe. Diese Seite des väterlichen Characters findet sich auch in Harry Heine ausgeprägt. Was er von Samson Heine sagt, gilt auch — mutatis mutandis — von ihm: „Eine grenzenlose Lebenslust war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters, er war genußsüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüthe war beständig Kirmeß, und wenn auch manchmal die Tanzmusik nicht sehr rauschend, so wurden doch immer die Violinen gestimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und

Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte."

Harry Heine hatte aber noch eine Eigenschaft, die seinen Eltern abging: der Genius der Poesie hatte ihn auf die Stirne geküßt, er war schon frühzeitig eine träumerische und sinnende Natur, und es bedurfte nur zweier schöner Mädchenaugen, um den Wunderhort der Poesie in ihm zu erwecken. Ich stimme ganz und gar mit Robert Prölß*) darin überein, daß die Liebe mit ihrem Kusse zuerst den Dichter in ihm geweckt habe.

Soweit die vorhandenen Daten über das Leben des Dichters einen Aufschluß geben können, scheint die erste Liebe des Jünglings eine mehr phantastische und schmachtende gewesen zu sein. Eine gewisse Naivetät und Herzensreinheit verleiht derselben einen ganz eigenartigen Zauber. Man kann gewiß nicht alle die Herzensergüsse des subjectivsten deutschen Dichters, der so gern mit seinem Weltschmerz und seiner Passion liebäugelte, für bare Münze nehmen, doch scheint es, daß die jungen Liebesleiden nicht blos in der Phantasie des Poeten, sondern vielfach auch in der Wirklichkeit ihren Ursprung hatten.

Wer die Schöne war, welche das Herz des Jünglings zum ersten Male tief bewegte, wissen wir nicht. Er nennt sie stets nur „die kleine Veronica". Er hat ihr Andenken in den Reisebildern**) verewigt. Dort sagt er von

*) Robert Prölß: „Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften", Stuttgart, 1886, S. 28.

**) Kritische Gesammtausgabe, Bd. III, S. 144ff.

ihr: „O Gott, einst war die Welt so hübsch, und die Vögel sangen Dein ewiges Lob, und die kleine Veronica sah mich an mit stillen Augen und wir saßen vor der marmornen Statue vor dem Schloßplatz,*) — auf der einen Seite liegt das alte, verwüstete Schloß,**) worin es spukt und Nachts eine schwarzseidene Dame ohne Kopf mit langer, rauschender Schleppe herumwandelt; auf der andern Seite ist ein hohes, weißes Gebäude, in dessen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldnen Rahmen wunderbar glänzten, und in dessen Untergeschosse so viele mächtige Bücher standen, die ich und die kleine Veronica oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Ursula an die großen Fenster hinanhob, — späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchsten Leitersprossen und holte die höchsten Bücher herab und las darin so lange, daß ich mich vor nichts mehr, am wenigsten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde so gescheut, daß ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und sogar ihren Namen vergaß." Und an einer anderen Stelle***) meint er: „Sie können sich kaum vorstellen, wie hübsch die kleine Veronica aussah, als sie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher standen, warfen ihren Schimmer auf das bleiche, lächelnde Gesichtchen, und auf

*) In Düsseldorf.

**) Das alte Schloß zu Düsseldorf beherbergte eine Gemäldegallerie und Bibliothek.

***) Kritische Gesammtausgabe, Bd. III, S. 171 ff.

rothseidenen Röschen und rauschenden Goldflitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Todtenhemdchen verziert war — die fromme Ursula hatte mich Abends in das stille Zimmer geführt, und als ich die kleine Leiche, mit den Lichtern und Blumen, auf dem Tische ausgestellt sah, glaubte ich Anfangs, es sei ein hübsches Heiligenbildchen aus Wachs; doch bald erkannte ich das liebe Antlitz und frug lachend, warum die kleine Veronica so still sei, und die Ursula sagte: „Das thut der Tod“ . . . Seit die fromme Ursula gesagt: „Das thut der Tod!“ ging ich allein und ernsthaft in der großen Gemäldegallerie einher, die Bilder wollten mir nicht mehr so gut gefallen, wie sonst, sie schienen mir verblichen zu sein.“

Augenscheinlich hat diese seine erste Liebe, welche so tragisch durch den jähen Tod des geliebten Mädchens endete, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des kaum in's Jünglingsjahr getretenen Heinrich Heine gemacht. Als sein Buch: „Le Grand“ — 1827 — erschien, waren schon über zehn Jahre seit jenem traurigen Ereigniß verflossen und noch immer umfingen ihn die Schatten der Melancholie, wenn er der „kleinen Veronica“ gedachte, und vergebens versuchte er, „das Zahnweh im Herzen“ durch grausame Selbstironie zu bannen. „Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen,“ bekannte er später selbst; „ich habe dieses Elend mit mir zur Welt gebracht. Es lag mit mir in der Wiege und wenn meine Mutter mich wiegte, so wiegte sie es mit, und wenn sie mich in den Schlaf sang, so schlief es mit mir ein und es erwachte, sobald ich wieder die Augen aufschlug. Als ich größer

wurde, wuchs auch das Elend und wurde endlich ganz groß und zersprengte mein —

Wir wollen von anderen Dingen sprechen, dem Jungfernkranz, den Maskenbällen, von Lust und Hochzeitsfreude — laleralala, laleralala, laleral—la—la—la."

Wie nachhaltig der Eindruck gewesen war, den das liebliche Gemüth auf die Seele des jungen Poeten gemacht haben mag, ersieht man daraus, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren an die kleine Veronica denkt. So berichtet seine Freundin*) Caroline Jaubert,**) daß in dem obigen Präludium die ganze Geschichte enthalten sei. Heine habe ihr gesagt: „Als wir den Berg hinaufgingen, spielte das Kind mit der Blume, welche es in der Hand hielt: es war ein Resedazweig. Plötzlich führte sie denselben an die Lippen und gab ihn mir dann. Als ich das Jahr darauf in die Ferien kam, war die kleine Veronica — todt. Und seither ist trotz aller Schwankungen meines Herzens die Erinnerung an sie doch lebendig geblieben. Warum? Wie? Ist es nicht seltsam, geheimnißvoll? Denke ich dann zuweilen an diese Begebenheit, so empfinde ich ein schmerzliches Gefühl, wie bei der Erinnerung an ein großes Unglück."

Diese schwermüthige Liebe hat so manches herrliche Lied gezeitigt und wohl auch die schlummernden Keime der Poesie in der Seele Heines zur Entfaltung gebracht.

Die Resede spielt in seinen ersten Liedern eine bedeut-

*) Vergleiche weiter unten das Kapitel: „Die Freundinnen Heinrich Heines."

**) Souvenirs, Paris 1881, S. 317.

same Rolle, z. B. in dem nachstehenden, 1816 entstandenen Gedicht:

Mir träumte einst von wildem Liebesglühn,
Von hübschen Locken, Myrthen und Resede,
Von süßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düstrer Lieder düstren Melodien.

Verblichen und verweht sind längst die Träume,
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild!
Geblieben ist mir nur, was gluthenwild
Ich einst gegossen hab' in weiche Reime.

Du bleibst, verwaistes Lied! Verweh' jetzt auch,
Und such' das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüß es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten send' ich luft'gen Hauch.

Schließlich will der Dichter von der Resede nichts wissen, wie es in dem nachstehenden Liede heißt:

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein.
Wir wollen schwatzen und lachen,
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rothem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergißmeinnicht.

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schlimmen Resede
Laß' ich mich nicht mehr ein.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß auch einen anderen großen Dichter unseres Jahrhunderts, den genialsten ungarischen Lyriker Alexander Petöfi, der Tod eines jungen Mädchens, das noch fast ein Kind war, gleichfalls gewissermaßen zum Poeten gemacht hat. Der Liedercyclus, welchen er auf das Grab Etelka's legte, gehört zu den schönsten Perlen der Dichtkunst.

* * *

Nicht so tragisch, wie seine Liebe zur „kleinen Veronica", gestaltete sich sein Verhältniß zu einer anderen Düsseldorfer Schönen. Wenn Veronica gewissermaßen die verkörperte Resede war, so war die Tochter des Kriegsraths von A .... eine blühende Rose, deren Duft die Sinne des jungen Gymnasiasten betäubte. Sein Bruder Maximilian schilderte in seinem Buche diese romantische Herzensgeschichte also: „Als Heinrich Heine das Gymnasium*) in Düsseldorf besuchte, war er am Schlusse des Schuljahres einer von den Schülern, die bestimmt waren, bei dem öffentlichen Schulactus ein Gedicht vorzutragen. In jener Zeit schwärmte der junge Gymnasiast für die noch lebende Tochter des Oberappellationsgerichtspräsidenten**) von A .... Diese war ein wunderschönes, schlankes Mädchen mit langen, blonden Locken. Der Saal, in welchem der Schulactus stattfand, war Kopf an Kopf gefüllt. Ganz vorn, auf prachtvollen Lehnstühlen, saßen

*) Maximilian Heine irrt sich; Heine besuchte in Düsseldorf das katholische Lyceum und nicht das Gymnasium.

**) In Wahrheit: des Kriegsraths von A ....

die Schulinspectoren. In der Mitte zwischen denselben stand ein leerer goldener Sessel.

Der Oberappellationsgerichtspräsident kam mit seiner Tochter sehr spät, und es blieb nichts anderes übrig, als dem schönen Fräulein auf dem leerstehenden goldenen Sessel, zwischen den ehrbaren Schulinspectoren, den Platz anzuweisen. Heine war in der Declamation des „Tauchers" von Schiller in vortrefflichem Schwunge bis zur Stelle gelangt, wo es heißt:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt," —

da wollte es sein Mißgeschick, daß sein Auge gerade auf den goldenen Sessel fiel, wo das von ihm angebetete schöne Mädchen saß. Heine stockte. Dreimal wiederholte er die Stelle: „Und der König der lieblichen Tochter winkt," aber er kam nicht weiter. Der Klassenlehrer souflirte und souflirte; Heine hörte nichts mehr. Mit großen offenen Augen schaute er, wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt, auf den goldenen Sessel hin und sank dann ohnmächtig nieder. Keiner im Saale ahnte die Ursache. „Das muß die große Hitze im Saale gethan haben," sagte der Schulinspector zu den herbeieilenden Eltern Heines und ließ die Fenster öffnen." *)

Auch diese so unschuldige und harmlose Gymnasiastenliebe hat in der Lyrik Heines Spuren hinterlassen, denn auch unser Poet war vielfach, gleich Goethe, ein Gelegen-

*) Wie Heine in seinem Buche „Shakespeare's Mädchen und Frauen" (Krit. Ausgabe, Bd. IV, S. 121) selbst erzählt, war es jedoch die „Kassandra , nicht der „Taucher", was er damals deklamirte.

heitsdichter in des Wortes edler Bedeutung. Vielleicht bezieht sich auf die Heldin dieses Abenteuers das nachstehende, aus Hamburg an den Freund Heines, Franz von Zuccalmaglio,*) gerichtete Gedicht:

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder! denk' mein in der Fern'!
Bleib treu, bleib treu der Poesie,
Verlaß das süße Bräutchen nie!
Bewahr in der Brust, wie einen Hort,
Das liebe, schöne deutsche Wort! —
Und kommst du mal nach dem Norderland,
So lausche nur am Nordesstrand;
Und lausche, bis fern sich ein Klingen erhebt
Und über die feiernden Fluthen schwebt.
Dann mag's wohl sein, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied;
Dann greif auch du in dein Saitenspiel
Und gieb mir süßer Kunden viel:
Wie's dir, mein trauter Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht.
Und wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Gluth hinein,
Die blühende Rose am blühenden Rhein!
Und auch dem Vaterlande Kunde gieb:
Ob's noch das Land der treuen Lieb',

*) Franz von Zuccalmaglio (1800—1873), ein Mitschüler Heines auf dem Düsseldorfer Lyceum. Sein Neffe war der bekannte Volksmann und Volksschriftsteller Vincenz von Zuccalmaglio, bekannt unter dem Namen „Montanus." Vergleiche über ihn mein Buch: „Aus meiner rheinischen Studien-Mappe" von Dr. Adolph Kohut. Düsseldorf 1876.

Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,
Und Niemand mehr dem Bösen frohnt,
Und wie dein süßes Lied erklingt
Und heitere Märchen hinüberbringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut sich der Sänger im Norderland.

* * *

Schon frühzeitig versenkte sich der Jüngling gern in die Lectüre grausiger und phantastischer Spukgeschichten. Dieser Romantiker, welcher später der Todtengräber der Romantik werden sollte, schwelgte am Liebsten in der Betrachtung über die unheimlichen Nachtseiten des Lebens, und je grausiger eine Geschichte war, desto mehr interessirte er sich für sie. Die Schwärmerei für die vornehme Tochter des Kriegsrath von A . . . ., die gar nichts Grauenhaftes in ihrem Wesen hatte, überwand er bald, und sein Herz erfüllte ein ganz anderes Bild — süße Schauer durchrieselten ihn, wenn er bedachte — daß ihn das „rothe Sefchen“ liebe.

Wer war dieses „rothe Sefchen“?

Die Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf!

Er hat diesen seinen kleinen Roman in den „Memoiren“*) reizend geschildert. Er mochte etwa sechzehn Jahre gewesen sein, und sie war auch im gleichen Alter. Sie hatte eine hohe, schlanke Gestalt und enge Taille. Keine von den Töchtern der Niobe hatte ein edler geschnittenes Gesicht; die Farbe desselben wie ihre Haut

*) Kritische Gesammtausgabe, Bd. VII, S. 421 ff.

überhaupt war von einer etwas wechselnden Weiße. Ihre großen, tiefdunklen Augen sahen aus, als hätten sie ein Räthsel aufgegeben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund mit den schmalen, hochaufgeschürzten Lippen und den kreideweißen, etwas länglichen Zähnen zu sagen schien: Du bist dumm und wirst vergebens rathen.

Ihr Haar, sagt Heine, war roth, ganz blutroth und hing in langen Locken bis über die Schultern hinab, so daß sie dasselbe unter dem Kinn zusammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten und in rothen Strömen quölle daraus hervor das rothe Blut.

Die Stimme der Josepha oder des „rothen Sefchen", wie man sie nannte, war nicht besonders wohllautend und ihr Sprachorgan war manchmal bis zur Klanglosigkeit verschleiert; doch plötzlich, wenn die Leidenschaft eintrat, brach der metallreiche Ton hervor, der Harry um so mehr ergriff, als die Stimme der Josepha mit der seinigen eine so große Aehnlichkeit hatte.

Es zog ihn mächtig zu ihr hin und er gesteht, daß sie, weil sie viele Volkslieder wußte, in ihm den Sinn für diese Volksgattung geweckt und überhaupt auf seine poetische Entwickelung fördernd eingewirkt habe. Deshalb haben seine „Traumbilder", die er bald darauf schrieb, ein so düsteres Colorit, gerade wie dieses Verhältniß selbst, welches damals seinen blutrünstigen Schatten auf sein junges Leben und Denken warf.

Unter den Liedern, welche Josepha sang, war ein Volkslied, von welchem der Dichter zwei Strophen im Ge-

dächtniß behielt.*) Sie lauten folgendermaßen. — Zuerst spricht die böse Tragig:

Otilje, lieb Otilje mein,
Du wirst wohl nicht die letzte sein —
Sprich, willst du hängen am hohen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwerdt,
Was der liebe Gott bescheert?

Hierauf antwortet Otilje:

Ich will nicht hängen am hohen Baum,
Ich will nicht schwimmen im blauen See,
Ich will küssen das blanke Schwerdt,
Was der liebe Gott bescheert.

Als das rothe Sefchen einst das Lied singend an das Ende dieser Strophe kam und Heine ihr die innere Bewegung anmerkte, ward auch er so erschüttert, daß er in ein plötzliches Weinen ausbrach, und sie fielen sich beide schluchzend in die Arme, sprachen kein Wort, wohl eine Stunde lang, während ihnen die Thränen aus den Augen rannen und sie sich durch einen Trauerschleier ansahen.

Er bat das Sefchen, jene Strophen aufzuschreiben, und sie that es, aber sie schrieb sie nicht mit Tinte, sondern mit ihrem Blute; das rothe Autograph kam dem Dichter später abhanden, doch die Strophen blieben ihm unauslöschlich im Gedächtniß.

---

*) Dasselbe findet sich seltsamer Weise in keiner der bekannten Volksliedersammlungen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich die hochpoetische Erzählung Heines betreffs des rothen Sefchens hier wiedergeben. Sie bildet die Perle der „Memoiren“, und wer sich für dieselben interessirt, dem können wir die Lectüre nur aufs Wärmste empfehlen. Nur das Moment, wo der Jüngling die Liebe des rothen Sefchens sich eroberte, sei hier noch hervorgehoben.

Er bat sie einst, das Hundertmordschwert ihres Vaters, d. h. das Schwert, welches bereits hundert Hinrichtungen vollführt hat, zu zeigen. Sie ließ sich nicht lange bitten und trat gleich darauf hervor mit einem ungeheuren Schwerte, das sie trotz ihrer schmächtigen Arme sehr kräftig schwang, während sie schalkhaft drohend die Worte sang:

Willst Du küssen das blanke Schwert,
Welches der liebe Gott bescheert?

Er antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nicht küssen das blanke Schwert — ich will das rothe Sefchen küssen!“ und da sie sich aus Furcht, ihn mit dem fatalen Schwerte zu verletzen, nicht zur Gegenwehre setzen konnte, mußte sie es geschehen lassen, daß er mit großer Herzhaftigkeit die feinen Hüften umschlang und die trotzigen Lippen küßte. Ja, trotz dem Richtschwert, womit schon hundert arme Schelme geköpft wurden, und trotz der Infamie, womit jede Berührung des unehrlichen Geschlechtes jeden behaftet, küßte er die schöne Scharfrichtertochter. Er küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und ihre dunklen Vorurtheile.

Auch Maximilian Heine berichtet von diesem Verhältniß seines Bruders zur Josepha. — Der Dichter plauderte noch in seinen späteren Jahren gern von dem „verfehmten blassen schönen Kind", auch hat er eine kleine Novelle geschrieben, in welcher „Sefchen und die Hexe von Goch" den Hauptinhalt bildeten; jedoch ist leider bei einem Brande in Hamburg das Manuscript nebst vielen anderen werthvollen Arbeiten des Dichters verloren gegangen.

Die Einwirkung des „rothen Sefchens" und ihrer Tante, der „Hexe von Goch", auf die Jugendpoesie Heines ist unverkennbar. Sie zeigt sich z. B. in dem schauerlichen, langen Poem: „Der Kirchhof", welches mit den Worten beginnt:

Ich kam von meiner Herrin Haus
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtsgraus,
Und wie ich am Kirchhof vorübergehen will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Aller Wahnscheinlichkeit nach hat der Poet auf diese romantische Erscheinung das prächtige Lied gedichtet:

Wie bist du so schön und rein,
Wundervolles Magedein?
Deinem Dienste ganz allein
Möcht ich wohl mein Leben weihn.

Deine süßen Aeugelein
Glänzen mild wie Mondenschein;
Helle Rosenlichter streun
Deine rothen Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkts hervor wie Perlenreihn;
Doch den schönsten Edelstein
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang ins Herz hinein,
Als ich weiland schaute dein,
Wundervolles Magedein!

* * *

So hatte denn bereits Heine in blutjungen Jahren die Süßigkeiten und Bitternisse der Liebe kennen gelernt, aber die eigentliche Tragödie der unerwiederten, unglücklichen Liebe, das Martyrium des getäuschten und verschmähten Herzens, die durch die „große Passion" hervorgerufene Höllenqual stand ihm bevor. Bis dahin hatte der junge Poet sich noch die Keuschheit der Empfindungen und die Weihe des idealen Denkens bewahrt — nun aber sollte er eine Beute der dämonischen Leidenschaft werden, welche den sonnenhellen Tag seiner Unschuld in dunkle Nacht verwandelte und seine Seele mit Haß und Galle erfüllte!

Die Liebestragödie Heinrich Heines.

(Amalie Heine.)

Während die im Vorhergehenden geschilderten Herzensbeziehungen Heines im Allgemeinen nur harmloser Natur waren und keineswegs alle die in der Brust des Dichters schlummernden Liebesleidenschaften entflammten, wurde der siebzehnjährige Jüngling von einer glühenden, außerordentlich heftigen Zuneigung für seine Cousine Amalie, oder auch Molly, Heine, die dritte Tochter seines reichen Oheims, Salomon Heine in Hamburg, ergriffen, welche von einschneidender Bedeutung für sein ganzes Leben werden sollte. Alle Umstände sprechen dafür, daß er seine Cousine wahrhaft aufrichtig und mit der ganzen Kraft seiner jugendlichen Feuerseele geliebt habe, ohne daß diese die Gefühle erwiedert hätte. Diese unglückliche Liebe hatte zwar das Gute, daß sie wahre Perlen der Lyrik, wie wir sie in den „Jungen Leiden" niedergelegt finden, schuf, aber sie stiftete auch viel Unheilvolles. Den Schmerz, den ihm diese Wunde schlug, wollte die Zeit nicht heilen. Seiner Verzweiflung machte er aber auch in cynischen Gedichten Luft, in denen er oft das Heiligste und Schönste des Menschen

höhnisch verspottete; der Glaube an die Treue der Frauen und an die Wahrheit wurde in ihm aufs Tiefste erschüttert, und zu seinem Unglück suchte er seine Seelenqualen dadurch zu betäuben, daß er sich in den Strudel der Ausschweifungen stürzte, welche seinen ohnehin nie sehr fest gefügten Körper arg zerrütteten, seine Gesundheit untergruben und ihn schließlich zur Beute einer der heimtückischsten und grauenhaftesten Krankheiten, der Rückenmarksschwindsucht, werden ließen.

Man hat lange darüber gestritten, wer die „schöne Teufelin“ war, welche — natürlich absichtslos — sein Lebensglück zerstört hat. Er hat sie in seinen Liedern „Eveline“ genannt, und so manche Biographen behaupten deshalb, daß seine erste „große Passion“ die Liebe zu seiner Cousine „Eveline von Geldern“ gewesen sei. Eine solche „Eveline“ hat aber in der Heine'schen Familie nicht existirt. Diese Eveline soll in Düsseldorf gelebt haben — was auch erfunden ist. Seine Herzenskönigin war eben keine andere, als die genannte Amalie in Hamburg. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir keine zuverlässigen Daten über den Verlauf dieses Liebesromanes haben, da sowohl Seitens des Dichters wie seiner Cousine und deren Familie in dieser Beziehung die größte Discretion herrschte. Wir müssen uns nur darauf beschränken, aus dem vorhandenen beglaubigten Material ein auf höchste Wahrscheinlichkeit Anspruch machendes Gesammtbild zusammenzustellen.

Wann die ersten Liebeskeime im Herzen des Dichters entsprossen, ist ungewiß. Da Salomon Heine mit seinem Töchterchen wiederholt in Düsseldorf war, ist anzunehmen, daß schon der Schüler des Lyceums für die reizende

Cousine schwärmte. Thatsächlich entflammte seine Zuneigung zu ihr zur mächtigen Leidenschaft, als er im Sommer 1816 nach Hamburg übersiedelte, um sich dem kaufmännischen Berufe zu widmen. Bekanntlich arbeitete er dort im Comptoir der Firma Heckscher & Comp., deren Theilhaber Solomon Heine war, zwei Jahre; dann begründete er — 1818 — mit Hilfe des Oheims ein selbstständiges Commissionsgeschäft in englischen Manufakturwaaren unter der Firma Harry Heine & Comp.; aber schon ein Jahr darauf mußte, da Heine absolut kein kaufmännisches Talent hatte, die Firma liquidiren.

Durch die häufigen Beziehungen zu seinem Onkel, wobei er Amalie Heine so oft zu sehen und zu sprechen Gelegenheit hatte, zog denn auch die Liebe mit ihrer ganzen Macht in die Seele des Jünglings ein. Die ersten Andeutungen über dieses Verhältniß finden wir in einem Briefe aus Hamburg, den 6. Juli 1815, an seinen Jugendfreund Christian Sethe. Dieses Schreiben ist noch erfüllt von himmelhochjauchzender Lust, von der Hoffnung, die Geliebte einst noch zu besitzen. Es heißt dort u. A.:*)

„Freu dich, freu dich, in vier Wochen seh ich Molly! Mit ihr kehrt meine Muse zurück. Seit zwei Jahren habe ich sie nicht gesehen. Altes Herz, was freu'st du dich und schlägst so laut!" Schon Hermann Hüffer**) hat nachgewiesen, daß trotz des von Heine

*) Aus dem Leben Heinrich Heines, von Hermann Hüffer, Berlin 1878, S. 11.

**) A. a. O., S. 12.

geschriebenen Datums 1815 der Brief aus dem Jahre 1816 stammt. Das bekundet auch die von Sethe sorglich beigefügte Bemerkung, daß er den Brief am 13. Juli 1816 empfangen und am 10. August beantwortet habe. Das Jahr 1815 würde sich mit dem längeren Aufenhalte Heines in Frankfurt a. M. nicht vereinigen lassen; überdies schreibt*) der Dichter selbst einmal, er sei 1815 noch gar nicht in Hamburg gewesen.

Bald jedoch mußte sich der Poet überzeugen, daß seine Liebe Seitens seiner Cousine nicht erwiedert wurde. Schon in dem Briefe vom 27. October 1816 an denselben Christian Sethe**) heißt es — und jede Zeile verräth die Verzweiflung Harrys —:

„Sie liebt mich **nicht**! — Mußt, lieber Christian, dieses **letzte** Wörtchen leise, ganz leise aussprechen. In dem ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein Bischen in's Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmuth wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen; am Besten wär' es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest — da würdest Du erst recht mich liebgewinnen.

Eigentlich mußt Du wissen, lieber Christian, ist jeder meiner Gedanken ein Brief an Dich oder wenig-

---

*) A. a. O., S. 21 ff.

**) Die hier fett gedruckten Worte stehen auch so im Original.

stens gestaltet er sich so und ich habe Dir unlängst schon einen ellenbreit langweiligen Brief zusammengekratzt, wo ich Dir mein ganzes Innere seufzend aufschloß, vom Ei der Leda bis Trojas Zerstörung, aber diesen Brief habe ich weislich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dienen konnte, als in fremde Hände zu fallen und mir alsdann vielleicht den Garaus zu machen. Kannst mir ja so auch nicht helfen. —

Einen kleinen Spaß will ich Dir erzählen. Du weißt, Christian, von demselben Augenblicke an, als ich Dich zum ersten Male sah, ward ich unwillkürlich zu Dir hingezogen und ohne mir selber Rechenschaft geben zu können, warst Du mir immer unendlich lieb und theuer. Ich glaube Dir in dieser Hinsicht schon längst davon gesprochen zu haben: wie ich oft in Deinen Gesichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen Etwas bemerkte, das mich auf eine unbegreifliche Art zugleich von Dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu Dir hinzog, so daß ich meinte, im selben Augenblicke liebendes Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schnöden, eiskalten Hohn darin zu erkennen. Und siehe! Dieses nämliche räthselhafte Etwas habe ich auch in Mollys Blicken gefunden. Und eben dieses ist es, was mich auch so ganz confus macht. Denn obgleich ich die unleugbarsten, unumstößlichsten Beweise habe, daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde — Beweise, die sogar Rector Schallmeier für grundlogisch erkennen und keine Bedenken tragen würde, seinem eigenen Systeme oben an zu stellen, so will doch das arme, liebende Herz

doch immer nicht sein concedo geben und sagt immer: was geht mich Deine Logik an, ich habe meine eigene Logik. — Ich habe sie wiedergesehen, —

„Dem Teufel sei meine Seele,
Dem Henker sei mein Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib.“

Hu, schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudere auch. — Verbrenne den Brief, Gott sei meiner armen Seele gnädig! — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! Hauche nicht zu stark, da hab' ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet und ganz oben steh' ich und halte sie im Arm!

Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben, erkennst Du ihn hieran? freilich scheint es auch, als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht! — Aut Caesar aut nihil! war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schach-Spieler. Schon beim ersten Stein habe ich die Königin verloren und doch spiele ich noch und spiele — um die Königin. Soll ich weiter spielen?

»Quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir,
Sa vie est une approbre et la mort est devoir.«*)

Schweige, verfluchter, lästerlicher Franzose, mit Deinem feigen Napoleonflugs-Gegreine! Kennst Du nicht die deutsche Minne? Die steht kühn und fest auf zwei ewig unerschütterlichen Säulen, Manneswürde und Glauben. — Nur halte mich, o Gott, in sicherer Hut vor die schleichende finstere**) Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual und drängt höllisches Schmerzensgeschrei hervor. Aber in ihrer Nähe sein, aber doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinselig-machenden Anblick oft vergebens schmachten — u — u — und — und — O! — O! — O Christian, da kann auch das frömmste und reinste Gemüth in wilder, wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern.

Ach, Du bist klug, Christian, und wirst mich gewiß meines langen Stillschweigens wegen nicht strafen wollen. Du weißt nicht, welch' ungeheuer Weh mir der Dolch-scharfe Widerhacken macht, mit welchem sich jedes Wort aus meiner Seele herausreißt; anderen Leuten kosten

---

*) Das Citat ist der „Merope" Voltaires entnommen. Die Fehler gegen Grammatik und Prosodie beweisen, daß Harry damals noch kein sattelfester französischer Schriftsteller war — behandelte er doch zu jener Zeit auch seine eigene Muttersprache noch nicht ganz correct!

**) Charakteristisch für die damalige ungrammatikalische Schreibweise Heines.

die schwarzen Striche nichts, können sie nach Belieben hin und herstellen, schreiten auf dem Kothurn, um besser durch den Dr . . . zu kommen. Dies was Du hier für Kothurn ansehen magst, sind riesig hohe Schmerzgestalten, die aus den gähnend weiten blutigen Herzenswunden hervorsteigen. Sei nicht bös, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach, die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin sein? Christian, sag ja oder nein! Du bist allein übrig geblieben, sag' Ja oder Nein! Bei allem, was Dir heilig ist, sag' mir die Wahrheit. — Ja, nun so hab' ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bei Molly nicht lügt. Nein? nun — —

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schönen Lieder, die ich nur für sie gedichtet habe, so bitter und schnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es glauben, die Muse ist mir demohngerechnet jetzt lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundin geworden, die ist so heimlich süße und ich liebe sie recht inniglich. Wie tief treffen mich jetzt die Worte Goethes in Tasso:

„Alles ist dahin, nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — und mir noch über alles —,
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen . . .

In relieuser*) Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzutheilen. „Ist Heine toll geworden!“ wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein“ — lange wähnte ich dies zu verstehen, o, ich närrischer Narr! Kindlein glauben ....

O, M.. Du kost mir viel! Ich umarme Dich, Christian, aber drücke nicht so fest, auf die nackte Brust hängt eine schwarze eiserne Kette, und daran, gerade wo das arme Herz schlägt, hängt ein viel und schwarzzackiges schwarze eiserne Kreuz, darin liegt M—s Locke. Hu, das brennt, o Christian!“

Dieser Brief ist gewiß einer der originellsten und innigsten, welche Heinrich Heine je geschrieben. Der namenlose Schmerz der getäuschten und verschmähten Liebe bricht sich hier mit elementarer Gewalt Bahn! Nichts ist in diesen Zeilen erkünstelt, unwahr, auf Effekt berechnet — vielmehr verräth jedes Wort, daß ein namenlos Unglücklicher sein Herz ausschüttet und Trost sucht für die entsetzliche Wunde, welche ihm der vergiftete Pfeil Amors beigebracht!

---

*) Soll wohl heißen: „religiöser“.

Ueber die Motive, welche Amalie Heine bewogen haben, seine Liebe unerwiedert zu lassen, sind nur Vermuthungen möglich. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Hypothese für sich, daß sie bereits damals einen Anderen liebte — entweder ihren späteren Gatten, den Rittergutsbesitzer Friedländer aus Königsberg, oder einen uns Unbekannten. Jedenfalls wird der Millionär Salomon Heine, der frei von jeder Sentimentalität war und in der Ehe vor Allem ein gutes Geschäft sah, diese Neigung seines armen und von ihm abhängigen Neffen keineswegs begünstigt haben.

Nur ein einziges Mal nennt Heine ihren Namen, und zwar elf Jahre später in einem Briefe an seinen Freund, Varnhagen von Ense,*) aus Hamburg, den 19. October 1827. Er schreibt dort in seiner gewohnten, verbitterten, sarkastischen Weise:

„. . . Noch bin ich jung, noch habe ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen. Aber, — ich bin im Begriff, diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in elf Jahren nicht gesehen habe und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Mad. Friedländer aus Königsberg, sozusagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl habe ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist

*) „Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine, Bettina von Arnim, Leipzig 1865, S. 175.

gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „Jungen Leiden“ von Hoffmann und Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen.“

Wie schon erwähnt, hat der Dichter die bitteren Nachwirkungen der getäuschten und verschmähten Liebe selbst in seinen letzten Jahren aufs Schmerzlichste empfunden. So erzählte uns z. B. der französische Dichter Gerard de Nerval,*) der ihm in seiner letzten Lebensperiode als treuer Freund zur Seite stand: „Was ich zuerst ahnte, gestand Heine mir später selbst, nachdem er auch mich näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer und derselben Krankheit; wir sangen Beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe todt. Wir singen noch immer und sie stirbt doch nicht! Eine hoffnungslose Jugendliebe schlummert noch immer im Herzen des Dichters; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen oder er zerdrückt seine Thräne aus Groll. Heine hat mir selbst gestanden, daß, nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb.“

Amalie Heine hat ihn augenscheinlich, wie es aus seinen eigenen Geständnissen hervorgeht, nie Hoffnung auf Gegenliebe gemacht, obschon sie sich erst im Jahre 1821 verheirathete — es war eben das Fatum des Dichters, daß er trotz alledem liebte, und zwar mit einer an Fanatismus grenzenden Leidenschaft liebte.

---

*) „Ueber Heinrich Heine“ von Schmidt-Weißenfels, S. 14.

Im Strudel der Ausschweifungen, in den Armen seiner Frau, im berauschendsten Bacchanal gedachte er ihrer stets, wenn er es auch in seinen Briefen vermied, seiner Verzweiflung Ausdruck zu geben. Nur hier und da geht seine Aufregung mit seinem Vorsatz, das unselige Verhältniß unerwähnt zu lassen, durch. So z. B. in dem Briefe an seinen Freund Moses Moser, aus Hamburg, vom 11. Juli 1823:

„. . . Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen; wenigstens muß ich machen, daß ich sobald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, daß ich geistig anders organisirt sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht."

Ich kann hier, auf Grund der vorliegenden schriftlichen Andeutungen Heines, auch die Vermuthung aussprechen, daß Heine seinem Onkel es nie und nimmer vergeben, daß er seine Tochter gegen ihn eingenommen. Trotz der vielen Wohlthaten, welche Salomon Heine seinem Neffen erwies, suchte der Poet ihm bei jeder Gelegenheit eins zu versetzen und gar gewaltig verdroß es ihn, daß er dennoch von ihm — finanziell — abhängig war. In dem gedachten Briefe z. B. schreibt Heine ergrimmt:

„ . . Mein Oheim Salomon Heine hat mir die herrlichsten Dinge versprochen, ist aber leider gestern um sechs Uhr Morgens, halb in Geschäften, halb zur Recreation, von hier abgereist. Ich habe mich entschlossen, à tout prix es einzurichten, daß ich ihn nicht mehr

nöthig habe, da es ganz und gar unter meiner Würde ist, und da — —"

Daher wird es auch zu persönlichen und brieflichen Auseinandersetzungen über diesen Punkt gekommen sein. Leider fließt hier unsere Quelle nicht so reichlich. Wir können nur ahnen, welcher Art dieselben waren, wenn wir die nachstehende Stelle, aus einem Briefe „Lucca, den 15. September 1828" lesen. Es heißt dort:*)

„. . . Ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch Alle auf Geld reduciren lassen, und wenn man alle auf Heller und Pfennig in Banco ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt daß meine Klagen unberechenbar sind, unendlich, denn sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe der schmerzlichsten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blicke die Ehrfurcht gegen Sie verletzt, oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! —, dann hätten Sie recht, zu zürnen, doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zusammengezählt würden, so gingen sie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Fassungskraft zu sein brauchte, und sie gingen sogar mit Bequemlichlichkeit hinein. Und ich setze den Fall, der graue Sack

*) Kritische Gesammtausgabe, Bd. IX, S. 42 ff.

wäre zu klein, um Salomon Heines Klagen gegen mich fassen zu können, und der Sack risse — glauben Sie wohl, Onkel, daß das ebensoviel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überstopft hat?“

Wir besitzen leider von Amalie Heine keine directen oder indirecten Nachrichten, aus denen wir schlußfolgern könnten, wie sie sich zu Heine stellte und welche die eigentlichen Triebfedern waren, die sie veranlaßten, ihm einen Korb zu geben. Allerdings sagt F. W. Gubitz,*) ein Freund Heines in den zwanziger Jahren, daß sie sich über Heines Dichtungen, als dieselben erschienen, sehr abfällig geäußert und dem Poeten unlautere Absichten untergelegt habe: „Hat er aber, wie ich weiß, nicht verschwiegen, das Schlangengezisch seines Hohnes und Grimmes wider die Frauen solle besonders mich treffen, so muß mich dies als schamlose Kränkung berühren, obwohl ich es nicht verberge, daß ich ihn ebensowenig liebenswürdig fand, wie das Zügellose überhaupt“ —. Diese angebliche Aeußerung hat aber so wenig äußere und innere Wahrscheinlichkeit für sich und steht so vereinzelt da, daß man sich hüten muß, daraus Schlüsse zu ziehen.

Wie tragisch nun auch diese Liebesgeschichte für Heine endete, so war sie doch für das deutsche Lied von einem wahren Segen. Sie veranlaßte den Poeten zu einer Fülle der unsterblichsten Gedichte, welche allein schon ausreichen, um ihm einen Platz in der Reihe der ersten Lyriker aller Zeiten anzuweisen. Gewiß dürfen einzelne dieser schwer-

---

*) Erlebnisse II, S. 285 ff.

müthigen, schmachtenden, klagenden, ironischen und herausfordernden Lieder nichts weniger als auf Amalie Heine bezogen werden, aber die meisten derselben passen auf sie, sein zerstörtes Glück und seinen namenlosen Schmerz! Manche dieser Lieder sind fast buchstäbliche Chroniken über den Verlauf dieses Herzensromans. „In fast unzähligen Liedern," sagt Strodtmann,*) „hat er diese Liebe besungen: sie erweckte in ihm die ersten Klänge des Saitenspiels, auf dem er schon früher so herzergreifende Accorde anschlug; sie huschte als finsterer Schatten durch die wüsten, wilden „Traumbilder", sie klagt und weint und grollt in den Liedern und Balladen der „Jungen Leiden", sie folgt ihm auf die Universität, und grollt und weint fort im „Lyrischen Intermezzo" in der Tragödie, die auch wiederum nur eine andere Form der Klage ist. Jahre verrinnen im Strome der Zeit, aber die alte Liebe will nicht erlöschen, ob auch die Geliebte als das Weib eines Anderen längst für den Dichter verloren ist; und der Cyclus „Die Heimkehr" zeigt uns, daß bei dem Wiedersehen der Stätten, wo er einst mit ihr gewandelt, die alten Wunden mit erneuter Gewalt wieder aufbrechen und sich nimmer wieder schließen wollen. Es wechseln die Namen und Formen, unter denen er uns sein Weh vor die Seele führt; heut ist's die bleiche Marie im Nebel Schottlands, die der gespenstische William Ratcliffe mit sich in's Reich des Todes hinunterreißt; morgen vermummt sie sich als Zauberin in das Gewand der christlich umgetauften Maurin, und Almansor stürzt sich

*) Heinrich Heines Leben u. Werke, Berlin 1869, Bd. I S. 35 ff.

mit dem geraubten Liebchen die Felsen hinab; ein andermal nennt sie sich Donna Clara und ladet den unseligen Ramiro zum Tanz und zu ihrer Hochzeit ein; dann wieder kommt sie zu ihm im Traume der Nacht und gesteht ihm, daß sie unsäglich elend sei, oder sie blickt ihn in fremder, ferner Stadt aus einem alten Bilde Georgione's*) mit den Zügen der todten Maria an. Bald grüßt er sie Eveline und schwelgt in dem Wohllaut des süßen Namens; bald schreibt er mit leichtem Rohr in den Sand oder mit der in den Aetna getauchten Riesentanne Norwegs an die dunkle Himmelsdecke: „Agnes, ich liebe Dich!“ Und selbst in Fieberträumen seines langjährigen Sterbelagers in Paris taucht das Bild seiner Jugendgeliebten vor ihm auf und zwinkert ihn an mit den meergrauen Nixenaugen seines Mühmchens Ottilie. Aber ob Agnes, Juliane oder Donna Clara, Maria, Eveline oder Ottilie: unter allen Vermummungen birgt sich dieselbe Gestalt, „das Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund“, das treulich und lieblich im Römerglase sich wiederspiegelt, das blasse, stille Mädchen, das tief unten am Fenster des hochgegiebelten, menschenleeren Hauses der verschollenen Meerstadt sitzt!“

Wir lassen hier die bemerkenswerthesten und poetisch werthvollsten Gedichte, in denen man die Beziehungen zu dieser Liebesaffaire leicht erkennen wird, folgen:

---

*) Aus dem oben mitgetheilten Briefe an Christian Sethe ersieht der Leser, daß Heine sogar in den Gesichtszügen dieses seines Freundes eine Aehnlichkeit mit „Molly“ finden wollte!

1\. Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn
Sah ich ein Mädchen wunderbar,
Dir ähnlich an Gestalt und Wesen,
Auch trug sie ganz wie du das Haar.

„Ich geh auf Universitäten,"
Sprach ich zu ihr, „ich komm' zurück
In kurzer Zeit, erwarte meiner." —
Sie sprach: „Du bist mein einz'ges Glück."

Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daß meine Braut vermählet sei.*)

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blaß und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wissen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

* * *

2\. Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten, besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen,
Der Jüngling ist übel dran.

*) Ein Irrthum des Dichters, der jene Nachricht erst 1821 in Berlin empfing.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

* * *

3\. Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottiljen Hand in Hand.*)

Wie das Persönchen fein formirt! Die süßen
Meergrünen Augen zwinkern so nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und Alles, was sie spricht, ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesmüh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand; —
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet,
Und heimlich bebend küß' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilje,
Die brach ich und ich sprach ganz laut dabei:
„Heirathe mich und sei mein Weib, Ottilje,
Damit ich fromm wie Du, und glücklich sei."

Was sie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos daniederliegt seit manchem Jahr. — —

* * *

---

*) In den handschriftlichen Varianten zu diesem Gedicht steht statt „Ottilie" durchwegs „mein Mühmchen".

4. Sie that so fromm, sie that so gut,
Ich glaubt' einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir,
Und konnt' keine Blume betrüben.

In Bälde sollte die Hochzeit sein
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Denn sie folgte den Basen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu, sie hielt nicht Schwur,
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe sonst
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur den einen Wunsch:
Sie komme recht glücklich nieder.

* * *

5. Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Glut?
Es kocht mein Blut und schäumt und gärt,
Und grimme Glut mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll und gärt und schäumt,
Weil ich den bösen Traum geträumt:
Es kam der finstre Sohn der Nacht
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus,
Und Fackelglanz und Kerzenschein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitsfest;
Zu Tafel saßen froh die Gäst'.
Und wie ich nach dem Bräut'gam schaut —
O weh, mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wundersam,
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinterm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn und gab keinen Laut.

Es rauscht Musik – gar still stand ich;
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, sie blickt so hochbeglückt,
Der Bräut'gam ihre Hände drückt.

Der Bräut'gam füllt den Becher sein
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank —
O weh, mein rothes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Aepflein nahm
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm sein Messer, schnitt hinein —
O weh, das war das Herze mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang,
Der Bräut'gam kühn die Braut umschlang.
Und küßt sie auf die Wangen roth,
O weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund,
Daß ich kein Wörtlein sprechen kunnt'.
Da rauscht es auf, der Tanz begann;
Das schmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich stand so leichenstumm,
Die Tänzer schweben flink herum; —
Ein leises Wort der Bräut'gam spricht,
Die Braut wird roth, doch zürnt sie nicht.

* * *

6. Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie; —
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht: Wie?

* * *

7. Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß.
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift in's Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch sie, die mich am meisten
Gequält, geärgert, betrübt,
Sie hat mich nie gehasset
Und hat mich nie geliebt.

* * *

8. Vergiftet sind meine Lieder —
Wie könnt' es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
In's blühende Leben hinein.

Vergiftet sind meine Lieder —
Wie könnt' es anders sein?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

* * *

9. Als ich auf der Reise zufällig
Der Liebsten Familie fand,
Schwesterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und sagten selber sogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Basen,
Nach manchem langweil'gen Gesell'n,
Und nach dem kleinen Hündchen
Mit seinem sanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daß sie in den Wochen sei.

Und freundlich gratulirt' ich
Und lispelte liebevoll,
Daß man sie von mir recht herzlich
Viel tausendmal grüßen soll.

Schwesterchen rief dazwischen:
„Das Hündchen, sanft und klein,
Ist groß und toll geworden,
Und ward ertränkt im Rhein."

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Besonders wenn sie lacht,
Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht

* * *

10. Sie haben dir viel erzählet,
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast Alles geglaubt.

* * *

11. Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt,
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit
Und sie nähete sich ein Hochzeitskleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
Als Bräut'gam den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt mir vor ihr süßes Bild,
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die blühen jahraus, jahrein,
Daß ich von solchem Lieb konnt weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen.

* * *

12. Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorne
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag' es, trag' es und entschuldig es,
Was die holde Thörin that.

* * *

13. Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst, ich seh dich ja im Traum,
Und seh die Nacht in deines Herzens Raum,
Und seh die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Und seh, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

* * *

14. Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Wir sollen Beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.

Wohl seh ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund' —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

* * *

15. Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen
Und schaun mitleidig mich an:
„Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!“

* * *

16. Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,
Und die Lüfte wehen so lind und so lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au'
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menschen jubeln, wohin ich schau —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an mein todtes Liebchen schmiegen.

* * *

17. **An die Tochter der Geliebten.***)

Ich seh' dich an nnd glaub' es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum —

---

*) Diese Tochter seiner Cousine ist Frau Professor F. A. Leo in Berlin. Das Gedicht ist aus Hamburg, 5. Sept. 1844, datirt.

Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,
Daß sie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach, damals war ich närrisch und jung —
Jetzt bin ich alt und närrisch — ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — nun muß ich sprechen
In Reimen sogar — es wird mir schwer,
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Du kleine Cousinenknospe! Es zieht
Bei deinem Anblick durch mein Gemüth
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen —
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
— Lustplätschernd — die schönste der Schaar,
Die gleicht dir selber auf ein Haar!

Das ist der Jugend Frühlingstraum —
Ich seh' dich an und glaub' es kaum!
Das sind die Züge der theuren Sirene,
Das sind die Blicke, das sind die Töne —
Sie hat ein süßkrötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein —
Die Schmeicheläuglein spielen in's Grüne,
Verwunderlich mahnend an Delphine —
Ein bischen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuschaun

Wie anmuthstolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen,
Dicht unter das Aug' in den rosigen Wänglein —
Doch leider! Weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen

In alten Märchen. Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch in ihr in manchen Stunden
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

Dieses letztere Gedicht soll Heine, gelegentlich des eben erwähnten Besuchs bei Frau Friedländer, improvisirt haben. Er fand ihr sechsjähriges Töchterchen Elisabeth, die jetzige Frau Professor Leo, allein im Zimmer. Das Kind hatte einen hübsch verzierten Papierbogen vor sich liegen, auf den es allerlei Striche und Figuren kritzelte. „Gieb mir das schöne Papier," scherzte der Dichter. Mit Widerstreben überließ ihm die Kleine das Blatt, obwohl Heine ausrief: „Kind, ich werde es Dir viel schöner und werthvoller für dein Alter machen!" Er verfaßte nun auf ein Blatt das eben citirte Poem.

Auch hat er früher schon diese Begegnung mit der Heißgeliebten in Gestalt eines Traumes beschrieben, worin der ganze Liebesschmerz, der Heines Seele bedrückte, trotz des ätzenden Spottes zu Tage tritt. Mag noch schließlich dieses eine Poem hier mitgetheilt werden:

Der Traumgott brachte mich in eine Landschaft,
Wo Trauerweiden mir willkommen winkten
Mit langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schwesteraugen mich still ansahen,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitschern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt schien,
Und Stimmen und Gestalten mich begrüßten
Wie einen alten Freund, und wo doch Alles
Mir so fremd schien, so wunderseltsam fremd.
Vor einem ländlich schmucken Hause stand ich;

In meiner Brust bewegte sich's; im Kopfe
War's ruhig, ruhig schüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reisekleidern,
Grell klang die Klingel und die Thür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel bekannte
Gesichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich scheue Angst. Seltsam verstört,
Mit Beileidsmienen fast, sahn sie mich an,
Daß es mir selber durch die Seele schauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Margreth' hab' ich gleich erkannt;
Ich sah sie forschend an, jedoch sie sprach nicht.
„Wo ist Marie?" fragt' ich, doch sie sprach nicht,
Griff leise meine Hand und führte mich
Durch viele, lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Todtenstille herrschte,
Und führte mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt mit abgewandtem Angesicht
Auf die Gestalt, die auf dem Sopha saß.
„Sind Sie Marie?" fragt' ich. Innerlich
Erstaunt' ich selber, ob der Festigkeit,
Womit ich sprach. Und steinern und metalllos
Scholl eine Stimme: „So nennen mich die Leute."
Ein schneidend Weh durchfröstelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch
Die einst so süße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,
Nachlässig angezogen, Busen schlotternd,
Die Augen gläsern starr, die Wangenmuskeln
Des weißen Angesichts lederschlaff —
Ach, jenes Weib war doch einst so schön,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang auf Reisen!" sprach sie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,

„Sie schaun nicht mehr so schmachtend, liebster Freund,
Sie sind gesund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität." Ein süßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blassen Mund.
In der Verwirrung sprach's aus mir hervor:
„Man sagte mir: Sie haben sich vermählt?"
„Ach ja," sprach sie gleichgültig laut und lachend,
„Hab einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder ist, Gemahl sich nennt, doch Holz
Ist Holz!" Und klangslos widrig lachte sie,
Daß kalte Angst durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — sind das die keuschen,
Die blumenkeuschen Lippen von Maria?
Sie aber hob sich in die Höh', nahm rasch
Vom Stuhl den Caschmir, warf ihn
Um ihren Hals, hing sich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen durch die offne Hausthür,
Und zog mich fort durch Feld und Busch und Au.

Die glühend rothe Sonnenscheibe schwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überstrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majestätisch floß.
„Sehn Sie das große goldne Auge schwimmen
Im blauen Wasser?" rief Maria hastig.
„Still, armes Wesen" sprach ich, und ich schaute
Im Dämmerlicht ein märchenhaftes Weben.
Es stiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umschlangen sich mit weichen, weißen Armen.
Die Veilchen sahn sich zärtlich an, sehnsüchtig
Zusammenbeugten sich die Liljenkelche;
Auf allen Rosen glühten Wollustgluthen;
Die Nelken wollten sich in Hauch entzünden;
In sel'gen Düften schwelgten alle Blumen
Und alle weinten stille Wonnethränen

Und alle jauchzten: „Liebe, Liebe, Liebe!“
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer summten feine Elfenliedchen,
Die Abendwinde flüsterten, es rauschten
Die Eichen, schmelzend sang die Nachtigall —
Und zwischen all dem Flüstern, Rauschen, Singen
Schwatzte mit bleiern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing:
„Ich kenne ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten ist ein guter Tropf,
Er winkt und winkt zu allem, was man will;
Der Blaurock ist ein Engel; doch der Rothe
Mit blankem Schwert ist Ihnen spinnefeind.“
Und noch viel buntre, wunderliche Reden
Schwatzte sie in einem fort und setzte sich
Ermüdet mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume steht.

Da saßen wir beisammen still und traurig
Und sahn uns an und wurden immer trauriger.
Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.
Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Marias weißes Antlitz
Und lockten Glut aus ihren starren Augen,
Und mit der alten süßen Stimme sprach sie:
„Wie wußtest Du, daß ich so elend bin?
Ich las es jüngst in Deinen wilden Liedern!“

Eiskalt durchzog mir's da die Brust, mir graufte
Ob meinem eigenen Wahnsinn, der die Zukunft
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Gehirn,
Und vor Entsetzen bin ich aufgewacht.

* * *

„Das Buch Le Grand“ (1826) widmete Heinrich Heine seinem ehemaligen Ideal, unter dem Namen „Evelina“; die Dedication lautet: „Evelina empfange diese Blätter als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe des Verfassers.“ Diese Widmung hat später der Mythenbildung starken Vorschub geleistet, die eine Evelina von Geldern, welche nie gelebt hat, als die erste Geliebte des Dichters hinstellte.

In diesem Prosawerke tritt ebenso wie in seinen Dichtungen die verhaltene Leidenschaft mit elementarer Gewalt zu Tage. Es heißt dort u. A.: „Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht. (Altes Stück) — Madame, kennen Sie das alte Stück? Es ist ein ganz außerordentliches Stück, nur etwas zu sehr melancholisch. Ich hab' mal drin die Hauptrolle gespielt, und da weinten alle Damen, nur eine einzige weinte nicht, nicht eine einzige Thräne weinte sie, und das war eben die Pointe des Stückes, die eigentliche Katastrophe. —

O diese einzige Thräne! Sie quält mich noch immer in Gedanken; der Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüstert mir in's Ohr ein Lied von dieser ungeweinten Thräne, ein fatales Lied mit einer noch fataleren Melodie — ach, nur in der Hölle hört man diese Melodie. Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie sich wohl vorstellen, um so eher, da Sie verheirathet sind. Dort amüsirt man sich ganz superbe, man hat alle möglichen Vergnügungen, man lebt in lauter Lust und Pläsir, so recht wie Gott von Frankreich . . . Aber von der Hölle, Madame, haben Sie gar keine Idee. Von allen Teufeln

kennen Sie vielleicht nur den kleinsten, das Beelzebübchen Amor, den artigen Croupier der Hölle, und diesen selbst kennen Sie nur aus dem Don Juan, und für diesen Weiberbetrüger, der ein böses Beispiel giebt, dünkt sie Ihnen niemals heiß genug ... Madame, das alte Stück ist eine Tragödie, obschon der Held darin weder ermordet wird, noch sich selbst ermordet. Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — riechen Sie nicht Veilchenduft? — sehr schön und doch so scharf geschliffen, daß sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen und gewiß aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich starb doch nicht an diesen meuchelmörderischen Augen. Die Stimme der Heldin ist auch schön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall schlagen? — Eine schöne seidne Stimme, ein süßes Gespinnst der sonnigsten Töne und meine Seele war darin verstrickt und würgte sich und quälte sich ..."

* * *

Natürlich hat sich dieser Liebestragödie Heines ebenso wie seine Liebe zum „rothen Sefchen" auch die Romanlitteratur bemächtigt. Zwei Damen, K. Th. Zianitzka und Katharina Dietz, machten die beiden „Verhältnisse" zum Gegenstand einer romantischen Darstellung, in der sich selbstverständlich Wahrheit mit Dichtung in wunderlicher Weise vermischt. Das Werk der ersteren betitelt sich: „Heinrich Heine, der Liederdichter" *) und hat nicht weniger als sechs Bände, das der zweiten heißt: „Heinrich Heines erste Liebe." **)

*) Leipzig, 1864.
**) Berlin, 1870.

Natürlich kann man beide Bücher nicht ernst nehmen, und nehmen wir nur deshalb von ihnen Notiz, um zu beweisen, welche Anziehungskraft diese Herzens-Beziehungen auch auf die Damen, welche weibliche Handarbeit berufsmäßig betreiben, beziehungsweise die Romanschriftstellerinnen, ausgeübt haben. Aber wie diese Herrschaften mit der historischen Wahrheit umspringen und ihrer Einbildungskraft die Zügel frei schießen lassen, mag man aus nachstehender Probe ersehen. K. T. Zianitzka*) schreibt:

„Im Anfang des Jahres 1819 begab er (Heine) sich zu seinen Eltern in die Heimath, wo die Mutter seine Wäsche und seine Garderobe wieder gehörig in den Stand setzte.

Er sah Eveline wieder, die zu einem schönen Mädchen emporgeblüht war, die alte Liebe schlug in neuen Flammen auf, das lange in seiner Seele verschlossene Glück stieg jetzt in Worten auf seine Lippen, der Mund ward zum Dolmetscher des Herzens, die früheren kindischen Gelöbnisse wurden nun mit heiligen Schwüren erneuert und er durchlebte seine seligsten Stunden, wenn er im einsamen Stübchen an ihrer Seite saß oder an mondbeglänzten Abenden Arm in Arm mit ihr durch die Straßen wandelte.

Eveline ließ sich von dem Zauber ihrer Empfindung hinreißen. Heine küßte sie feurig; sie dachte oft daran, daß der schöne Officier, der einst in der Apotheke logirt hatte, Maiers Minchen gerade so geküßt haben müsse, aber sie vermißte an Heine die schöne Uniform und die glän-

*) Bd. I, S. 37 ff.

zenden Epauletten des jungen Officiers, die jenem so göttlich gestanden hatten.

Am Vorabend vor Heines Abgang zur Universität gelobten sich die Liebenden mit heiligen Eiden Treue für die Ewigkeiten, trotz allen Hindernissen versprachen sie sich, einander anzugehören und Mann und Weib zu werden — denn in jener Stunde der Begeisterung glaubten sie an die Liebe, die die heftigste aller Leidenschaften ist, welche sich an keine Schwierigkeiten kehrt und alle Hemmnisse zerbricht."

Nach dieser komischen Stilprobe werden alle Freunde des Humors noch nachstehende Schilderung der Untreue Evelinens mit Interesse lesen. Man höre, wie — kolportagehaft Frau oder Fräulein Zianitzka die so tragische Katastrophe schildert:

„Zu Ostern traf Heine in Bonn ein, um dort seiner wissenschaftlichen Bildung obzuliegen, und mit wahrhaft eisernem Fleiße betrieb er seine Studien*) . . . Zu seiner Erholung opferte er den Musen und schrieb glühende Liebesepisteln an Eveline, die durch Vermittelung einer dritten Person in die Hände des jungen Mädchens kamen, denn da das Verhältniß der jungen Leute von der Familie weder gekannt noch gebilligt**) war, so durfte ihre Correspondenz nicht öffentlich betrieben werden.

*) Wie hätte der ungezogene Liebling der Grazien sich amüsirt, wenn er dieses Lob hätte lesen können! Das hatte bisher noch Niemand von ihm behauptet!

**) Welcher Widerspruch! Natürlich „entweder nicht gekannt oder nicht gebilligt" wollte die Verfasserin sagen.

In der ersten Zeit schrieb ihm Eveline wenigstens alle vier Wochen, dann wurden ihre Briefe seltener, endlich blieben sie ganz aus. Vergebens schickte er die stürmischsten Klageschriften an sie, er erhielt keine Antwort mehr.

Da bekam er eines Tages Seitens der Familie die Anzeige von Evelinens Verlobung mit einem Anderen und eine Einladung zur Hochzeit — das Unglück kommt immer unerwartet.

Er ward völlig zerschmettert von dieser Nachricht, so viel Treulosigkeit hatte er nicht für möglich gehalten, sein Herz bekam einen Riß, dem das Blut in einzelnen Tropfen entsickerte. Er suchte sich jedoch zu ermannen, wollte sich betäuben, ging ins Wirthshaus, wo er sich Austern und Rheinwein geben ließ, aber er konnte weder essen noch trinken, heiße Tropfen fielen in sein Glas, und auf dem Boden seines Glases glaubte er seine Heimath und die Treulose an der Seite eines Anderen zu sehen . . .

Da kam Evelinens Hochzeitstag heran: bald wollte er nach Düsseldorf, bald nicht; zehnmal packte er seinen Reisesack und packte ihn eben so oft wieder aus. Er hatte, nachdem er sie mehrmals durchgelesen, ihre Briefe eingepackt, die er ihr, nachdem er ihre Treulosigkeit, ihre Schwurvergessenheit vorgehalten haben würde, verächtlich vor die Füße werfen wollte, aber er holte sie wieder aus der Reisetasche hervor und verschloß sie, um sie als ein ewiges Andenken an die seligste Zeit seines Lebens aufzubewahren. In dieser Unschlüssigkeit vergingen die Stunden, endlich war es die höchste Zeit, aufzubrechen, wenn er hin wollte, und so faßte er denn wirklich den Muth, den Wagen zu



besteigen, der ihn nach Düsseldorf*) bringen sollte; er wollte die Folterqual erdulden, sie an der Seite eines Anderen zu sehen, der einen Besitz erringen sollte, für dessen Erlangung er seine Seligkeit hingegeben haben würde.

„Ob sie wohl glücklich werden wird?“ sprach er unterwegs zu sich selbst; „sie verdient es nicht um mich, aber ich wünsche ihr nichts Böses; könnte man das Glück einfangen, wie eine Lerche, ich wollte zum Vogelsteller für sie werden, müßte ich auch dem Teufel den Schwanz dafür küssen. Aber wer kann wissen, was ihr die Zukunft bringt! Nur die Vergangenheit ist uns klar, selbst die Gegenwart ist immer einigermaßen dunkel, und die Zukunft ist voller verschleierter Geheimnisse.“

Als Heine in Düsseldorf ankam, fand er seinen Vater krank; der wackere Mann litt seit einiger Zeit an einem Kopfübel, welches das Gehirn in bedenklicher Weise angegriffen hatte und noch zerstörender einzuwirken drohte — das Herz des Sohnes wurde daher gleich bei seinem Eintritte auf das schmerzlichste ergriffen, doch suchte er sich zu fassen und schickte sich an, noch im Laufe Tages die übliche Anstandsvisite bei der Braut und ihren Eltern zu machen.

Als ihm, nachdem er geschellt hatte, die alte Magd die Hausthür öffnete, erschrak sie sichtlich — sie war von jeher Evelinens Vertraute gewesen, durch deren Vermittelung Heines Briefe an die Geliebte gelangt waren. Aus ihrem Benehmen konnte er erkennen, daß man trotz der an ihn

*) Zianitzka läßt Eveline van Geldern in Düsseldorf leben.

ergangenen Einladung sein Kommen nicht erwartet hatte, daß er ungern gesehen werde.

Die Magd bat ihn, einen Augenblick im Vorzimmer zu verweilen, sie müsse ihn der Herrschaft wohl melden.

„Seid ihr indessen so vornehm geworden?“ fragte Heine spitz. „Das Anmelden war doch sonst nicht Sitte in dem Hause meines Onkels, wo der Neffe aus- und eingehen konnte, wenn er wollte. Nun, melde mich, alte Margarethe, es ist recht, daß ich im Vorzimmer harren muß, denn ich bin ein unglücklicher Mensch und nur das Glück braucht nicht zu antechambriren, es findet überall offene Thüren.“

Die Alte ging mit langem Gesicht, kam gleich darauf wieder und winkte ihm, einzutreten.

Er fand die Familie beisammen, die ihn freundlich begrüßte. Die mit der Musterung ihrer reichen Brautgeschenke beschäftigte Eveline reichte ihm mit einem tiefen Erröthen die Hand und nahm seinen satirischen, mit geheimen Stacheln durchspickten Glückwunsch anscheinend ruhig auf, obgleich ihres Vetters Spottreden dieselbe Wirkung auf sie hatten, wie eine ätzende Flüssigkeit auf eine offene Wunde. Der Bräutigam wurde ihm vorgestellt und machte einen abstoßenden Eindruck auf ihn, vielleicht besonders darum, weil er im Voraus gegen ihn eingenommen war. Sein Aeußeres kam ihm vor, wie das Ideal der Häßlichkeit, denn der Mann war klein, hatte einen Kahlkopf und von unten heraufblickende Augen, eine Hakennase, krumme Beine, lange Arme und verhältnißmäßig große Hände, so daß ihn die Natur zu stetem Nehmen bestimmt zu haben schien.

Auch Eveline fand er verändert; sie war das junge Mädchen nicht mehr, das er vor kaum einem Jahre verlassen hatte; sie stand jetzt in der Vollendung ihrer Schönheit; ihre anmuthigen Züge hatten sich vollkommen entwickelt, sie waren belebter geworden und hatten ihre ganze Person mit etwas Verführerischem übergossen, das unwiderstehlich reizte und anzog.

Es entspann sich ein Gespräch, in das Eveline hier und da ein Wort ganz unbefangen einmischte. Der Onkel fragte nach Heines Studien, die Tante erkundigte sich mehr nach dem Leben und Treiben des Studenten, und der Bräutigam sagte:

„Es ist doch schade, daß Sie sich nicht gewidmet haben dem Handel; da verdient man doch gleich Geld, während so ein Studirender Jahre lang muß hungern und länger, ehe er kommt zu einem Stück Brod."

„Da haben Sie Recht," rief Heine sarkastisch, „beim Studiren füllt man nur den Kopf, beim Handel dagegen nur den Beutel, und es ist dann ganz gleichgültig, ob der Kopf leer ist oder nicht."

Der Bräutigam glotzte ihn verwundert an, Eveline biß sich auf die Lippen. Heine versank oft mitten im Gespräch in ein tiefes dumpfes Hinbrüten, aus dem er dann plötzlich empor fuhr, um sich einer wilden Lustigkeit zu überlassen. Aber unter seinen übermüthigen Späßen kam ein geheimer Stachel hervor, und aus den Ausbrüchen eines tollen Humors klang tiefe Wemuth und die herbste Bitterkeit hervor.

Nach einer Stunde kam ein Hausfreund, der sich mit

den Eltern und dem Bräutigam zu einer Whistpartie niedersetzte. Eveline öffnete den Flügel und begann zu spielen, um sich eine Contenance zu geben. Heine lehnte sich auf den Stuhl und flüsterte ihr allerlei Vorwürfe in die Ohren, die sie nicht gern hören mochte.

„Ach,“ rief sie endlich ungeduldig, indem ihre Hände wilde Accorde anschlugen, „wie bist Du doch so sonderbar, daß Du noch an unser kindisches Treiben denkst. Ich kann ja doch keinen Studenten heirathen.“

„Aber das Herz konntest Du mir brechen mit kaltem Blute, aber unglücklich konntest Du mich machen mit lächelnden Lippen.“

„Was machst Du mir Vorwürfe?“ rief sie mit Heftigkeit, „meine Eltern wollen es haben, ich bin ihnen Gehorsam schuldig.“

„Und darum nimmst Du den häßlichen, geizigen Kerl?“

„Die Häßlichkeit verhindert nicht, daß der Mensch ein Herz hat, und oftmals ein recht gutes.“

„Mancher aber hat einen leeren Geldsack an der Stelle des Herzens, den er stets zu füllen bemüht ist, gleichwohl durch welche Mittel.“

Als er das sagte, wurde er todtenbleich; seine Finger krümmten sich krampfhaft, denn das Blut verwandelt sich in Galle, wenn man von der Viper der Eifersucht gestochen wird.

Eveline ging aus Dur-Accorden in klagende Molltöne über, als sie sagte:

„Eigentlich ist Deine Base Esther an allem Schuld; sie überredete mich, auf den Wunsch der Eltern einzugehen,

und nannte mir wenigstens drei Dutzend Romane her, in denen die Mädchen von ihren Liebhabern betrogen wurden. „Ich weiß, daß Du den Harry liebst," sagte sie, „er hat Dich vielleicht auch gern, aber die Liebe ist ein Zeitvertreib für junge Männer, und um so vergänglicher, je heftiger sie ist. Die Liebe ist eine Jugendkrankheit, die jeder durchmachen muß. An eine Heirath zwischen Euch ist nicht zu denken, Du wirst alt werden, ehe der Heine eine Frau ernähren kann; wirst vielleicht eifersüchtig werden müssen, wie Herzlinde von Rappoltstein, die aus Eifersucht zur Verbrecherin ward." „Aber, wenn nun der Heinrich mich im Ernst liebt und unglücklich wird?" wandte ich ihr ein. — „Das, o geh doch," versetzte sie — „und dann ist Hoffnung das unentbehrlichste Nahrungsmittel der Liebe, wenn es ihr daran gebricht, so stirbt sie; der Heinrich wird sich bald genug mit einer Andern trösten, er wird es gerade machen, wie Herr von Pelen in der schönen Sybille, einem Romane von Gustav Schilling." „Auf der anderen Seite drängten meine Eltern, kannst Du es mir verargen, wenn ich nachgab?"

„Also die Esther hat Dich verleitet?" rief er bitter, „freilich, wo der Teufel nichts Böses zu thun vermag, da schickt er eine alte Jungfer hin, die bringt es gewiß fertig."

„Sei mir nicht böse, Heinrich," bat sie flehentlich, „es ging einmal nicht anders."

Er gab ihr keine Antwort, sondern stürmte wie ein Wirbelwind aus dem Zimmer und eilte nach Hause, um Esther mit einer Fluth von Vorwürfen zu überschwemmen.

„Gott, was will das Jüngelchen!" rief diese entsetzt,

„Du bist ja ungestüm, wie der Ritter Hasper a Spada, und wild wie Glorioso, der kühne Räuberhauptmann. Sieh mich nicht so groß an mit Deinen Augen, die wie feurige Räder herumrollen, sonst werde ich ohnmächtig werden, wie das edle Fräulein Beigna, als der Burgpfaffe ihr unanständige Zumuthungen machte.“

Bei diesen Worten nahm sie die Gelegenheit wahr, durch die offene Thür zu entschlüpfen und ließ sich den ganzen Abend nicht vor dem erzürnten Jüngling sehen.

Am andern Tage zog Heine den Galafrack an und die seidene Weste, er legte Manchetten um seine Hand und ging hin und wohnte der Trauung und dem Hochzeitsfeste bei, obgleich ihm das Blut wild durch die Adern tobte und sein Herz in heller Flamme stand. Nach der Trauung brachte er Evelinen seinen Glückwunsch dar mit bebender Stimme. Sie sah aus wie ein duftiges Engelsbild in dem weißen Tüllkleid, dem Myrthenkranz und Schleier, der sie wie ein lichtes Gewölk umfloß. Sie lächelte ihn freundlich an, als ob sie gar nicht wisse, daß sie ihm den Todespfeil in das Herz gedrückt habe.

Man fuhr nach Hause. Heller Kerzenglanz erleuchtete den mit Blumen geschmückten Saal, in welchem das Hochzeitsmahl stattfand. Harfen- und Geigenklang ertönte, Alles war in Saus und Braus, die geschmückten Gäste saßen an der Tafel. Die Braut strahlte in dem Glanze des funkelnden Brillantschmuckes, den ihr der Bräutigam geschenkt hatte, und war sehr vergnügt, während Heine schmerzlich betrübt war. Eveline sah hochbeglückt aus, sobald ihr der Bräutigam die feinen Hände drückte. Da

füllte er ein großes Kelchglas, trank daraus und reichte es der Braut hin, die ihm Dank zulächelte und von dem Weine nippte. Heine war es, als ob sie von seinem Blut tränke.

Bemerkend, daß Heine die Augen fest auf das Kelchglas gerichtet hielt, rief ihm der Bräutigam lachend zu:

„Trinken Sie doch von diesem St. Julien, mein neuer Herr Vetter, er ist das beste Gewächs in Burgund. Manche ziehen ihn dem Romané, Andere dem Chambertin vor; ich bin der Ansicht, daß der St. Julien ein weit feineres Bouquet hat."

Er schickte einen der aufwartenden Kellner hin, der dem Studenten von dem gepriesenen Weine einschenken mußte. Heine berührte ihn nicht, er warf das Glas um, daß sein rother Inhalt sich wie Blut auf das weißdamastne Tischtuch ergoß, und entschuldigte sich nicht einmal.

Dieses Betragen verstieß so sehr gegen die Regeln der Etiquette, daß drei alte Jungfern, welche sich unter den Hochzeitsgästen befanden, dadurch stumm und starr wurden und jenen großen Käfern glichen, die sich todt stellen, wenn man sie mit dem Finger berührt.

Indessen hatte Eveline einen Apfel geschält und reichte ihn jetzt dem Bräutigam, der sein Messer nahm und ihn in Stücke zerschnitt. Heine'n war es, als ob er ihm das Herz zerschneide.

Nun äugelte das Paar ganz süß miteinander, der Bräutigam umschlang die Braut, küßte sie auf die rosigen Wangen, dann begann der Ball. Das Brautpaar tanzte vor, nach und nach wurde Eveline so hingerissen von den

Freuden des Tanzes, daß ihr die aufgelösten Locken wild um das Gesicht flatterten; sie kam Heine vor wie eine wilde Bacchantin, und der Bräutigam schien ein bocksfüßiger, gehörnter Satyr zu sein. Gegen Mitternacht flüsterte er Evelinen was in die Ohren; sie ward roth, doch ohne zu zürnen, und nach einer Weile waren beide verschwunden.

Dem armen Heine lag die Zunge wie Blei im Munde; er stand leichenstumm da und sah die Tänzer herumschweben. Dann ging er fort, warf sich auf sein Lager, und hatte die ganze Nacht wilde, wüste Träume."

So weit der „wilde, wüste Traum" der „Dichterin" Zianitzka! –

In Katharina Dietz' Roman: „Heinrich Heines erste Liebe" wird besonders die Geschichte vom „rothen Sefchen" eingehend geschildert. Wenn man diesen Heinrich Heine liest, ruft man unwillkürlich aus: „Heinrich, mir graut vor Dir!" Zum Glück war der Heine der Wirklichkeit und derjenige des Romans von einander so grundverschieden, wie Feuer und Wasser.

Immerhin steckt hier schon etwas mehr Poesie, und einige Abschnitte der Erzählung haben entschieden dichterischen Werth. Mag aus dem Kapitel: „Liebesglück und Liebesleid"*) die nachstehende Stelle mitgetheilt werden:

„Es war eine bunte Gesellschaft von Männern und Frauen, alten und jungen Leuten. Natürlich war auch die schöne Amalie da und schmückte den Platz an Heinrichs Seite.

*) S. 292 ff.

Das Gespräch wogte hin und her über die verschiedensten Themata. Plötzlich aber, in einer lebhaften Schilderung des Lurleifelsens, die er Amalien machte, horchte Heinrich auf. Es klangen bekannte Namen an sein Ohr — man sprach spöttisch von der Düsseldorfer Revolution.

„Was sagen Sie?“ wandte er sich zu einem der Sprechenden. „Düsseldorf hat eine Revolution gehabt?“ —

„Und das wissen Sie nicht?“ war die Gegenfrage. „Sind Sie denn wirklich im Siebengebirge oder gar vom Lied der Loreley verzaubert gewesen, daß Sie nichts von den großen Weltereignissen in Ihrer Heimat gehört haben? — Ist Ihnen nicht einmal eine Zeitung in die Hand gekommen?“ —

„Zeitungen? — Gott bewahre! — Wenn ich sie in einem Wirthshause auf dem Tische liegen sah, rückte ich eine Elle weit davon, um nur in keine Berührung mit dem grauen Schicksalsschwestern und Sybillen zu kommen. Meine größte Lust auf der Reise bestand hauptsächlich in dem gänzlichen Vergessen aller Welthändel.“

„Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, denn verstellen Sie sich nur nicht,“ fuhr der alte Herr freundlich scherzend fort: „ein Zug von Weltverbesserungssehnsucht steht Ihnen doch auf der Stirne geschrieben und ein Widerspruchsgeist zuckt deutlich um Ihren Mund. Wenn ich nicht irre, haben Sie auch Bekanntschaft mit dem demagogischen Buchhändlerssohn, dem seine Schrift über die Todesstrafe einige Wochen Arrest gebracht und der Schuld haben soll an der Geschichte. Es scheint, daß einigen kecken Gesellen das Buch zu Kopf gestiegen ist: so daß sie

ihren menschenfreundlichen Fanatismus an dem armen Kerl ausgelassen haben, dem hiesigen Scharfrichter, der sich bei gelegentlichen Zusammenkünften im Wirthshause, mit seinen halb theologischen, halb philosophischen Redensarten mißliebig gemacht und nun vollends durch die Verstümmelung seines Schlachtopfers, bei der Hinrichtung in Cöln, den Zorn des Volkes erregt hat. Doch Ihre Frau Mutter hat ja eine liebenswürdige Rolle in diesem bürgerlich-historischen Trauerspiel gehabt und wird Ihnen Alles selbst erzählen, was Sie noch nicht wissen."

„Mich nicht zu vergessen, mein Herr," rief Charlotte hinüber, „meine Mutter hat den leichtesten Theil erhalten; sie durfte das wunderschöne Töchterlein des Scharfrichters pflegen, während ich den schauerlichen verfehmten Mann in Behandlung bekam. Was sagst Du, Heinrich, zu dem Heroismus Deines oft verspotteten Schwesterchens? — Einem wirklichen, leibhaftigen Scharfrichter hab' ich wohl eine Stunde lang gegenüber gesessen uud zwar mutterseelenallein, oben, auf Deinem Zimmer, und hab' ihm Wein eingeschenkt und mit ihm zu plaudern versucht, was indeß schlecht gelang; denn er saß starr und stumm da, wie ein schauerliches Bild, und schaute vor sich hin, mit seinen traurigen Augen, daß es mir ordentlich an's Herz griff und ich ihm gern alles mögliche Tröstende hätte sagen mögen. Es ist im Grunde ganz schrecklich, daß man solchen armen Menschen mißhandelt, um einer Schwäche willen, die ihn einmal bei seinem schauerlichen Amt überfallen hat."

„Es wird dieser tragische Act einen Anlaß mehr

geben," sagte der alte Herr wieder, „die Guillotine auch bei uns in Deutschland einzuführen. — Das ist eine köstliche Erfindung, welche dem Henker die Nerven nicht angreift und kurzen Prozeß macht. — Aber, junger Herr, Sie sehen mich ja so verstört an und sind so blaß geworden, als gehörten Sie auch zu den nervösen Helden unserer Zeit, die kein Blut können fließen sehen und denen man von keinem Todes-Urtheil sprechen darf. — — Ich fürchte, Sie haben mehr Antheil an der famosen Volksrevolution, als wir wissen können." —

Mit diesen Worten hatte er sich lachend zu Heinrich gewendet, der in der That Messer und Gabel weglegen mußte, um das Zittern seiner Hände zu verbergen.

„Seien Sie versichert," entgegnete er, sich mühsam sammelnd, „daß ich lauter Räthsel höre — ich möchte Sie bitten, mir nähere Aufklärung zu geben, wie denn sogar meine Stube dazu gekommen ist, einen Scharfrichter aufzunehmen."

Die Mutter sah mit prüfendem Blick zu dem Sohn hinüber. „So viel ist gewiß," sagte sie, „der unschuldige Träumer hat in seiner glücklichen Waldeinsamkeit nichts von all' den Ereignissen erfahren, die sich in der nächsten Nähe bei uns zugetragen — wir müssen ihm zu Hilfe kommen. Vater, hast Du nicht die Zeitungsblätter bei der Hand?"

Der Befragte gab dem Bedienten einen Wink und dieser brachte schnell das Gewünschte herauf. Auf die Bitte einiger jungen Damen, die keine Zeitungen lasen und vor Begierde brannten, die Henkersgeschichte einmal im

Zusammenhang zu lesen, las einer der Anwesenden, während das Dessert umhergereicht wurde, die Beschreibung der Hinrichtung in Cöln, wie die Besprechung von Anselms Schrift und ihren Antheil an der Mißhandlung des armen Scharfrichters und seiner Tochter. Frau Elisabeth setzte den Bericht fort und erzählte ihr Zusammensein mit der verwundeten Josepha und ihrem Vater in einer ebenso einfachen, als die Zuhörer tief rührenden Weise.

Heinrich sprang plötzlich auf, er eilte zu seiner Mutter und fiel ihr um den Hals. „Ich muß Dich küssen, liebe Mutter!“ rief er, „gesegnet sei Dein Mitleid für die armen Verfehmten!“

„Nun,“ erwiderte die Mutter, „ich glaube, jeder von meinen hier anwesenden Gästen würde dasselbe gethan haben. Die liebenswürdige Erscheinung der Scharfrichter-Tochter machte es zudem leicht, das grausame Vorurtheil, das, wie wir bei dieser Gelegenheit gesehen haben, noch so allgemein ist, zu überwinden.“

„Ist sie denn wirklich so schön, wie man sagt?“ fragte eine der jungen Damen.

„Engelschön,“ erwiederte Charlotte, darauf Amalie etwas gereizt einfiel: „Ich glaube, Lottchen, in dem Punkte übertreibst Du etwas. Ich habe das Mädchen früher auch einmal gesehen, mit ihrer unheimlichen Muhme, der „Hexe von Goch“, und finde wirklich etwas Besonderes nicht an ihr. Sie ist blaß wie ein Geist und dünn wie ein Schatten, dazu trägt sie sich auch gar zu nachlässig und sonderbar!“

„Das spricht der Neid aus Dir, Molly!“ neckte Charlotte; „ich glaube, wir beklagenswerthen Unterthaninnen der Mode würden alle froh sein, wenn wir statt unseres geputzten und geschnürten Anzugs so ein leichtes, edles Gewand tragen dürften, wie es die schlanke Gestalt des schönen Scharfrichtertöchterleins umschließt. Auch gesteh' ich, daß ich gerne meine rothen Backen eintauschte für das liebliche Gesicht, das wie sanfter, träumerischer Mondschein aus dem blonden Haargeringel herausblickt. Sie ist ein ganz poetisches Bild — ich glaube, Heinrich, es war ganz gut, daß Du nicht hier warst; Du hättest gewiß Dein Herz an sie verloren.“ —

Man lachte, doch die Mutter, welche besorgt auf Heinrichs immer bleicher werdendes Gesicht sah, suchte das Gespräch abzulenken. Es war indeß schwer, es auf ein anderes Thema zu führen, und Manches wurde noch über Anselms Schrift gesprochen.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Man vertheilte sich in den Zimmern, und bald eilten Charlotte und Amalie an den Flügel, um ein Duett zu singen, das sie, nach ihrer Versicherung an Heinrich, extra zu seinem Willkommensgruß eingeübt hatten.

Heinrich aber konnte es kaum aushalten in dem Gewirr — er fühlte sich wie erdrückt von den Gedanken, die auf ihn einstürmten . . .

Die lieblichen Stimmen der jungen Mädchen schnitten wie Dissonanzen in seine Seele. Leise und unbemerkt schlich er sich aus dem Zimmer, warf draußen den Reisemantel wieder über die Schultern und sagte dem Diener:

er habe noch einen nöthigen Gang zu machen. Dann stürzte er die Treppe hinunter, hinaus in die dunklen Straßen. —

Schaudernd sah er sich um — hier, hier warf man mit Steinen nach seinem zarten Lieb! —

Er drohte mit der Faust gegen die Häuser —.

„O, Josepha! Und da oben sitzen sie nun und machen Dein dunkles, tragisches Geschick zu einer Unterhaltung bei Thee und Kuchen und ich sitze dabei und muß thun, als ginge das Alles mich nichts an — o die gesellschaftliche Lüge und Unnatur — fort, fort mit ihr auf immer!“ ...

* * *

In Wirklichkeit gilt auch von der Liebestragödie Heinrich Heines wie von jeder wahren Tragödie der bekannte Ausspruch: sie erhebt den Menschen, indem sie ihn zermalmt. Sie entlockte den Klängen seiner Leier die herrlichsten, traurigsten und erschütterndsten Accorde, sie machte ihn zu einem berühmten Mann — aber sie vernichtete sein individuelles Lebensglück, denn jene heroische Seelenstärke, welche fähig ist, die Leidenschaften im Zügel zu halten und sich über die Miseren des Daseins zu erheben, ging ihm leider ab . . .

Bei ihm bewährte sich das furchtbare Wort Herweghs:

„Das arme Menschenherz muß stückweis brechen!“

Heinrich Heine und Rahel von Varnhagen.

In dem bisherigen Leben Heines spielten nur mehr oder weniger glühende Geliebten eine Rolle, die Freundinnen, welche seinen Genius erkannten, die ihn aufrichtig schätzten, ihn zu frischem Schaffen aufmunterten und ihn edle Weiblichkeit und Frauenwürde kennen und schätzen lehrten, kreuzten erst in Berlin, wo er 1821 zum ersten Male erschien, um, aus Göttingen wegen einer Duellaffaire relegirt, an der dortigen Universität zu studiren, seinen Lebensweg.

Der junge, flotte Bruder Studio, der bisher blos in kleineren Städten, wie Düsseldorf, Bonn und Göttingen längere Zeit gelebt hatte, wurde von dem bunten und geräuschvollen Treiben der vornehmen Welt der Großstadt ganz eigenartig gefesselt! Der erste Eindruck, welchen er von der Residenz empfing, war ein verblüffender. In einem Correspondenzbericht aus der Hauptstadt z. B. berichtet er als etwas Außerordentliches, daß die Fenster seines Logis mit rothseidenen Gardinen behangen seien! „Meine Wohnung," schreibt er, „liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhotels und ich habe deshalb oft Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel und Pferdegetrampel

und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt, von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonirten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Beletagefenstern des Hotels, wo die Musik rauschte, gossen krystallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht." Natürlich verflog bei diesem kritischen und skeptischen Geist bald der Rausch der Begeisterung und in seinen „Briefen aus Berlin" schwang er erbarmungslos die Geißel des Spottes über die gespreizte Hohlheit und innere Leere so vieler Vergnügungen und Gesellschaften. Man kennt sein boshaftes Wort: „Berlin ist gar keine Stadt, sondern giebt blos den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten uniformen Häuser, die langen, breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Die Stadt enthält so wenig Altertümlichkeit und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Menge, sondern Einzelner entstanden."

In Berlin fand er auch das, was er bisher überall vergebens gesucht — den literarischen Salon. Der hervorragendste war derjenige, wo Varnhagen von Ense, der ausgezeichnete Schriftsteller, Gelehrte und Diplomat, und seine geniale, tief denkende und überraschend originelle Frau, Rahel, geborene Levin, das Scepter schwangen. In

diesem den Musen geweihten Hause wurde der Goethe-Cultus wie nirgends gepflegt, aber auch jüngere, aufstrebende Kräfte fanden dort vielfach Anregung und Aufmunterung.

Wie Varnhagen von Ense, so kam ihm auch die seltene Frau mit aufrichtiger Freundschaft entgegen. Doch es war nicht bloß Freundschaft, welche den Jüngling und die gereifte Frau mit einander verband, sondern ihr Verhältniß war, wie Frau von Hohenhausen*) einmal treffend sagt, ein romantisches; ihr unschönes Aeußere und ihre fünfzig Jahre hinderten ihn nicht, ihr ritterliche Huldigungen darzubringen. So hat er ihr einmal, als sie im Fieber lag, eine Fülle von frischen Rosen gesendet; sie kühlte sich damit Stirn und Hände und wurde — wie sie behauptete — dadurch rasch geheilt. Sie lohnte dem Spender durch folgendes Verschen:

Rosen wurden Brücken, sie führten mich in's Leben,
Rosen wirkten Wunder, Heine hat sie mir gegeben."

Noch in dem Vorwort zur zweiten Auflage des „Buchs der Lieder",**) vom Frühjahr 1837, gedenkt er mit Begeisterung seiner Egeria. Er sagt dort u. A.: „Die Heimkehr", welche zuerst in den „Reisebildern" erschien, ist der seligen Friederike Varnhagen von Ense gewidmet; und ich darf mich rühmen, der erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Varnhagen, daß er, alle kleinliche

---

*) In der Zeitschrift: „An der schönen blauen Donau" in Wien.
**) Kritische Gesammtausgabe, Bd. I, S. 4 ff.

Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, als es eben am besten wirken, trösten und stärken konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wüßte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an, starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und in der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen. Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Theilnahme widmete und sich oft nicht wenig für mich ängstigte in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte, als erleuchtete."

Es ist für die Kenntniß Heines, aber theilweise auch für die Literaturgeschichte ein beklagenswerther Verlust, daß die zahlreichen Briefe Rahels an Heine gelegentlich der Hamburger Feuersbrunst von 1833 verbrannten, aber auch schon aus den Briefen, welche Heine an die große Frau richtete, spricht sich eines der merkwürdigsten und interessantesten Verhältnisse aus, welches je zwischen zwei congenialen Geistern herrschte.

Die „liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele", „die geistreichste Frau des Universums", „die Bacchantin des Gedankens" — wie Heine sie nennt — legte nicht

allein für seine poetische Begabung, sondern auch für das reizbare, zwischen melancholischer Weichheit und bitterem Spott auf- und abschwankende Empfindungsleben ihres jungen Freundes das zarteste Verständniß und die wohlwollendste Sympathie an den Tag.

Varnhagen wie seine Frau förderten ihn durch Rath und That, entfalteten seine geistige Ausbildung und lenkten die allgemeinste Aufmerksamkeit auf ihn. Eine Frau wie Rahel, so feinsinnig, so taktvoll und doch so genial und gedankentief mußte auf den Percy Heißsporn der Romantik begreiflicher Weise einen gewaltigen, überaus wohlthätigen Einfluß ausüben! Hierzu gesellte sich freilich noch ein Moment, welches nicht außer Acht gelassen werden darf: die jüdische Abstammung Heines sowohl wie Rahels. Beide litten damals an dem Weltschmerz, als Jude geboren zu sein, und das gegenseitige Leid brachte die modernen Ahasvere einander näher. In diesem Sinne schreibt einmal der junge Dichter an Varnhagen:

Lüneburg, 17. Juni 1823.

„Ich lebe in diesem Augenblick ganz isolirt, wegen meines Krankseins ganz unbeschäftigt, und es ist daher ganz natürlich, daß ich den größten Theil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie Beide mir so viel Liebes und Gutes erzeigt, und mich mürrischen und kranken Mann aufgeheitert und gestärkt und gehobelt und durch Rath und That unterstützt und mit Maccaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben ge-

funden, und bin so viel schon mystificirt worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine menschliche Behandlung erfahren."

Noch auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes in Paris wiederholt er seine Treue und Anhänglichkeit mit den Worten: „Ich bedarf des Bewußtseins Ihrer und Frau von Varnhagens Theilnahme jetzt noch eben so sehr, wie im Beginn meiner Laufbahn; denn ich stehe jetzt ebenso einsam in der Welt wie damals; nur daß ich jetzt mehr Feinde habe, welches zwar immer ein Trost, aber doch kein genügender ist."

Das Rahel'sche Haus in der Friedrichstraße Nr. 20 in Berlin erschien ihm als sein wahres Vaterland.*) Immer und immer betont er in den Briefen an Varnhagen und seine Freunde, daß ihn Niemand so tief verstehe und kenne, wie Rahel. „Als ich Ihren Brief las," heißt es in dem Schreiben an Varnhagen,*) „war mir's, als wäre ich traumhaft im Schlafe aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen, und mitunter etwas geprahlt ... An Frau von Varnhagen brauch' ich gar nicht zu schreiben, sie weiß Alles, was ich ihr sagen könnte, sie weiß, was ich fühle, sie weiß, was ich denke und nicht denke." Auch in seiner Handschrift wollte er eine Aehnlichkeit mit derjenigen Rahels gefunden haben; denn: „im Grunde ist es auch Unnatur, wenn ich anders

---

*) Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine u. Bettina von Arnim, Leipzig 1865, S. 177.
**) Ebendaselbst, S. 161.



Rahel Varnhagen.

schreibe. Sind sich doch unsere Gedanken ähnlich, wie ein Stern dem anderen — besonders meine ich hier die Sterne, die so recht viele Millionen Meilen von der Erde entfernt sind."

Wie ich schon erwähnt habe, widmete der Dichter die „Heimkehr" seiner Freundin. Er schrieb später darüber an ihren Gatten: „Die Gründe meiner Dedication hat sie, glaub' ich, besser errathen, als ich selbst. Mir schien es, als wollt' ich dadurch aussprechen, daß ich Jemandem zugehöre. Ich lauf' so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigenthum machen möchten, aber das sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und so lange dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsbande stehen: „I'appartient à Madame Varnhagen."

Als er 1823 seine „Tragödien" der Freundin zustellte, trug er in das Exemplar nachstehende Zeilen ein:

Berlin, den 12. April 1823.

„Ich reise nun bald ab, ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz in die Polterkammer der Vergessenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repressalien anwenden, und wenn ich hundertmal des Tages vorsagte: „Du willst Frau von Varnhagen vergessen!" Es ginge doch nicht. Vergessen Sie mich nicht! Sie dürfen sich nicht mit einem schlechten Gedächtnisse entschuldigen; Ihr Geist hat einen Contract geschlossen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die schönste und herrlichste aller Blumen

im schönsten und herrlichsten aller Himmelsschlüssel wiederzusehen, so haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres sein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie thun es gewiß; haben Sie doch schon anno 1822 und 1823 Aehnliches gethan, als Sie mich kranken, bitteren, mürrischen, poetischen und unausstehlichen Menschen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiß in diesem Leben nicht verdient und nur wohlwollenden Erinnerungen einer früheren Connaissance verdanken muß. Ich bin, gnädige Frau, mit Achtung und Ergebenheit

H. Heine."

Wie ein antiker Minnesänger, ein Troubadour von echtem Schrot und Korn, huldigt der Dichter seinem Ideal, und dieser romantische, poetische Zug kleidet ihn vortrefflich!

Ist auch der Briefwechsel Rahels mit Heine leider durch die erwähnte Hamburger Feuersbrunst verloren gegangen, so haben wir doch einen interessanten Brief Rahels an Friedrich von Gentz vom 9. Oct. 1830, aus welchem über den geistigen Verkehr zwischen der Egeria und ihrem Schützling ein originelles Bild uns entgegentritt. In diesem Briefe hebt die Gattin Varnhagens die Stilgabe Heines hervor und sagt: „Mit Bedacht sage ich: Gabe. Eine von dieser Art hatte Friedrich Schlegel — ohne seine Kunst und Gedanken —; ich nannte das immer ein Sieb im Ohr haben, welches nichts Schlechtes durchläßt. Außer

diesem hat Heine noch viele Gaben. Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt; wie so Viele, und immer zu Viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft und er mich, wo ihn Andere nicht vernahmen; das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie Alle, gern und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch das geschah kaum; und ich tadelte dann scharf. Mit einem Male bekam ich sein fertiges, eingebundenes Buch von Hamburg, wo er war, und die Zueignung an mich darin. Der Schlag war geschehen; und nur darin konnte ich mich fassen, daß ich schon damals wußte, daß alles Geistige vergeht und sogar bald von Neuem verschlungen wird, ja, das Meiste fast unbeachtet bleibt. Thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat nichts, als ihm schreiben: nun sehe ich es völlig ein, weshalb man bei Fürstinnen erst die Erlaubniß erbittet, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen ꝛc. Wir blieben uns aber hold nach wie vor."

Natürlich suchte die Hohepriesterin, welche den Goethecultus mit der größten Leidenschaftlichkeit betrieb, auch Heine zu einem Apostel des gewaltigen Olympiers zu machen — was ihr allerdings nicht so leicht gelingen wollte. Ihrem Bruder, dem Dichter Ludwig Robert, schreibt Heine — Lüneburg, 23. Mai 1823 —, daß er sich bereits zur Anbetung Goethes bekehrt habe. „Sagen Sie ihr," heißt es dort, „daß es ein seltsamer Fall ist, wenn ich nicht an sie denke. Die ganze vorige Woche beschäftigte ich mich mit ihr. Ich las nämlich Madame Staels „Corinna." Ich hätte jenes Buch gar nicht verstehen

können vor jener großen Lebensepoche, als ich Ihre Schwester kennen lernte. Und Sie, lieber Robert, können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau v. Varnhagen betrage, ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe gelesen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein Sehender. Goethe gefällt mir sehr gut!" — Man sieht, Heine hatte auch hier den Schalk im Nacken sitzen!"

Wir wissen aus einem Briefe Heines an Julius Campe, daß er eine Biographie Rahels schreiben wollte. In seinem Schreiben vom 3. Mai 1837 theilt er nämlich dem genannten Verleger mit, daß Rahel ihm einige sehr bedeutsame Briefe über den St. Simonismus gesandt habe: „Ich denke, für meine Lebensbeschreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darstelle" — leider ist dies nicht geschehen, und nur zerstreute und aphoristische Bemerkungen des Poeten finden wir in seinen Schriften über „dieses merkwürdige Weib". Wir haben schon oben einige Auslassungen Heines mitgetheilt; mögen hier noch einige folgen:

„Sie hat ebenso wenig „schreiben" können, wie Börne oder Jean Paul. Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, so zu sagen die Redaction der Gedanken, die logische Zusammensetzung der Redetheile, kurz jene Kunst des Periodenbaus, den sie

---

*) Von Heine stammte das bekannte Wort, nachdem er Goethe kennen gelernt: „Jetzt bin ich Rahel unter Brüdern um tausend Thaler mehr werth!"

sowohl bei Goethe wie bei ihrem Gemahl so enthusiastisch bewunderte, und worüber wir damals fast täglich die furchtbarsten Debatten führten. Rahel liebte vielleicht Börne um so mehr, da sie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einer leidenschaftlichen Aufregung, in einem gewissen Geistesrausch befinden müssen — Bacchanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte sie dennoch die größte Bewunderung für jene besonnenen Bildner des Wortes, die all ihr Fühlen, Denken und Anschauen, abgelöst von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichsam plastisch darzustellen wissen."

Als Rahel am 7. März 1833, 62 Jahre alt, starb, beklagte Heine ihren Verlust auf's Schmerzlichste. Er schrieb dem betrübten Gatten die Worte: „Ach, lieber Varnhagen, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: ‚Leben ist Kriegführen.' So stehe ich nun auf der Bresche, und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsere Freundin hat immer wacker gestritten und hat wohl einen Lorbeer verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach, wir armen Menschen, mit Thränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch' ein Schlachtfeld diese Erde!"

Im Uebrigen will ich hier nicht unerwähnt lassen, daß sich einmal die Beziehungen zwischen Heine und Rahel so sehr trübten, daß es beinahe zu einem Bruche gekommen wäre. Die Freundin hatte es ihm übel genommen, daß

er über einen ihrer Einfälle sich lustig machte, und legte ihm das als Neid aus.*) Es kam einst gelegentlich eines Besuches Heines im Varnhagen'schen Hause zu einem Wortwechsel; als nämlich der Poet Frau von Varnhagen fühlen ließ, daß er ihr mit seinen Besuchen eine Auszeichnung zu Theil werden lasse, erwiederte sie pikirt: wenn er so großen Werth darauf lege, wolle sie ihn dieses Opfers entbinden. Natürlich verdroß dies den „ungezogenen Liebling der Grazien", denn Tags darauf erhielt seine Protectorin den nachstehenden gepfefferten Brief:

Berlin, 1. April 1829.

„Frau von Varnhagen!

‚Wenn ich gar so großen Werth darauf legte, daß ich zu Ihnen komme, so wollen Sie mich gar nicht haben.' — Dies sagten Sie mir gestern, wenigstens dem Sinne nach, wenn auch nicht mit denselben Worten. Indem ich noch heute morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider gestehen, daß ich seit zwei Jahren von anderen Freundinnen sehr verwöhnt worden bin, indem diese immer froh waren, wenn sie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel, wie überhoch ich mich selbst schätzte. Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit ebenso hochgeschätztem Federvolk, das so schnattern kann,

*) Rahel, ein Buch des Andenkens, III 377, und Robert Prölß, Heinrich Heine, S. 76 ff.

wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen müssen.

Sie werden mich für einen eitlen Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweisen, daß ich für ein edleres Interesse meine Privateitelkeit und allen äußeren Schein zum Opfer bringen kann. —

Ich verharre, in der Wahrheit meines Herzens, Frau von Varnhagen!

Ihr Freund

H. Heine."

Doch hielt diese Verstimmung glücklicher Weise nicht lange an. Als Rahel kurze Zeit darauf erkrankte, sandte Heine, wie ich im Anfang dieses Kapitels erwähnt habe, eine Fülle der schönsten Rosen, um, nach ärztlichem Rath, die Gesichtsrose — an der sie litt — durch das Auflegen der frischen Blätter zu kühlen. Die Genesene schrieb in ihr Tagebuch, daß Rosen ihr die Brücke zurück ins Leben und in die neue Freundschaft geschlagen.

Schließlich bewahrheitete sich auch bei Rahel das Wort Heines:

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken,
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsren Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken.

Heinrich Heine und Friederike Robert.

Während Rahel durch ihren Geist, ihren Seelenadel, ihr tiefes Verständniß für seinen Genius den Dichter gewaltig zu fesseln vermochte, übte ihre schöne Schwägerin, „die Cousine der Venus von Milo“ — wie sie Heine nannte — Friederike Robert, die Gattin des Dramatikers Ludwig Robert, durch ihre bezaubernde Persönlichkeit und ihre berückende Grazie einen großen Einfluß auf den für Frauenanmuth so sehr schwärmenden Poeten aus.

Friederike Robert war die Tochter des Buchhändlers Braun in Stuttgart, der viele Jahre hindurch den bekannten Almanach: „Rheinblüthen“ redigirte. Die schöne Schwäbin fesselte sein Herz und entflammte seine Sinne, begeisterte ihn aber auch zu den herrlichsten Liedern. Bekanntlich ist der 1823 gedichtete Sonettenkranz, den Heine der verführerischen Frau durch Moser sandte, als er von einem Besuch in Berlin nach Göttingen zurückgekehrt war, und der „Friederike“ betitelt ist, an sie gerichtet. Er lautet:

1. Verlaß Berlin mit seinem dicken Sande
Und dünnem Thee und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen selbst mit Hegelschem Verstande.

Komm' mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerschaaren nach dem Ganges schreiten,
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen,

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken
Und deine Füße drücken und dir sagen:
Madame, Sie sind die schönste aller Frauen.

* * *

2. Der Ganges rauscht, mit klugen Augen schauen
Die Antilopen aus dem Laub, sie springen
Herbei muthwillig; ihre bunten Schwingen
Entfaltend wandeln stolzgespreizte Pfauen.

Tief aus dem Herzen der bestrahlten Auen
Blumengeschlechter, viele neue, dringen,
Sehnsuchtsberauscht ertönt Kokilas Singen —
Ja du bist schön, die schönste aller Frauen!

Gott Kama lauscht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Busens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichsten Gesänge;

Ich sah Wassant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird mir's zu enge.

* * *

3. Der Ganges rauscht, der große Ganges schwillt,
Der Himalaya strahlt im Abendscheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elefantenherde stürzt und brüllt.

Ein Bild! ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Lust erfüllt!

Vergebens siehst du mich nach Bildern schweifen,
Und siehst mich mit Gefühl und Reimen ringen —
Und ach, du lächelst gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelst, greifen
Gandarven*) nach der Zither und sie singen
Dort oben in dem goldnen Sommersaal.

Auch widmete ihr Heine das bekannte, wunderschöne und so oft componirte Lied: „Auf Flügeln des Gesanges“, welches bekanntlich lautet:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich fort.
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

---

*) Gute Geister der Indier.

Die Veilchen riechen und kosen
Und schauen nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen in's Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazelln;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Lieb' und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Heine hat Friederike Robert als seine Muse bezeichnet und sie ließ sich seine Huldigungen gern gefallen, wie später auch diejenigen Karl von Holtei's. Daß sie in der That wunderschön war, beweist das Bild von Magnus, der sie verewigt hat. Frau von Hohenhausen, die das Bild gesehen hat, sagt von demselben:*) „In einem enganliegenden, blauen Sammetkleide mit weißen Aermeln hat er sie gemalt, würdig, ein Seitenstück zu Tizians Tochter zu werden. Sie muß einer schönen Circassierin geglichen haben, wenn man die schwarzen Haare und die braunen, etwas schräg liegenden Augen in Anschlag bringen will."

Daß Friederike übrigens auch Geist hatte und literarisch gebildet war, das beweisen die uns von ihr erhaltenen Briefe, sowie der Umstand, daß sie die eigentliche

*) „Berühmte Liebespaare" von Fr. von Hohenhausen, Leipzig 1876, S. 156.

Redactrice des genannten Almanachs „Rheinblüthen“ war, an dem Heine sehr eifrig mitarbeitete.*) Selbst seinen Freund Karl Immermann suchte er zur Mitarbeiterschaft zu bewegen, wozu sich jener gern bereit erklärte, denn er schreibt diesem:

„Um zunächst Ihre Frage zu beantworten, sage ich Ihnen, daß ich in diesem Jahre recht gern etwas zu den „Rheinblüthen“ liefern will, Sie mögen daher das Ihren Freunden melden. Man muß den Winken und Mahnungen schöner Frauen stets gehorsam sein, sonst wendet sich das Glück von uns. Ich habe auch von Anderen die Schönheit der Robert rühmen hören, und es sollte mich sehr freuen, wenn ich einmal der anmuthigen Gestalt begegnete.“

Die Briefe, welche Heine an Friederike Robert schrieb, gehören zu den interessantesten dieses Dichters und sie veranschaulichen trefflich das eigenartige Verhältniß, welches zwischen Beiden herrschte. Doch bevor ich dieselben hier auszugsweise mittheile, sei noch hervorgehoben, daß er auch in Briefen an seine Freunde in den zwanziger Jahren fortwährend das Lob der schönen Frau sang. So schreibt er z. B. — Lüneburg, 17. Juni 1823 — an Varnhagen von Ense u. A.:

„Grüßen Sie auch Robert und seine Frau und sagen Sie, daß ich ihn so sehr liebe, wie seine Frau,

*) In den „Rheinblüthen“ auf 1822, 1824 und 1825 finden sich reizende Gedichte und Schwänke von Friederike Robert in niederschwäbischer Mundart. Auch sonst hat sie hier und da ein stimmungsvolles lyrisches Gedicht veröffentlicht.

d. h. wie ich seine Frau liebe. Man kann sich doch im Deutschen gar nicht ausdrücken, und ich besonders kann mir in dieser Sprache nicht gut helfen und muß, wie in diesem Briefe geschieht, meine mächtigsten Gefühle unterdrücken."

An Moses Moser richtet er die begeisterten Worte:

Lüneburg, den 28. November 1823.

„Nicht wahr, die Robert ist schön? Hab' ich Dir viel gesagt? Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und Modernste."

Aus der Fülle der reizenden Briefe Heinrich Heines seien hier einige besonders bemerkenswerthe — auszugsweise — mitgetheilt:*)

Göttingen, den 25. Mai 1825.

„Endlich, endlich, habe ich meine juristischen Plackereien so weit abgestreift, daß ich wohl im Stande wäre, Ihnen einen recht langen, hübschen Brief zu schreiben. Und dennoch geschieht dies nicht, denn kaum der einen Plage entlastet, fällt wieder eine andere auf mich und zum ordentlichen Schreiben müßte ich wohl eine gute Stunde abwarten, und dazu gebrichts an Zeit, indem ich doch mit der Absendung meines Mpts.**) nicht länger zögern darf. Möge es Ihren Beifall erlangen! Ich habe es so viel als möglich für die „Rheinblüthen" zugestutzt. Vieles mußt' ich streichen; und zur Füllung mancher Lücke, besonders am Ende der großen Gedichte,

*) Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense, Leipzig, 1865.

**) Die Harzreise.

fehlte mir die Muße, doch ist dieses nicht bemerkbar. Erscheint die Persiflage des Ballets etwas zu stark, so erlaube ich Ihnen, die ganze Partie, die damit zusammenhängt und die ich mit Bleistift bezeichnet, ausfallen zu lassen. Muß aus ähnlichem politischen Nothwendigkeitsgrunde irgend eine andere Stelle meines Manuskripts wegbleiben, so bitte ich, die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redaction der „Rheinblüthen“, bei Leibe keine eigenmächtigen Veränderungen oder Auslassungen aus ästhetischen Gründen in meiner Harzreise zu gestatten. Denn da diese im subjectivsten Stile geschrieben ist, mit meinem Namen in der Welt erscheint, und mich als Mensch und Dichter verantwortlich macht, so kann ich dabei eine fremde Willkürlichkeit nicht so gleichgültig ansehen, wie bei namenlosen Gedichtchen, die zur Hälfte reducirt werden .....

Die Verse in meiner Harzreise sind eine ganz neue Sorte und wunderschön. Indessen man kann sich irren. Es sollte mir sehr leid thun, wenn mein Mpt. Ihren Erwartungen nicht entspräche, nicht meinetwegen, sondern weil ich so gern Ihre Wünsche erfüllt sähe. In diesem Fall, wenn Sie etwa unterdessen fremdes, besseres Mpt. erhalten, oder mein Manuskript wegen meiner eigenen Bestimmungen nicht abdrucken können, wünsche ich, daß Sie mir dasselbe ohne großen Zeitverlust, unfrankirt, hierher nach Göttingen mit passender Post zurücksenden möchten. Ich hätte Ihnen gern eine hübsche Novelle geschickt, aber es war unmöglich; mögen mich nächstes Jahr die Musen besser begünstigen ...

Und nun, schöne, gute Frau, machen Sie nicht die naheliegende Bemerkung: daß Menschen, die sonst im Leben ganz leicht und anspruchslos erscheinen, nicht eitel und difficil werden, sobald man sie als Poeten in Anspruch nimmt? Doch, ich scharfsinniger Narr, ich erzähle das einer Poetin und Frau eines Poeten. Was macht dieser Poet? Trauerspiele oder Lustspiele? Pavians oder Mamavians? Dem Manne der Madame Robert muß es wohl sauer werden, ein Trauerspiel zu schreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wüthend die Stirn zusammengezogen zum tragischen Ernst, so wird ihm dieser freundlich fortgelächelt von der schönen Frau und ärgerlich greift er nach ihrem Strickstrumpf, statt nach Melpomenens Dolch . . .

Vor Allen aber leben Sie wohl, küssen Sie Robert und sagen Sie ihm, daß ich ihn und seine Frau sehr lieb habe.

Ich bin

Madame!

Ihr ergebener

H. Heine."

Ein anderer Brief, aus Lüneburg, 12. October 1825, lautet:

„Schönste, beste, liebenswürdigste Frau!

Ich müßte lügen, wenn ich mit den gewöhnlichen, unter Freunden gebräuchlichen Hyperbeln Ihnen schreiben wollte, daß die Zeit, während welcher ich Sie nicht gesehen, mir ein Jahrtausend schiene und daß ich vor Un=

geduld brenne, Sie wiederzusehen. Im Gegentheil! es ist mir zu Muthe, als hätte ich Sie gestern erst verlassen, ja, ich will die Wahrheit sagen: ich vermisse Sie gar nicht, denn noch immer steht leibhaftig vor mir die wunderschöne, gemachte Türkin mit all' ihrer Anmuth und Lieblichkeit. Halten Sie diese Zufriedenheit mit der Erinnerung bei Leibe für keine Freundschaftsträgheit oder Mangel an Gefühl, ich bin nun einmal so — Gottlob! . .

Mit Vergnügen habe ich vernommen, schöne Frau, daß Sie meinen Oheim, Salomon Heine, kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, sagen Sie?! Er ist ein bedeutender Mensch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als mich selbst. Wir haben auch im Wesen und Charakter viel Aehnlichkeit. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gemüthsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegenheil, d. h. zum Dichter, gemacht, und uns dadurch äußerlich in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat. Ich bitte, sagen Sie mir, wie er Ihnen gefällt? Ich werde diesen Onkel nächste Woche wiedersehen, indem ich nach Hamburg gehe, um mich dort als Advocat zu etabliren . . . .

Endlich verharre ich

der liebenswürdigsten Frau

ergebenster Diener

Heinrich Heine."

Schließlich noch einige Blüthenlesen aus späteren Briefen an die Berliner „medicäische Venus". Zunächst ein Gratulationsschreiben zu ihrem Geburtstage:

Potsdam, den 28. April 1829.

Ma chère Madame Robert!

„Das Wetter ist sehr schlecht, ich habe diese Nacht so wenig geschlafen, oder — besser gesagt — so viel gewacht, mein Kopf ist davon so wüst, fast so wüst, wie mein Herz, und ich will daher nicht persönlich meinen Glückwunsch nach Berlin bringen.

Ich wünsche Ihnen viel Glück, möge Ihnen der liebe Gott (oder der Gott der Liebe) noch lange Ihre Schönheit erhalten, mögen Sie nie von Leuten geliebt werden, die Ihnen fatal sind, mögen Sie selbst niemals diejenigen lieben, die Ihnen nicht ganz gefallen, und mögen Sie füglich Gelegenheit und Appetit haben, schönen Kuchen zu essen.

Schreiben Sie mir bald und erheitern Sie einen Menschen, den ein toller Gram verzehrt. Ich bin halb

Ihr ganz ergebener

Heinrich Heine."

Originell-griesgrimmig ist nachstehendes Briefchen:

„Sehr schöne Freundin!

Ich dürste nach einem Tropfen Brief von Ihnen. Sie haben ja nichts zu thun, das Schreiben wird Ihnen leicht, und im bewegten Berlin giebts alle Tage was Neues. Ich hingegen habe genug zu thun, hab' auch

nichts zu schreiben (außer daß ich Sie liebe), denn ich lebe hier wie Robinson auf seiner Insel — der Stiefelputzer ist mein Freytag, die Hausmägde sind meine Lamas . . .

Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann das unterscheiden?

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt.

Potsdam, den und den Datum 1829.

Ihre getreue Freundin

H. Heine."

Köstlicher Humor durchweht die nachstehenden Zeilen:

Hamburg, Januar 1830.

„Allerliebenswürdigste Friederike!
Hochzuverehrende Frau!

Ew. Schöngeboren werden mein langes Stillschweigen verzeihen. Wenn ich so lange nicht geschrieben habe, so lag die Schuld nicht an meinem Gedächtnisse, worin Sie wie eine schöne Fee leben und blühen. Ach, schöne Friederike, ich bin unglücklich, und in solcher Lage hat man kaum das Recht, an schöne Frauen zu denken, viel weniger ihnen zu schreiben. Ich leide nämlich an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide aber wegen ihrer Hohlheit mir viel Qualen verursachen. Leider habe ich nicht die Courage, mich der heilsamsten Operation zu unterziehen — ich meine in Betreff des Zahnes. Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderung — ich meine in Betreff des Herzens. Wenn

ich sagte, liebe Robert, ich wäre in Sie verliebt, so lüge ich; wenn ich aber sage, daß ich an Sie mit außerordentlicher Liebe denke, so sag' ich die Wahrheit. Ich sterbe täglich mehr und mehr; ich bin fast ein Todter, und solche Leute haben das Recht, die Wahrheit zu sagen, da die Lüge ihnen keinen Spaß mehr macht."

Der letzte Brief, den Heine — so viel mir bekannt — an Friederike Robert richtete, lautet im Auszuge also:

Hamburg, 15. Juni 1830.

„Liebenswürdige und sehr Schöne! Sie schreiben mir nicht? Oder glauben Sie, ich wäre schon todt? Fürchten Sie etwa, daß in solchem Falle Ihr Brief in fremde Hände gerathen könnte, so adressiren Sie an: H. H., Dr., abzugeben bei der Mutter Heine, geb. von Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28 Lit. D. in Hamburg; stürb ich auch indessen, so werde ich doch auf jeden Fall meiner Mutter als Geist erscheinen und bei dieser Gelegenheit Ihren Brief in Empfang nehmen. Wie gern würde ich jetzt meinen Freunden in Berlin als Körper erscheinen, aber Privatkrankheit hält mich in diesem Augenblick hier fest. Ich bin wirklich krank und hab' dazu viel Verdrießlichkeit um die Ohren ....

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, eh' ich todt bin; denn meine Freunde — es regnet hier an Schmähaufsätzen über mein Buch — sind zwar uneinig, ob ich geköpft oder gespießt werden soll, aber in der Hauptsache sind sie sich einig, nämlich mich umzubringen.

(Hier folgt eine Federzeichnung: ein Grabhügel mit Kranz, darunter einige Striche.) Die unteren Striche

sollen Wasser bedeuten, und zwar Thränen-Wasser. Leben Sie wohl und womöglich noch besser.

Ihr Freund
H. Heine."

Friederike Robert starb bereits 1832, in der Blüthe ihres Lebens, am Nervenfieber, von Heine aufs Schmerzlichste betrauert.

Die schöne Frau hatte es ihm angethan. Sie war seine Muse, der er stets huldigte, denn in ihr sah er die Verkörperung weiblicher Schönheit und herzbestrickender Anmuth.

Durch seine oben angeführten Lieder hat er der schönen Frau ein dauerndes Denkmal gesetzt — ein Strahl der Unsterblichkeit fiel auch auf sie, „die Eine, die Kleine, die Reine".

Der Zauber, welchen auch er auf schöne und geistreiche Frauen ausübte, lag nicht allein in seiner dichterischen Persönlichkeit, sondern gewiß auch in seinem Wesen. Ich habe, leider! Heine nicht gekannt, kann also über sein Aeußeres — in den Jahren der Jugend und des beginnenden Mannesalters — kein Urtheil abgeben, aber sowohl die von ihm vorhandenen Porträts, wie auch die Zeugnisse seiner Zeitgenossen stimmen darin überein, daß er eine interessante Persönlichkeit war. Meine verehrte Freundin, Frau Baronin von Hohenhausen in Berlin, schreibt mir zwar und sie hat es auch in ihren „Berühmten Liebespaaren" drucken lassen, daß Heine nicht schön war. Als sie ihn 1823 in Berlin kennen gelernt, hatte er eine kleine

magere Gestalt, ein blasses, ausdrucksloses Gesicht, kleine Augen und rothblondes Haar — aber sie giebt selbst zu, daß er nicht nur verehrte, sondern auch verehrt wurde, daß er nicht nur liebte, sondern auch geliebt wurde. Ein Mann, der sich — wie Heine — der Frauengunst in so reichem Maße zu erfreuen hatte, mußte doch in seiner ganzen Erscheinung etwas Fesselndes und Anziehendes gehabt haben! Vielleicht lag es in seinem blassen, kränklichen Aussehen, welches diesem modernen Lazarus die Frauenherzen gewann — vielleicht verrieth die Stirn dennoch die Weihe des Genius!

Uebrigens urtheilen nicht alle Kritiker so scharf über Heines Aeußere als meine verehrte Freundin. Knille z. B. — um nur diesen Einen zu erwähnen — beschreibt ihn folgendermaßen: „Heines Statur war kaum mittelgroß und schmächtig. Er hatte eine sanfte, überaus angenehme Stimme, mittelgroße, schalkhafte Augen voll Geist und Leben, die er im Eifer des Gesprächs halb zu schließen pflegte, eine schöne, leicht gebogene und scharf geschnittene Nase, keine ungewöhnliche Stirn, hellblondes Haar und einen Mund, der in stets zuckender Bewegung war und in dem länglichen, mageren, kränklich blassen Gesicht die Hauptrolle spielte. Seine Hände waren von der zartesten Form, gleichsam durchgeistigt und alabasterweiß. Sie erschienen namentlich in ihrer vollen Schönheit, wenn Heine im vertrauten Kreise gebeten wurde, das herrliche Rheinlied: „Wie der Mond sich leuchtend drängt“ zu declamiren. Er pflegte sich dann zu erheben und die feine, weiße Hand mit vorzustrecken. Seine sonst unverwüstliche

heitere Laune war schon damals namentlich durch körperliches Leiden bedingt. In guten Stunden wirkte sie zauberisch auf seine Umgebung. — Der Dichter erschien stets in einem bis an den Hals zugeknöpften Oberrock mit einer doppelten Reihe von Knöpfen, ein kleines schwarzseidenes Tuch leicht um den Hals geschlungen und im Sommer regelmäßig in Beinkleidern von Nanking, häufig auch in Schuhen und weißen Strümpfen an den normal gebildeten Füßen, die keineswegs, wie Bube bemerkt, an die jüdische Race erinnerten. Er trug endlich entweder einen gelben Strohut oder eine grüne Mütze, die in einen viereckigen Beutel auslief, welcher damals bis auf den Schirm herabgezogen wurde."

Ein solcher Heine konnte wahrlich den Damen gefährlich werden!

Heinrich Heine und Elise Freifrau von Hohenhausen.

Frau Legationsräthin Varnhagen von Ense — Rahel — und Frau Friederike Robert gehörten zwar zu der Berliner Crême der Gesellschaft, aber die Feinde Heines meinten, daß in erster Linie die jüdische Abstammung der Magnet sei, welcher die drei genialen Menschen zu einander hinzog. Die Behauptung ist allerdings absurd, aber den zahlreichen Widersachern des sarkastischen Poeten war eben keine Waffe der Verdächtigung zu schlecht! Am schlagendsten wurde diese Annahme dadurch widerlegt, daß Heine auch den Damen der höchsten Aristokratie, welche man keiner orientalischen Velleiten beschuldigen konnte, mit Auszeichnung behandelt und ihrer Freundschaft gewürdigt wurde. Eine solche war z. B. die Baronin de la Motte Fouqué, die hochbegabte Frau des bekannten Dichters, eine geist- und gemüthreiche Frau, deren „Briefe über Berlin im Winter 1821" von Heine sehr gerühmt werden*),

*) Kritische Gesammtausgabe, Bd. III, S. 209 ff.

und Freifrau Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs, die Mutter der von mir wiederholt genannten Baronin von Hohenhausen, die als muntere Greisin in Berlin lebt und sich namentlich durch ihre „Berühmte Liebespaare" einen sehr bekannten Namen gemacht hat.

In dem Salon jener geistreichen Freifrau, die sich mit ihrem Gemahl erst 1820 in Berlin niedergelassen hatte, war er ein stets willkommener, gern gesehener Gast. Frau von Hohenhausen war nicht, wie die Rahel und Robert, nur eine gelegentliche, sondern Schriftstellerin von Beruf. Bei ihr lernte Heine die damaligen literarischen Celebritäten Berlins — Gans, Bendavid, Maltitz, den Grafen Georg Blankensee, Amalie von Helwig, Helmine von Chezy, Fanny Tarnow u. v. A. — kennen. In der Krausenstraße Nr. 10 in Berlin war Heine damals regelmäßiger Gast am Theetisch der Frau von Hohenhausen, um die literarischen Dienstagsgesellschaften mit ihr durchzumachen. Die Tochter erzählt folgende interessante Erinnerungen an Heinrich Heine — der damals nur noch „ein gewisser Heine" war: „Bei schlechtem Wetter war es oft leer dort, aber Heine fehlte niemals. Ich präsentirte ihm die kleinen Zwieback und sehr schmalen Butterbrödchen, mit denen damals die Bewirthung bestritten wurde, und beobachtete ihn dabei scharf, obwohl ich erst zehn Jahre alt war. Er hatte (wie schon erwähnt wurde) eine kleine, magere Gestalt, ein blasses, ausdrucksloses, schmales Gesicht, aschblondes Haar und hellblaue Augen; er war durchaus nicht hübsch. Als ich ihn dann fast dreißig Jahre später in Paris wiedersah, lag er in seiner Matratzengruft und war beinahe schön



Elise Freifrau von Hohenhausen.

geworden. Durch die vollständige Abmagerung erschienen seine Züge schärfer ausgeprägt, edler. Sein Haar war reich und weich geblieben; ein starker, wohlgepflegter Bart umrahmte sein wachsbleiches Antlitz. Er sah, trotz Alter und Krankheit, viel besser aus als in der Jugend. Bevor er von dem räthselhaften Rückenmarkleiden befallen wurde, soll er unförmlich fett gewesen sein, weshalb er sich damals oft mit Hamlet verglich."

Die ungedruckten Sachen, welche er dort vorlas, fanden jedoch nicht immer Beifall, was ich wohl begreife, da die Eigenart und geniale Burschikosität des Poeten in jenem ästhetischen Zirkel nicht immer sympathisch berührten, zumal er den Eindruck durch schlechtes Lesen mit schwacher Stimme und affectirtem Tone selbst verdarb.

Dennoch gewann Freifrau von Hohenhausen einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung seines Talents, denn sie machte ihn zuerst mit Byrons Gedichten bekannt, welche in jener Zeit zum ersten Male in deutscher Uebersetzung erschienen waren und einen mächtigen Umschwung in der Literatur hervorgebracht hatten. Der berühmte Lord, mit seinen halb melancholischen, halb frivolen Poesien wurde des deutschen Lyrikers Heines Vorbild, ohne dadurch der Originalität zu schaden.

Im Anfange gefiel ihm der in dem Hohenhausenschen Salon zuerkannte Vergleich mit Byron, für den er ja schon frühzeitig große Sympathien hegte, wie dies die in Bonn gemachten Uebersetzungen Byronscher Poesien beweisen, aber später weist er den Byron'schen Skepticismus

entschieden zurück. „Wahrlich,“ sagt er einmal, „in diesem Augenblicke fühle ich sehr lebhaft, daß ich kein Nachtreter Byrons bin, mein Blut ist nicht so spleenisch schwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Galläpfeln meiner Tinte, und wenn Gift in mir ist, so ist es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen so bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftstellern ist Byron jetzt derjenige, dessen Lectüre mich am unleidlichsten berührt.“ Auch als der Marchese Gumpelino ihn einen Byron, einen zerrissenen Menschen, nennt, klagt er: „Ach, lieber Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagst, so klage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist; denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Durch das meinige ging der große Weltriß, und eben das sogar weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen anderen hochbegnadigt und des Dichtermärtyrerthums gewürdigt haben.“ Derartige Ausfälle sind aber nicht ganz ernst zu nehmen; der Einfluß Byrons auf ihn ist ein ganz gewaltiger gewesen, und als Byron starb, trauert*) er über den Tod seines „Vetters zu Missolounghi“**) und schreibt seinem Freunde Moses Moser***), vor dem er stets sein volles Herz ausschüttete: „Der Todesfall Byrons hat mich sehr

*) Vergl. den Brief an Friederike und Ludwig Robert, Kritische Ausgabe, Bd. VIII, S. 420.

**) Lord Byron starb am 19. April 1824 zu Missolounghi.

***) Kr. Ges.-Ausgabe, Bd. VIII, S. 423 ff.

bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber, so viel du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unserigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakespeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seines Gleichen bin, er ist der allgewaltige Minister und ich bin ein bloßer Hofrath, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte."

In seinen Reisebildern spricht Heine mit großer Anerkennung von Elise von Hohenhausen, er nennt sie seine „schöne und geistreiche Landsmännin"; dieselbe hatte den Corsar und andere Gedichte Byrons übersetzt und die Uebersetzung fand den lebhaften Beifall des Poeten. In den 1822 erschienenen Briefen aus Berlin erwähnt er auch ihrer, indem er sagt: „Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Uebersetzung des Scottschen „Ivanhoe" beschäftigt und von der trefflichen Uebersetzerin Byrons können wir auch eine treffliche Uebersetzung Scotts erwarten. Ich glaube sogar, daß dieser noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau die frömmig heiteren, umlagerten Gestalten des freundlichen Schotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düsteren Höllenbilder des mürrischen und herzkranken Engländers. In keine schöneren und zarteren Hände konnte die schöne, zarte Rebecca gerathen, und die

gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen." Und einer schönen jungen Dame, die er auf seiner Harzreise trifft, empfiehlt er sehr angelegentlich die Uebersetzung Byrons von „seiner schönen, geistreichen Landsmännin Elise v. Hohenhausen."

Auch als Dichterin stellte Heine Frau von Hohenhausen sehr hoch. In seiner Besprechung eines Poems derselben im „Rheinisch-Westf. Musenalmanach auf das Jahr 1821" — 1821 — sagt er: „Der Klausner" von Freifrau Elise von Hohenhausen ist ein sinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von dessen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Lesers angenehm bewegt wird."

In seinen Briefen erwähnt er oft des Namens dieser Freundin in sympathischester Weise. So schreibt er — Berlin, den 24. Dec. 1822 — an Karl Immermann u. A.: „Einen Gruß muß ich Ihnen bestellen von einer Ihrer Verehrerinnen, der Frau von Hohenhausen, der ich in Ihrem Namen ein Exemplar der „Trauerspiele" verehrte; ich hoffe, Sie werden dieses eigenmächtige Verfahren nicht mißbilligen; die gute Frau hat ehrlich Wort gehalten, zur Verbreitung der Tragödien beizutragen, obschon das, was sie in mehreren Zeitungen, besonders im Leipziger Conversationsblatt, darüber schrieb, auch ehrlich flach ist; sie hatte eine bessere Rezension darüber an Müllner geschickt, die dieser blos benutzte zu seinem Wischiwaschi."

Frau von Hohenhausen, welche 1857 starb, besuchte den Freund in Paris auch auf seiner Matratzengruft, mit ihr die genannte Tochter, welche die Begabung und Lie-

benswürdigkeit der Mutter geerbt hat. Die Verfasserin der „Berühmten Liebespaare“ erzählt uns von diesem Besuch Folgendes:

„Mit dem Erscheinen der Julirevolution übersiedelte Heine bekanntlich nach Paris, theils um den deutschen Regierungen ungestraft seine Satiren sagen zu können, theils auch, weil er hoffte, dort mehr Glück als politischer Schriftsteller zu machen. Er täuschte sich jedoch hierin, er fand keine Gelegenheit, sich zum Apostel neuer Ideen aufzuschwingen; er sah sich gezwungen, ganz einfacher Correspondent der Augsburger Allg. Ztg. zu werden und sich dem Bürgerkönig Louis Philipp unterzuordnen. Im Strudel der Zerstreuungen von Paris vergaß er die Frühlingslieder, die er in Deutschland gesungen hatte. Seine Poesie schlief ein und seine Genußsucht erwachte mehr als zuvor. Aber fein organisirte Menschen mit aufgeregten Nerven, wie Dichter und Künstler, dürfen immer nur nippen von dem Taumelbecher des sog. Lebensgenusses, wenn sie nicht durch den Bodensatz desselben ihren ganzen Organismus vergiften und zerstören wollen.

Die Arbeiten des Gehirns erfordern die größte Schonung des Nervensystems, Mangel an Schlaf und aufregende Genüsse wirken schlimmer als Gift in solchen Fällen.

Heine hatte schon in frühster Jugend viel mit dem Hirn gearbeitet; seine leichten Verse hat er mit schwerer Mühe gemacht. Kein Dichter hat so gefeilt wie Heine. Er klagte schon bei seinen Tragödien, „Hirnschweiß und

Herzblut“ vergossen zu haben; er war überhaupt keine productive Natur(?) und mußte sich oft zwingen, um etwas hervorzubringen. Namentlich in Paris stachelte er sich nach den Ermüdungen des Weltlebens noch oft zu Geistesanstrengungen an. Die Folge war der Verfall seines ohnehin schwächlichen Leibes. Die räthselhafte Krankheit des Rückenmarks erfaßte ihn mit ihren langsamen, schlangenhaften Windungen und machte ihn zu einem modernen Laokoon des Schmerzes. Erst wurden die Füße bleischwer, dann erlahmten die Augenlieder, Krämpfe stellten sich ein, alle Glieder zuckten und verrenkten sich. Nur Opium konnte für Augenblicke Linderung verschaffen; über acht Jahre dauerte dieser Leidenszustand.

Im Mai 1848 ging Heine zum letzten Male aus; er weinte Abschiedsthränen vor der Statue der Venus von Milo im Louvre, dem Idol, das er in den Zeiten seiner wilden Jugendlust angebetet hatte, wie er in der Vorrede zu seinem Romancero sagt.

In seinem leidensvollsten Zustande sah ich ihn wenige Jahre vor seinem Tode in Paris; es war unglaublich schwer, ihn dort aufzufinden. Der berühmteste Dichter Deutschlands lebte in Frankreich verborgen und vergessen. Kein Adreßbuch enthielt seinen Namen, kein Buchhändler wußte nur etwas von ihm, nicht in der Gesandtschaft und nicht einmal in den Polizei-Archiven konnte man Auskunft über ihn erhalten. Endlich fiel ich auf den Gedanken, in der Redaction der Revue d. d. Mondes nach ihm zu fragen, da er doch als Mitarbeiter ihr bekannt sein mußte. Man war bereitwillig, auf meine Erkundigung zu antworten, und

schlug in allen möglichen Notizbüchern nach, aber es hieß schließlich: „Votre Monsieur Eine est introuvable.“ Ein anwesender Deutscher erbarmte sich endlich und versprach mir, Alex. Weil aufzusuchen, der Heines Adresse kennen werde. So gelangte ich nach langem Suchen in die Rue d'Amsterdam 50, wo Heine damals auch wohnte. Zwei Treppen hoch in einem düsteren Hofe lag die Wohnung. Kein Frühlingslaut, kein Vogelgezwitscher, noch das Säuseln grüner Bäume konnte zu dem Dichter des Lenzes dringen und ihn erquicken in seinem trostlosen Zustande von Blindheit und Schmerz. Der Aufenthalt in Paris war in jeder Hinsicht ein unheilvoller für Heine gewesen. Der arme Schmetterling, der sich an dem blendenden Lichte des modernen Babel die Flügel verbrannt hatte, mußte dort einsam trauern und sterben! Man ließ ihn dort geradezu verkommen; keine der vielen Celebritäten suchte seinen Umgang. Als einmal Hector Berlioz zu ihm kam — rief Heine: „Der ist doch immer einzig in seiner Art, er findet den Weg zu mir!“

Aus den Mittheilungen von Alfred Meißner geht ebenfalls hervor, obwohl er es nicht mit Absicht erzählt und es lieber verbergen möchte, wie einsam und verlassen Heine in Paris lebte.

Oft freilich waren ihm Besuche sehr unbequem, wenn er durch Opium fast bewußtlos dalag und um keinen Preis sich ermuntern lassen mochte, weil seine Schmerzen dann auch lebhafter wurden. Leider trafen wir einen solchen Tag, als er aber die Stimme meiner Mutter hörte, ließ er uns in sein Krankenzimmer rufen und hob mit der

einen Hand sein Augenlid empor, um uns zu sehen. Er hatte mich nur als frühreifes, zehnjähriges Kind im Hause meiner Eltern gesehen, besann sich aber gleich auf allerlei kleine Scherze, zu denen ich ihm damals Anlaß gegeben hatte. Sein Gedächtniß war überhaupt bewunderungswürdig; die furchtbarsten Leiden konnten seinem spannkräftigen Geiste nichts anhaben. Er dichtete ja noch seine berühmtesten Sachen auf dem Krankenbette, mühsam mit Bleistift schreibend oder dictirend, was bekanntlich sehr angreift und den Schwung der Phantasie lähmt. Wie kalt waren Goethes Dictate!

Eine merkwürdige Aeußerung Heines verdient es wohl, aus der Unterhaltung, welche wir an jenem Tage mit ihm hatten, herausgerissen zu werden, weil sie ein neues Licht auf seine so viel besprochenen religiösen Ansichten wirft: „Mir ging es, wie einem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hatte, als er unerwartet in einem vergessenen Schubfache seines Geldschrankes noch eine Million entdeckte. So war ich durch den Verlust des unschätzbaren Gutes — der Gesundheit — bankerott geworden am irdischen Glück, da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin geruht hatte: ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden."

Wir überzeugten uns bei diesem Besuche des kranken Dichters, daß in seiner Pflege nichts vernachlässigt wurde. Ein grüner Schirm schützte sein Bett vor Zugluft und ein sauberer Anzug von feinem Flanell behütete seine Glieder davor. Zwei ältliche Mägde mit dem weißen Häubchen und

der bescheidenen Tracht bekleidet, welche die Pariser Dienstmädchen vor denen anderer Großstädte lobenswerth auszeichnet, waren Nacht und Tag zu seiner Bedienung bereit. Seine Frau blieb für uns unsichtbar, doch stellte er ihr ein lobendes Zeugniß für ihre Pflichttreue aus. In seinem schönen Abschiedsgedicht an Mathilde hat er dasselbe poetisch wiederholt."

* * *

Ist auch in diesen Bemerkungen der geistreichen und scharfsinnigen Schriftstellerin das Eine oder das Andere subjectiv gefärbt, so verdienen doch diese Aeußerungen der Tochter der Freifrau Elise von Hohenhausen die vollste Beachtung!

Zum Schluß mag noch nachstehende, bisher ungedruckte Anecdote mitgetheilt werden, welche meine verehrte Freundin für dieses Buch beizusteuern die Güte hatte:

Heine besuchte meine Eltern (vielleicht im Jahre 1826) in Minden, wo mein Vater Regierungsrath war und das ‚Mindener Sonntagsblatt' gegründet hatte, in welchem Heines Erstlingsgedichte abgedruckt wurden. Wir wohnten im Angesicht der Porta und lebten viel behaglicher als in dem theuren Berlin. Heine amüsirte sich vortrefflich bei uns und war sehr bereitwillig, noch einige Tage länger bei uns zu verweilen, ‚aber Sie müßten mir in diesem Falle etwas borgen, Herr Baron,' sagte er und zog meinen Vater verlegen bei Seite.

Das Wort ‚borgen‘ wirkte stets beängstigend auf meine Mutter, denn bei der großen Gutmüthigkeit ihres Gemahls hatte es oft schlimme Folgen gehabt.

Als Heine vergnügt das Zimmer verlassen hatte, fragte sie denn mit besorgter Miene: ‚Was hast Du ihm denn geborgt?‘

‚Nur ein reines Hemd, er hat seinen Koffer vorausgeschickt und wollte doch gern noch einige Tage hierbleiben,‘ wurde ihr lachend geantwortet.

Heinrich Heine und seine Freundinnen.

(Das „Lottchen von der Landwehr". — Jeanette Jacobson. — Fürstin Solms-Lich. — Lady Duff-Gordon und Sara Austin. — Die schöne Cellenserin. — Therese Peche. — Die schöne Mirjam. — Die schöne Marianne. — Die Fürstin Christiane Belgiojoso. — Die Gräfin Kalergis. — George Sand. — Frau von Friedland. — Fanny Lewald.)

Heinrich Heine, der Dichter der Frauenliebe und Frauenschönheit, der geniale Kenner der Frauenherzen, hat, wie wir schon aus den bisher mitgetheilten Beispielen ersehen, die Gunst schöner Frauen in reichem Maße zu erlangen gewußt. Sein ganzes Leben hindurch waren Amoretten und Grazien seine Begleiterinnen, und wenn er auch zuweilen — besonders in Hamburg — auf dem Altar der Venus vulgivaga mehr als vernünftig opferte, wodurch er seine ohnehin schwächliche Gesundheit vollends untergrub, so fühlte er sich doch im Grunde seines Herzens stets zu reinen und edlen Frauen hingezogen. Seine erste und glühende Liebe zu dem unschuldigen, verfehmten und naiven „rothen Sefchen" blieb für ihn den Frauen gegenüber typisch und symbolisch — mitten in seinen zügellosen Ausschweifungen, mitten im Bacchanal der Lust schwebte ihm die Schaumgeborene, die von menschlichen Begierden und

Sünden unberührt gebliebene Madonna vor. Daß er freilich nicht Energie genug besaß, um die schrankenlosen Wünsche seiner überreizten Nerven und seiner krankhaft erregten Phantasie zu zügeln, darf nicht verschwiegen werden. Er wurde dadurch sein eigener Todtengräber und hat selbst dazu beigetragen, den Schild seiner Ehre zu beflecken, aber es wäre Unrecht, wenn man behaupten wollte, daß er im Pfuhl der Sünde sich wohl gefühlt habe. Bei allem Cynismus und aller Frivolität war er sich dessen bewußt, daß er ein Jünger der Romantik war, welche keusche Frauen verherrlichte und deren Ritterpflicht es war, die weibliche Anmuth und holdselige Minne im Liede zu verewigen.

So sehen wir denn, daß reizende Mädchen und Frauen aus allen Berufs- und Gesellschaftsklassen sich zu dem Sänger des Buchs der Lieder magisch hingezogen fühlten, nicht nur in Berlin, sondern auch in Göttingen, Cuxhaven, Norderney, Hamburg, London und Paris. Und selbst auf seiner Matratzengruft, als der unglückliche „Pelide", der „todte Held", der „Schattenfürst der Unterwelt" fast ein Jahrzehnt hindurch einen so grauenhaften Kampf mit dem Sensenmann kämpfte, wallfahrteten zu ihm vornehme und geistvolle Damen aus aller Herren Ländern und suchten den armen Lazarus zu trösten und durch ihren Zuspruch die Wunden des berühmten Kranken zu lindern!

Es kann hier nicht mein Zweck sein, seine Liebeleien ohne Bedeutung und Interesse, welche nur auf flüchtige Zeit das Herz des Poeten fesselten und die gleich Seifenblasen zerplatzten, näher zu schildern; ich muß mich auf

jene Verhältnisse beschränken, die theils an und für sich einen hohen Reiz gewähren, theils in das Leben des Dichters mehr oder weniger tief eingreifen.

Während in Berlin die literarischen und Salondamen in Folge seiner Gedichte ihm ihre Freundschaft entgegenbrachten, waren es in Göttingen die Töchter des Volkes, welche dem schwermüthigen jungen Poeten das Leben versüßten. Von einem solchen Mädchen erzählt Maximilian Heine*) folgende kleine allerliebste Geschichte:

„Allen, die in den zwanziger Jahren in Göttingen studirt haben, dürfte es wohl noch in Erinnerung sein, daß die ein Stündchen von Göttingen gelegene anständige Kneipe, die ‚Landwehr‘ genannt, von vielen Studenten besucht wurde.

Ganz besonders mag dem ehemaligen Burschen das schöne Schänkmädchen, ‚Lottchen von der Landwehr‘ geheißen, in Erinnerung geblieben sein. Dieses Mädchen war eine reizende Erscheinung. Höchst anständig, gleich freundlich gegen alle Gäste, bediente sie alle mit wunderbarer Schnelligkeit und graziöser Behendigkeit. Sehr oft besuchte Heinrich Heine in Begleitung seiner Freunde aus der Landsmannschaft der Westfalen diese Schänke, um daselbst zu Abend zu essen, gewöhnlich ‚eine Taube‘ oder eine ‚Viertel Ente mit Apfelcompot‘. Das Mädchen gefiel auch Heine, er liebte mit ihr zu scherzen, wozu sie übrigens weder Veranlassung noch Erlaubniß gab, ja einstens erfaßte er sie, um sie zu küssen; da hätte man das beleidigte Mäd-

*) „Erinnerungen an Heinrich Heine.“ 1868, S. 48ff.

chen sehen müssen; vor Zorn ganz roth, stellte sie sich vor Heine hin und hielt eine so würdevolle Ansprache, kanzelte ihn dermaßen moralisch herunter, daß nicht bloß er, sondern alle übrigen Studenten, die Anfangs dieser Scene recht vergnügt zugesehen hatten, ganz verlegen und kleinlaut davonschlichen.

Heine blieb längere Zeit von der „Landwehr“ weg und erzählte allenthalben, wie ein junges, seiner weiblichen Würde bewußtes Mädchen allezeit den kräftigsten Schutz gegen jede Frivolität in sich selbst berge. Nach einem Monat zog es ihn jedoch wieder nach der „Landwehr“ mit der eitlen Absicht, das hübsche Mädchen völlig zu ignoriren. Wie war er aber erstaunt, als er in die Schenke trat! Das junge Mädchen kam heiter lächelnd ihm entgegen, gab ihm die Hand und sagte ganz unbefangen: ‚Mit Ihnen ist's etwas ganz anderes, als mit den übrigen Herren Studiosen; Sie sind ja schon so berühmt wie unsere Professoren; ich habe Ihre Gedichte gelesen, ach, wie herzlich schön! Und das Gedicht vom „Kirchhof“ weiß ich fast auswendig; und jetzt, Herr Heine, können Sie mich küssen in Gegenwart von all' diesen Herren. Seien Sie aber auch recht fleißig und schreiben Sie noch mehr so schöne Gedichte.‘“

Als Heinrich Heine gegen Ende seines Lebens seinem Bruder Maximilian diese kleine Geschichte erzählte, sagte er: „Dies kleine Honorar hat mir mehr Freude verursacht, als späterhin alle die blinkenden Goldstücke von Hoffmann und Campe.“ Lottchen wurde später recht glücklich; sie schenkte vielen Söhnen das Leben, deren ältester — zur

Erinnerung an den berühmten Dichter — Heinrich genannt wurde.

* * *

In den Bädern, welche der junge Heinrich Heine zur Herstellung seiner Gesundheit und um dem ihm stets in der Seele widerwärtigen Hamburger Leben zu entfliehen, besuchte, also in Cuxhaven, Norderney und Helgoland, kam er mit so manchen Damen in Berührung, welche sein rasch entzündliches Herz in heftige Wallung brachten. Anderthalb Monate nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder", begab er sich nach Norderney. Aber conträrer Wind, noch mehr jedoch die Reize einer schönen und geistreichen Frau, Jeanette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, hielten ihn noch neun Tage in Cuxhaven fest. Er berichtet darüber später seinem Intimus Moses Moser — Norderney, 8. Juli 1826 — u. A.:*)

„In Cuxhaven, wo ich auf der Heimreise neun Tage verbrachte, wegen conträren Windes, habe ich viele schöne Stunden in der Gesellschaft von Jeanette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, verbracht. Nein, ich will Dich nicht belügen, nicht der Westostwind, sondern die westöstliche Dame selbst hat mich neun Tage in Cuxhaven festgehalten. O, sie ist schön und liebenswürdig! Wenn der Mann neben ihr steht, sieht sie aus, als wäre sie unverheirathet: denn der Mann bedeutet nichts, so unbedeutend ist er, aber herzensgut."

---

*) Kritische Gesammtausgabe, Bd. VIII, S. 478.

Ebenso schreibt er einige Tage darauf — 25. Juli 1826 — an Friedrich Merckel:*)

„. . . Acht Tage lag ich in Cuxhaven. Die Goldschmidt ist eine sehr schöne Frau; übrigens aber war es sehr langweilig in Cuxhaven, welches Nest, wenn es nicht unter Hamburgischem Schutz stände, mit etwas herberem Namen von mir benannt sein würde. Aber die Goldschmidt ist sehr schön."

Für schöne Jüdinnen — getaufte und ungetaufte — hatte Heine von jeher eine große Vorliebe; dies bewiesen u. A. die Beispiele von Amalie Heine, Rahel Levin, Friederike Robert, und so fesselte ihn auch Jeanette Jacobson, zumal dieselbe obendrein auch geistreich war und es ihrer Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, daß der junge Lyriker, von dem gerade damals alle Welt sprach, ihr seine galanten Huldigungen zu Füßen legte.

Dieses Verhältniß war aber, wie so manche Heines, ephemeridenhaft — nach acht Tagen war jede Spur desselben verweht, und nirgends finde ich eine Aufzeichnung darüber, ob Beide später brieflich oder persönlich einander näher getreten wären.

* * *

In Cuxhaven war es auch, wo er die Bekanntschaft einer anderen schönen Frau, der Fürstin Solms-Lich machte, mit der er auch später in Norderney zusammentraf. Er verlebte in der Gesellschaft dieser hochgebildeten

*) „Grenzboten", 1868, Nr. 18.

Dame sehr angenehme Tage, deren er sich in seinen Briefen an seine Freunde im Vaterlande mit großem Vergnügen erinnert. Bei seiner zweiten Anwesenheit in Norderney war auch die Fürstin wieder erschienen, doch scheint dieselbe — inzwischen war der erste Band seiner „Reisebilder" erschienen — so Manches in diesem Werke ihm übel genommen zu haben, denn er hält sich in einem Briefe an Friedrich Merckel darüber auf, daß sie ihm nicht mehr so gewogen wie früher sei und ihn oft mit warnend erhobenem Zeigefinger bedrohe, ohne ihm sagen zu wollen, was dieser schelmische Gestus zu bedeuten habe. Der Umgang mit Aristokratinnen berührte ihn, den eingefleischten Gegner des Adels, stets angenehm, besonders aber in Cuxhaven und Norderney, wo er allerlei „noble Passionen" hatte und u. A. dem Spiele in eifriger Weise huldigte — schließlich aber es satt bekam. Er fand zwar längere Zeit „eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt", aber dann kam doch der Katzenjammer. „Seit vorgestern," schreibt er einmal, „spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all' wäre — ich habe noch Einiges —, sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren und ich gab Jemandem mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen."

* * *

Nicht allein deutsche Fürstinnen, sondern auch englische Ladys lernte er in Cuxhaven kennen; so z. B. Lady Duff-Gordon, die damals als blutjunges Mädchen mit ihrer Mutter, Sara Austin, in diesem Bade weilte. Aus der

flüchtigen Bekanntschaft entwickelte sich später ein recht freundschaftlicher Verkehr. An sie richtete er jenes berühmte, später (1824) im „Gesellschafter“ erschienene Gedicht:

Wenn ich an deinem Hause
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenster seh.

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Siehst du mich forschend an:
„Wer bist du und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?“

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutschen Land
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt.

Von den Briefen, welche der Dichter der Lady schrieb, ist uns nur einer bekannt geworden. Derselbe stammt aus dem Jahre 1854*) und lautet in seinem reizenden Humor:

„Hochverehrte, großbritannische Göttin Lucie!

Ich ließ durch den Bedienten zurückmelden, daß ich, mit Ausnahme des letzten Mittwochs, alle Tage und zu jeder beliebigen Stunde bereit sei, your Godship bei mir zu empfangen. Aber ich habe bis heute vergebens auf

*) Lady Duff war damals gerade zu Besuch in Paris.

solche himmlische Erscheinung gewartet. Ne tardez plus devenir! Venez aujourd'hui, venez demain, venez souvent. Vous demeurez si près de moi, dem armen Schatten in den elyseischen Feldern! Lassen Sie mich nicht zu lange warten. Anbei schicke Ihnen die vier ersten Bände der französischen Ausgabe meiner unglückseligen Werke.

Unterdessen verharre ich Ihrer Göttlichkeit
unterthänigster und ergebenster Anbeter
H. Heine."

P. S. „The parson drank gruel water."

Wie mit der Lady, so war er auch mit ihrer, bereits genannten, Mutter, der englischen Schriftstellerin Sara Austin (1793—1867), intim befreundet. Sie übersetzte u. A. das Werk Fr. von Raumers: „England im Jahre 1835" und Heine rühmt ihre treffliche Uebersetzungskunst.

* * *

In seinen Briefen aus Norderney spielt auch eine schöne Cellenserin eine hervorragende Rolle. Leider konnte ich deren Namen nicht ausfindig machen und weiß nur, daß Heine, der mit ihr manches Stündchen in loser Neckerei, zwei Saisons hindurch, verlebte, von ihr ganz entzückt war. Obschon er in seinen Briefen versicherte, daß er sehr isolirt lebe und nicht einmal schönen Weibern den Hof mache, so stimmt das doch nicht. Im Gegentheil war er im Bade ein wahrer Schwerenöther, ein Schmetterling, der von einer Blume zur andern flatterte — Jeanette Jacobson und Fürstin Solms-Lich verhinderten nicht, daß

er in die schöne Cellenserin augenscheinlich bis über die Ohren verliebt war. Auf ihn und seine wechselnde Liebeslaune paßte sein Wort in: „Die Nordsee":

Groß ist das Meer und der Himmel,
Doch größer ist mein Herz . . .

Von seinem neuen Stern berichtet er schwärmerisch in einem Briefe an Friedrich Merckel: „Ich habe am Meeresstrande das süßeste, mystisch lieblichste Ereigniß erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, daß in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. Wir sprachen kein Wort — es war ein langer tiefer Blick — der Mond machte die Musik dazu. — Im Vorbeigehen faßte ich ihre Hand und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte — ich habe nachher geweint. Was hilfts, wenn ich auch kühn genug bin, das Glück rasch genug zu erfassen, so kann ich es doch nicht festhalten! Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein schönes Auge, es wird noch lang' in meiner Brust leben und dann verbleichen und in Nacht zerrinnen — wie ich selbst. — Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, der Mond plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und Du, der Dritte, der jetzt das Geheimniß weiß, wirst Deinen Mund halten, so bleibt es verborgen in der eigenen Nacht."

Friedrich Merckel glaubte, daß die Liebe seinen Freund dem Dämon der Schwermuth entreißen und ihn nachhaltig

begeistern werde, aber er wird durch Heine bald eines Anderen belehrt: „Das lichte Ereigniß am Strande ist nicht so bedeutend, wie Du glaubst und wie meine leicht erregbare Stimmung es vorschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt, denn ich bin trostlos und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!“

Man sieht auch hieraus, daß der romantisch veranlagte, skeptische Dichter seiner Liebe eigentlich nie recht froh wurde. Sie erscheint in der That wie ein Stern, „der durch die Nacht herabschoß in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt“ — erst in Paris, in Mathilde, sollte er jenes Wesen finden, welches ihn dauernd fesselte und dessen Besitz ihn eine lange Reihe von Jahren hindurch glücklich machen sollte.

Für sein Liebesleben in seinen Jünglings- und Mannesjahren gilt überhaupt das Wort, welches er von dem Dichter Sterne sagt: „Er war das Schooßkind der bleichen tragischen Muse. Einst, in einem Anfall von grausamer Zärtlichkeit, küßte ihm diese das junge Herz so gewaltig, so liebesstark, so inbrünstig saugend, daß das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieser Welt verstand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes, junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemosynes, die rosige Göttin des Scherzes, hüpfte schnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme und suchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komische Larve und die närrischen Glöcklein und küßte begütigend seine Lippen und küßte ihm darauf

all' ihren Leichtsinn, all' ihre trotzige Lust, all' ihre witzige Neckerei. Und seitdem gerathen sein Herz und seine Lippen in einen sonderbaren Widerspruch; wenn sein Herz manchmal ganz tragisch bewegt ist und er seine tiefsten, blutenden Herzensgefühle aussprechen will, dann, zu seiner eigenen Verwunderung, flattern von seinen Lippen die lachend ergötzlichsten Worte."

* * *

Wir werden weiter unten sehen — vgl. das folgende Kapitel: „Heinrich Heine und die Primadonnen seiner Zeit" — daß der Dichter für hervorragende Sängerinnen ein besonderes Interesse an den Tag legte, ohne mit einer derselben je in intimere Verbindung getreten zu sein. In Hamburg, unmittelbar bevor er nach München reiste, um die Redaction der Cottaschen „Politischen Annalen" zu übernehmen, war es eine Schauspielerin, die sein lebhaftes Interesse wach rief — meines Wissens die einzige Dame vom Theater, die sein Herz überhaupt je in Fesseln geschlagen hat. Es war dies die schöne Schauspielerin Therese Peche, die in Rollen wie „Cordelia" in „Lear" und als „Estrella" im „Stern von Sevilla" ganz Vorzügliches leistete und sich der reichsten Anerkennung Seitens des Publikums zu erfreuen hatte. Dichter und Aesthetiker wie A. W. von Schlegel und Professor Zimmermann äußerten sich öffentlich in begeisterter Weise über die Leistungen der jungen Künstlerin.

Auch Heinrich Heine war von dem naturwahren und poetischen Spiel Therese Peches mächtig ergriffen und er

verfehlte nicht, seiner Bewunderung in lebhafter Weise Ausdruck zu geben, so z. B. in der Besprechung des „Struensee“ im „Morgenblatt“ — April 1828 — und auch an anderen Stellen seiner Schriften. Er wurde mit ihr auch persönlich bekannt und der Liebreiz der damals erst 21 jährigen Künstlerin verfehlte seine Wirkung auf Herz und Gemüth des Dichters nicht. Die Hamburger Klatschsucht, unter welcher Heine Zeit seines Lebens sehr viel zu leiden hatte, beeilte sich natürlich, an diese „Liebschaft“ allerlei gehässige Glossen zu knüpfen. Frau v. Varnhagen scheint von diesen Beziehungen auch Wind bekommen zu haben, denn der Dichter fühlt sich bemüßigt, dagegen in einem Briefe*) an Varnhagen zu protestiren. Dort lesen wir: „Es heißt in Hamburg, ich sei in die Schauspielerin Therese Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwei Leute wissen es, daß es nicht der Fall sein kann — ich und Frau v. Varnhagen.“ Daß doch etwas an der Sache sein mußte, verräth eine Aeußerung Heines an Merckel, dahingehend: „Du begreifst wohl, warum ich Dich vor meiner Reise nicht noch einmal aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich Deine Ueberredung zum Dortbleiben. Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können.“ Der Eifer, mit welchem Heine des künstlerischen Rufes der Schauspielerin sich annahm, war ein zu leidenschaftlicher, als daß er nicht hätte verdächtig erscheinen sollen. Es erwuchsen ihm daraus allerlei Unannehmlichkeiten. In einem Briefe an

*) Aus dem Nachlaß Varnhagens, S. 176.

Merckel beschwert er sich zwar, daß der Freund ihn bei seinen Hamburger Bekannten und bei der Dame selbst blamire, als ob er für deren Ruhm journalistisch einzutreten gesonnen sei, aber die herabwürdigende Weise, in welcher ihres Spiels bald darauf in einer Hamburger Correspondenz des „Morgenblattes" gedacht wurde, bewog ihn dennoch, wie schon erwähnt, bei Gelegenheit der Rezension der ersten Aufführung des Michael Beerschen „Struensee", in seinem Blatte den Namen Therese Peches den glänzendsten Sternen am Theaterhimmel seiner Zeit anzureihen.

Das Eintreten für die angefeindete Schauspielerin verräth immerhin einen ritterlichen Zug im Charakter Heines, der sehr angenehm berührt!

* * *

Derartige ritterliche Züge treten übrigens auch in sonstigen Lebensperioden Heines deutlich zu Tage. Er haßte das Unrecht, trat mit Feuereifer für seine Freunde und Freundinnen ein und hatte im Grunde ein sehr weiches Gemüth und ein mitfühlendes Herz. Es beweist dies die nachstehende kleine Liebesepisode, deren Wahrheit von vielen Seiten, u. A. auch von seiner Nichte, der Fürstin della Rocca,*) bestätigt wird.

Als er in Berlin studirte, besuchte er alle Vergnügungsorte und führte ein bewegtes, lustiges Leben.

*) Erinnerungen an H. Heine, Hamburg 1881, S. 25ff. Doch ist die Mittheilung wörtlich dem Buche „Unter Palmen" (Berlin 1872) S. 95ff. von G. Karpeles ohne Quellenangabe entnommen.

Eines Tages ging er Abends unter den Linden spazieren, träumend und dichtend, als er durch heftiges Schluchzen und Weinen aus seiner Ruhe aufgeschreckt wurde.

Er eilte dem Orte zu, woher das Weinen kam, und fand ein armes polnisches Judenmädchen, welches auf einem Steine vor Kranzlers Conditorei saß und verzweifelnd die Hände rang.

Auf seine Frage, was ihr fehle, klagte sie ihm ihr Leid. Gnesen war ihre Heimath und sie war mit ihrem Vater nach Berlin gereist, der hier bei seinen Glaubensgenossen eine Anstellung zu finden hoffte.

In der Nacht hatte man ihnen im Gasthofe, wo sie abgestiegen waren, ihre ganze Habe geraubt. Der Vater hatte sich sein Schicksal so zu Herzen genommen, daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. Von allen verlassen, unbekannt in der großen, fremden Stadt, wußte sie nicht, an wen sie sich wenden sollte.

Heine suchte das schöne Mädchen zu beruhigen und führte sie zu seiner Freundin Rahel. Diese nahm sie liebreich auf und veranstaltete eine Collecte, die so reich ausfiel, daß der ganze Schaden ersetzt wurde. Sie ließ sie unterrichten und beschäftigte sich fortwährend mit dem jungen Mädchen.

Mirjam hatte große schwarze Augen, war schön und Heine verliebte sich in sie, daß Rahel befürchte, eine neue Auflage des Gedichts: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu" — zu erleben. Trennung war das Loos der jungen Leute.

Nach einigen Monaten, die wie im Traum vergingen, erinnerte sich Mirjam ihrer Heimath und daß ihr Ver-

lobter sie in Gnesen erwartete. Schwüre wurden gewechselt, von ewiger Liebe wurde gesprochen, man seufzte, weinte, und am schmerzlichsten war die Abschiedsscene.

Aber das menschliche Herz ist stark, auch Heine tröstete sich bald. Das brillante Leben in der Hauptstadt, die fortwährenden Vergnügungen und Festlichkeiten, selbst die Ausschweifungen, boten dem Dichter hinlängliche Abwechselung dar, die, obgleich sie die Lücken seines Herzens nicht auszufüllen vermochten, ihn doch hinlänglich zerstreuten, um der Vernunft Gehör zu schenken. Während der Ferienzeit machte er 1822 einen Ausflug nach — Gnesen.

Und hier dichtete er der schönen Mirjam zu Ehren das bekannte reizende Gedicht:

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte,
So rein und schön und hold.*)

* *
*

Wie in Göttingen das „Lottchen von der Landwehr" sein Herz fesselte, so in Hamburg die „schöne Marianne",

*) Nach mündlichen Mittheilungen des der Familie v. Breza befreundeten Herrn Josef Russak ist diese Geschichte völlig authentisch. Es wird sogar hinzugefügt, daß Heine die schöne Mirjam, der es später schlecht ging, wiederholt mit Geld unterstützt hat.

von welcher Strodtmann*) und Eduard Beurmann**) manche rührende Episoden zu erzählen wissen. Heine zog gar oft nach Eimsbüttel hinaus, wo die „schöne Marianne" eine vielbesuchte Gastwirthschaft hielt, deren eifriger Gast der Dichter war. Auch sie sah ihn gern und war ihm freundschaftlich zugethan, sie, die holsteinische Schönheit: groß, fest und kernig, mit schmachtenden blauen Augen. Sie bewahrte sich den Ruf einer makellosen Tugend und Sittlichkeit. Man huldigte ihr, man drängte sich zu dem Büffet, wo sie in eigener Person die Stelle eines Ganymeds verwaltete; man überhäufte sie mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung. Selbst der Herzog von Braunschweig zog ihretwegen Eimsbüttel Hamburg vor und verweilte ganze Tage in ihrem Gasthause. Marianne war liebenswürdig und aufmerksam gegen ihre Gäste, namentlich aber gegen Heine. Dieser interessirte sich sehr für die romantische Geschichte aus der Vergangenheit, deren Heldin sie gewesen sein soll. Sie war einst eine glücklich Liebende, aber sie liebte — ein Bild, die Phantasie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, ja, ohne, daß vielleicht seine Aufmerksamkeiten bemerkt worden waren, gehuldigt hatte. Er war von Hamburg geschieden, hatte ihr geschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und hatte ihr jenes Gemälde übersandt, welches das Brustbild eines Jünglings vorstellte, den sie niemals gesehen. Er schrieb ihr, es solle ein Zeichen seiner Verehrung sein, ein Be-

*) Strodtmann, Heinrich Heine, Bd. II, S. 196 ff.

**) Eduard Beurmann, Skizzen aus den Hansestädten, S. 231 ff.

weis seiner Kunst, die er neben ihr einzig und allein auf der Welt liebe. Das Bild nahm sofort Mariannens ganzes Herz gefangen. Es hing in goldenem Rahmen in ihrem Schlafzimmer und sie lebte mit unendlicher Liebe in diesem Bilde, das fortan ihr einziges Glück auf Erden war. Sehnsüchtig lächelnd blickte sie es vom Morgen bis am Abend an; Nachts brannten zwei Kerzen auf dem Tische, über welchem es hing, denn sie wollte zu keiner Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Niemals aber hegte sie den Wunsch Pygmalions, jenes Ideal, das so ganz ihr Eigen war, mit Fleisch und Blut bekleidet zu sehen; ihr bangte vor dem Leben des Bildes, und nicht ohne Grauen konnte sie denken, dasselbe sei mehr als Phantasie. — Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nachdem alle Gäste heimgekehrt, verlangten mehrere Stimmen Einlaß in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein Wagen hielt vor der Pforte, und Diener waren beschäftigt, eine vom Mantel umhüllte Gestalt aus demselben zu heben, die auf den Tod verwundet schien. Eine Dame, die in einem Kabriolet dem Wagen gefolgt war, bat um ein Asyl für den Sterbenden. In ängstlicher Hast räumte die gefällige Wirthin ihm ihr Schlafzimmer ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, dem Bilde gegenüber, vor welchem der Leuchter brannte. Marianne trat hinzu, hilfreiche Hand zu leisten, da die unbekannte Dame — wie es schien, die Gemahlin des Unglücklichen — im Nebenzimmer in Ohnmacht lag. Der bleiche Mann schlug die Augen auf, Marianne bebte, von seinem starren Blick elektrisch berührt, mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Sie erkannte in

dem Verwundeten das Original ihres Bildes und zog sich eilends zurück, die weitere Verpflegung des Sterbenden seinen Dienern und dem gleichzeitig mitgekommenen Arzte überlassend. Am Morgen darauf erfuhr sie, die sich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeschlossen, von allen weiteren Vorgängen fern gehalten hatte, Folgendes: Der Verwundete, ein neapolitanischer Edelmann, war gegen Morgen verschieden. Ein junger Maler hatte ihn, unweit Eimsbüttels, im Pistolenduell die tödtliche Wunde beigebracht. Die Secundanten, bekannt mit der Ortsgelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behausung geleiten lassen; seine Gattin war gleichzeitig aus der Stadt herbeigeholt worden, und er war in ihren Armen gestorben. Marianne eilte athemlos in ihr Schlafgemach. Die Leiche war von der trostlosen Gattin bereits in die Stadt geschafft; alle Fremden hatten sich entfernt. „Ein Traum! ein Traum!“ Das waren die einzigen Worte, welche die schöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie suchte das Bild, es war verschwunden, und die Kerzen standen, ganz herabgebrannt, erloschen auf dem Tische. Keine Nachforschungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Resultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen in Mariannens Wohnung gekommen, war am nächsten Morgen sofort nach Italien abgereist. Die Leiche wurde auf einem der Begräbnißplätze vor dem Dammthor der Erde übergeben; die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlassen. Von ihm wie von dem Mörder traf niemals wieder bestimmte Kunde ein. Nur so viel wurde gerüchtweise laut, daß Letzterer, der Bruder

der Dame, der Schwager des Getödteten und derselbe Maler gewesen sei, der Mariannen das Gemälde übersandt hatte, welches sie zu so mächtiger Liebe anflammte. — Ob Marianne noch glücklich liebte? O gewiß! Sie hatte ein Bild geliebt und dieses lebte in ihrer Phantasie fort. Sie hatte durch das blutige Ereigniß nichts eingebüßt, als Leinwand, Farben und einen goldenen Rahmen. Trotz alledem hatte sie für Heine große Sympathien und auch er war merkwürdig oft als Gast bei der schönen Marianne mit ihrem romantischen Liebesleben!

* * *

Man weiß, daß die „heiligen Julitage" von 1830 Heine im Jahre darauf nach Paris zogen. Im Babel an der Seine sollte nun der deutsche Dichter par excellence seinen ständigen Wohnsitz nehmen, und nicht deutsche Frauen, sondern Französinnen sollten ihm nun liebend und ihn tröstend zur Seite stehen. Im Babel an der Seine hat er entsetzlich viel gelitten, aber auch viel geliebt — und deshalb muß ihm auch viel vergeben werden. Für seinen Ruhm und seine Gesundheit wäre es freilich viel vortheilhafter gewesen, wenn er französischen Boden nie berührt hätte, besonders aber wenn er nicht mit jenen Wesen zusammengekommen wäre, die allnächtlich am Boulevard de Montmartre wanderten — die „Hortensen, Jolanthen, Marien, Angelikas, Katharinen und Clarissen" der „Neuen Gedichte". Er stürzte sich mit zügelloser Lust in den Strudel der leichtsinnigen Pariser Vergnügungen, er schlürfte mit fieberhafter Gier aus dem Kelch der Sünde und er vergaß sich gar so weit, sich des

sittenlosen Lebens, welches er im „Paradies der Teufel“ führte, in seinen Gedichten zu rühmen. Wollte er im tollen Rausch der Lustbarkeiten Amaliens vergessen? Wollte er der Welt zeigen, daß er ebenso ein Titan des Genusses, als ein Riese des Geistes war? Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß seine angeborene Sinnlichkeit und sein Leichtsinn die Warnungen treuer Freunde unberücksichtigt ließ und daß sein schwacher Charakter den Verlockungen und Verführungen der Weltstadt nicht widerstehen konnte. Zum Glück waren diese unwürdigen Verhältnisse nicht dazu angethan, eine längere Zeit den guten Genius Heines zu umnachten. Als der erste Rausch verflogen war, raffte er sich auf und die schaale und ekle Hohlheit jener abscheulichen Amüsements trat in ihrer ganzen Scheußlichkeit ihm vor die Seele. So recht aus dem Herzen kamen ihm denn auch die reuigen Worte, welche er in den „Geständnissen“ jener Periode seines Lebens widmete: „Die Neuheit des Genres,“ sagt er, „ist jener Hexentrank, welcher auf jeden Deutschen, der zum ersten Male nach Paris kommt, denselben Zauber übt. Er vergafft sich in das hübsche Gesicht der ersten besten Grisette, wie er von der Küche des schlechtesten Sudelkochs im Palais Royal entzückt ist, wo man für zwei Franken pro Kopf zu Mittag speist. Aber es sind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird einem schlimm zu Muthe, wenn man daran denkt, daß man dies verdächtige, allzu stark gewürzte Mischimaschi verschluckt hat; denn wir haben später in Restaurants der guten Gesellschaft, mit Damen der guten Gesellschaft, dinirt, und

wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu schätzen, welche gargekocht und kunstgerecht arrangirt sind, manchmal etwas Hautgout haben, aber stets vortrefflich schmecken“ . . .

Uebergehen wir also die Liebeleien Heines mit den am Boulevard Montmartre lustwandelnden Damen der Nacht und sprechen wir von seinen Freundschaftsbeziehungen zu den anständigen Frauen der guten Gesellschaft.

Wie in Deutschland, so wurde er auch in Frankreich, beziehentlich Paris bald der Liebling der Damen, deren Gunst er stets zu hegen und zu pflegen verstand. Berühmte und nicht berühmte Französinnen, Bürgerliche und Aristokratinnen, Schriftstellerinnen und Künstlerinnen, aber auch einfache Arbeiterfrauen schwärmten für den Sänger, dessen Liedermund so holde Töne entströmten. Besonders als seine Gedichte in französischer Sprache bekannt wurden, begann mit ihm jenseits der Vogesen ein großer Cultus, und der Weihrauch, welcher ihm gespendet wurde, hatte für ihn etwas Berauschendes. Namentlich als der Unglückliche auf seiner Matratzengruft dahin siechte, zeigte sich der erbarmungsvolle Sinn des Weibes in ergreifender Weise. Treffend sagt einmal Strodtmann*): „Die Frauen — er nannte sie „die große Nation“ — waren ihm dankbar für den Cultus, den er ihnen gewidmet. Es verging selten ein Tag, an dem nicht mehrere Equipagen vor seinem Hause hielten, aus denen elegante Damen heraushüpften, um den sterbenden Sänger durch ihren Anblick

---

*) Strodtmann, Heinrich Heine, Bd. II, S. 582.

und ihr Geplauder zu erfreuen. Wenn er dann mit seinen Besucherinnen geistreich zu schwätzen begann, so erschien sein ganzes Wesen wie verjüngt. Sein Organ war wie neu belebt, seine Rede klang frischer und kräftiger und das theilnehmende Lächeln seiner Freundinnen bekundete, daß er in die Schilderungen seines Jammers die bekannten lustigen Späße einmischte. Obschon sich unter der Zahl dieser Besucherinnen nicht selten auch literarische Notabilitäten wie George Sand, Madame Delphine Gay-Girardin und die Gräfin d'Agoult befanden, waren doch die meisten von ihnen einfache Sterbliche, ohne Ansprüche auf Lorbeerkränze und Nachruhm!"

Und Henri Julia, der wiederholt erwähnte intime Freund Heines und seiner Frau, sagt sehr treffend*): „In der Avenu Matignon waren die Frauen beständiger als die Männer. Die Frauen besitzen ja die Eigenschaft, sich leiblichen und geistigen Leiden gegenüber besonders empfindsam zu zeigen; überall, wo es Elende giebt, wo es gilt, Unglückliche zu trösten, ihnen zu helfen, da findet man sicherlich das Weib mit seinem weichen Herzen, seinem regen Mitleiden, seiner natürlichen Güte und seiner unerschöpflichen Hingabe.

Heinrich Heine wurde von Frauen verschiedenen Verdienstes fleißig besucht, aber jede zeichnete sich durch irgend etwas Besonderes aus, sei es Schönheit, Reichthum, hohe gesellschaftliche Stellung oder Geist."

Wie in Deutschland hochstehende Damen, Aristokra-

*) Deutsche Revue, Sept. 1884, S. 306.

tinnen „pure sang", ihn umschwärmten, so auch in Frankreich — ja hier noch mehr. Es erscheint wie eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß der Mann, welcher den Adel so außerordentlich heftig angriff, von Edeldamen besonders stark verhätschelt wurde und sich gern von ihnen verhätscheln ließ!

In erster Linie nenne ich aus der Zahl dieser Damen die Frau Fürstin Christiane Belgiojoso, mit der er in den dreißiger Jahren in Paris bekannt wurde. Ueber die Beziehungen zwischen dem Dichter und der Fürstin verdanken wir Henri Julia sehr interessante Daten*). Nach ihm begründeten sich die Anknüpfungspunkte zwischen Beiden ursprünglich auf Wohlthätigkeit. Die Fürstin, welche sich durch mehrere bedeutende Werke in der französischen Litteratur einen Namen gemacht hatte, stammte aus Mélan in Frankreich. Sie war dunkel und zart, dabei von der Blässe der steinernen Madonnenbilder und ihre Seele lag in ihren Augen. Das bezauberte oder vielmehr fesselte Alfred de Musset. „Ihre Augen sind so groß, daß ich mich ganz darin verloren habe." Vielleicht war das eine Strafe, welche die Vorsehung dem großen genialen Kinde, das sich für unwiderstehlich hielt, vorbehalten hatte! Die Prinzessin spielte mit ihm, wie Celimene mit Alceſt gespielt hat, nur mit dem Unterschiede, daß Celimene, im Grunde genommen, Alceſt vielleicht liebte, während Frau von Belgiojoso Alfred de Musset niemals geliebt hat. Doch war sie gut, sehr gut und

*) Deutsche Revue, Sept. 1884, S. 309 ff.

sehr weichherzig, vielleicht durfte man nur Freundschaft von ihr fordern. Das that Heinrich Heine, obgleich sie zur Zeit, da sie sich kennen lernten, beide dazu berufen schienen, zärtlichere Gefühle zu empfinden. Der deutsche Dichter begnügte sich damit, ein schönes Bild von Leonardo da Vinci in seinem Zimmer aufzuhängen, ein Bildniß der Sphinx, welche ihn an die verschlossene Seele der Prinzessin erinnerte. Aber das war der ganze Roman ihrer treuen Freundschaft.

„Mein Herr! Damit beauftragt, für die Gesellschaft der Jugendfreunde zu bitten, wende ich mich an Ihre Mildthätigkeit, um die Mildthätigkeit zu erlangen, deren dieses Werk benöthigt ist." So lautet das erste Wort, welches die Fürstin schriftlich an ihn richtete, und man brauchte niemals vergeblich an die Mildthätigkeit Heinrich Heines zu appelliren.

Ein Jahr darauf kam die Fürstin auf eine ähnliche Angelegenheit zurück:

„Mein Herr! Von der Gräfin von Rambuteau beauftragt, für das St. Annen-Stift zu bitten, wende ich mich vertrauensvoll an Ihren wohlthätigen Sinn. Dieses Werk hat den Zweck, jungen Mädchen eine religiöse Ausbildung zu geben und sie einen Broterwerb zu lehren, damit sie vor dem Falle bewahrt werden. Es empfiehlt sich daher ganz von selbst dem Schutze christlicher Seelen."

Während anfänglich zwischen Beiden der förmliche, conventionelle Ton herrschte, wurde, als man sich näher kennen gelernt hatte, bald darauf der Verkehr schon ein inniger; die Fürstin schreibt nicht mehr: „Mein

Herr!“, sie schreibt: „Mein lieber Heine!“ Sie bittet um gute Rathschläge und H. Heine ist dann wenn auch nicht ihr Beichtvater, so doch ihr literarischer Rathgeber geworden. Ein von Constantinopel, 18. Sept. 1850, datirter Brief der Fürstin an Heine zeugt am deutlichsten von den freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen beiden herrschten.

„Ich habe Ihnen von einer außerordentlichen Gedächtnißprobe gesprochen, und Sie werden neugierig sein, zu erfahren, was ich meine. Also hören Sie: Sie haben mir oft gesagt: warum schreiben Sie keine Romane? Daraufhin habe ich Ihnen meine Gründe auseinandergesetzt, die ich hier nicht wiederholen will, die Sie aber sicherlich noch wissen, denn Sie vergessen ja nichts. Das Alles ist mir diesen Winter wieder eingefallen und ich habe es versuchen wollen.

Ich bin überzeugt, daß ich durchaus nicht Alles besitze, was dazu gehört, um einen guten Roman zu schreiben, aber als ich mich ans Werk machte, erkannte ich, daß mir, wenn ich auch nicht über Alles verfügen kann, doch auch durchaus nicht Alles fehlt. Aber man ist selbst ein gar schlechter Richter über das, was man arbeitet und was die Arbeit werth ist! Und man findet so selten Jemanden, der ein richtiges Urtheil fällen kann. Kennen Sie unter meinen Freunden von der Akademie einen, der einen Roman beurtheilen könnte? Soll ich bei dem Philosophen der Geschichte*) anfangen? Er würde über den

*) Francois Mignet, ein Freund Heines.

ersten Seiten fast einschlafen! Soll ich M... M... um Rath angehen? Das wäre ebenso gut, als wenn ich seine Frau fragte. Auch ist ein Roman kein Sanscrit. Ich habe die arme Madame Jaubert*) so viel in meiner Schrift mitgenommen, daß ich fürchte, sie fiele in Ohnmacht, wenn ich nur ein einziges Heft ihr schickte. Alles das muß ich anführen, um mich damit zu entschuldigen, daß ich Ihnen, mein armer Märtyrer, mit einer Bitte nahe, Ihnen Arbeit verursache. Aber wer weiß, sagt mir eine Stimme, ob mein armer Heine nicht ganz zufrieden damit ist? Wer weiß, ob er nicht Vergnügen beim Lesen dieser Seiten empfindet, die Erinnerungen und Eindrücke enthalten, deren Quelle er erkennen wird und die überdies von einer Hand geschrieben sind, die so oft die seinige gedrückt hat? Und durch diese Hoffnung beruhigt, benutze ich die morgen bevorstehende Abreise eines Freundes nach Frankreich, um Ihnen dieses Paquet zu übersenden. Ich habe in der Eile abschreiben lassen, so viel möglich war. Die Abschrift ist schlecht und ich bitte deshalb den armen deutschen Secretär um Entschuldigung, der Ihnen vorlesen muß. Ich kann Ihnen nur einen kleinen Theil des Romans schicken, der übrigens noch nicht weit vorgeschritten ist. So wie es mir mit Allem, was ich schreibe, geht, weiß ich auch hier nicht, ob meine Arbeit außerordentlich oder abscheulich sein wird, oder — und das ist das Schlimmste und doch Wahrscheinlichste dabei — ob sie keines von beiden ist. Meine Absicht war, die Mißver-

*) Vergl. weiter unten: Heinrich Heine und die „kleine Fee".

hältnisse zu schildern, die daraus entstehen, wenn man anders sein will, als der liebe Gott uns gemacht hat. Meine Magdalena hat sich in den Kopf gesetzt, sie könne nur ein einziges Mal lieben, weil sie die allertreueste Person in der Welt ist, und gerade deshalb folgt ein Liebhaber auf den anderen. — Es ist nur im Fluge geschrieben und würde einer sehr eingehenden Durchsicht bedürfen, wenn es je ans Tageslicht kommen sollte. Es sind wenig Ereignisse darin, daher auch wenig Erzählung, das folgt aus einem Mangel, ich will nicht sagen der Einbildungskraft, aber des Erfindungsgeistes (vielleicht ziehen Sie „Erfindungsgabe" vor).

Wenn Sie Geduld genug hätten, all' mein Geschwätz anzuhören, dann haben Sie die Güte, einen guten Deutschen an Ihr Krankenbett zu rufen, der durchaus nichts davon versteht, und diktiren Sie ihm Ihre Meinung über die Sache, ohne meinen Namen auszusprechen. Dann übergeben Sie, wohl versiegelt, Ihren Brief Madame Jaubert bei dem ersten Besuch, den sie Ihnen macht, und bitten sie, mir denselben zukommen zu lassen."

Ein noch herzlicherer Ton und warmes Freundschaftsgefühl spricht aus nachstehendem Trost-Briefe der Fürstin:

„Sie können gar nicht glauben, mein theurer, geliebter Freund, mit welcher Freude ich diese Worte schreibe: „Sie werden thun, Sie werden sagen;" denn jetzt scheint es mir, nach dem, was Madame Jaubert mir sagt, wahrscheinlich, daß Sie noch lange leben werden. Sie leiden weniger, Ihre Schmerzen sind erträglicher geworden, und Ihr Zustand hat sich in letzter Zeit nicht verschlimmert.

Gott sei Dank, es war immer meine geheime Hoffnung, daß es so kommen würde. Wenn Sie aus der Fülle der Gesundheit, deren Sie noch vor einigen Jahren sich erfreuten, plötzlich in Ihren jetzigen Zustand hineingerathen wären, so würde er unerträglich sein. Doch nachdem Sie so viel gelitten, und ein vorzeitiges Ende so nahe vor sich gesehen haben, so ist das Leben, auch so, wie Sie es jetzt noch führen können, nicht zu verachten. Und ist Ihr Geist, der sicher und glänzend geblieben ist, wie ein echter Diamant, nicht ein Gut, das für manche Verluste zu entschädigen vermag?"

Henri Julia, als Testamentsvollstrecker und Erbe des Nachlasses Mathilde Heines, besitzt noch zahlreiche Briefe der Fürstin an den Dichter, und es ist auf das Lebhafteste zu beklagen, daß er sich nicht zur Publikation derselben, die für die Kenntniß Heines von großem Werthe sein würden, entschließen kann. Sollten ihm diese Zeilen zu Gesichte kommen, so wird er finden, daß nicht die Lust an Pikantem, sondern ausschließlich das Interesse für den Dichter mich zu dieser Bitte veranlaßt.

Ich bemerke noch, daß, ehe Heine krank wurde, er die Fürstin auf ihrem Gute in Marly sehr oft besuchte und ebenso in Paris, wo ihr Salon den Mittelpunkt der geistigen Aristokratie von Paris bildete. Hier fand sich auch der französische Philosoph Victor Cousin ein, dem Heine sehr feindlich gesinnt war. Karoline Jaubert erzählt*) nun, daß es zwischen beiden oft zu sarkastischen Ausein-

*) „Souvenirs", Paris, Hetzel & Comp.

anderſetzungen gekommen ſei. Heine behauptete, Couſin ſei ein falſcher Gelehrter, der ſich mit den Federn aller deutſchen Philoſophen ſchmücke, und ließ es ihn auch unaufhörlich fühlen. Wenn Couſin, durch das Geſpräch fortgeriſſen, ſeine Gedanken ſyſtematiſch zu entwickeln begann, unterbrach ihn Heine: „Ich weiß, ich weiß, was Sie ſagen wollen, das iſt die Theorie von Fichte, die Schelling verfaßt hat.“ Und er ließ ſich in eine Controverſe ein, als wendete er ſich perſönlich an den Philoſophen, den er bezeichnet hatte. Ein oder zwei ſolcher Unterbrechungen brachten die Verve Couſins ins Stocken, und er zog ſich zurück, da ihm das begeiſterte Auditorium, an das er gewöhnt war, lieber war, als der philoſophiſche Fauſtkampf. Einmal Herr des Platzes, zeigte der Dichter ſeinen deutſchen Charakter in der Hartnäckigkeit, womit er ſeinen Angriff verfolgte.

Im Garten des Schloſſes der Fürſtin Belgiojoſo war es, als — wie Heine ſich ausdrückt — „der große Geſchichtsſchreiber der franzöſiſchen Revolution und des Empirs,“ welcher damals franzöſiſcher Miniſterpräſident war, den Arm des Dichters ergriff und, mit ihm ſpazieren gehend, lange und lebhaft in ihn drang, daß er ihm ſagen möge, was ſein Herz begehre, er wolle ſich anheiſchig machen, ihm Alles zu verſchaffen. „Im Ohr klingt mir noch jetzt der ſchmeichelhafte Klang ſeiner Stimme, in der Naſe prickelt mir noch der Duft des großen blühenden Magnoliabaumes, an dem wir vorübergingen, und der mit ſei-

*) Kritiſche Geſammtausgabe, Bd. VI, S. 412.

nen alabasterweißen, vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, so prachtvoll, so stolz, wie damals in den Tagen seines Glückes das Herz des deutschen Dichters!"

In seinen Briefen über Deutschland*) nennt Heine die Fürstin Belgiojoso eine „Schönheit, die nach Wahrheit lechzt" und in seinem Aufsatz über die französische Bühne bezeichnete er sie als „jene schöne, edle und leidende Fürstin, welche ihr leibliches und geistiges Vaterland, Italien, und den Himmel so schön repräsentirt. Sie haben Sie gewiß in Paris gesehen, die ideale Gestalt, welche dennoch nur das Gefängniß ist, worin die heiligste Engelsseele eingekettet worden ... Aber dieser Kerker ist so schön, daß Jeder wie verzaubert davor stehen bleibt und ihn anstaunt."

Im Salon dieser Fürstin war es auch, wo er Franz Liszt kennen lernte. Er sagt über ihn in den „Florentinischen Nächten*) u. A.: „... Es war auf einer Soiree auf der Chaussee d'Antin.**) Es war eine glänzende Soiree und nichts fehlte an den herkömmlichen Ingredienzen des gesellschaftlichen Vergnügens: genug Licht, um beleuchtet zu werden, genug Spiegel, um sich betrachten zu können, genug Menschen, um sich heiß zu drängen, genug Zuckerwasser und Eis, um sich abzukühlen. Man begann mit Musik. Franz Liszt hatte sich ans Fortepiano drängen

*) Kritische Gesammtausgabe, Bd. VIII, S. 240 ff.
**) Ebendas. Bd. IV, S. 364 ff.
***) Dort wohnte die Fürstin.

lassen, strich seine Haare aufwärts über die geniale Stirn und lieferte eine seiner brillantesten Schlachten. Die Tasten schienen zu bluten. Wenn ich nicht irre, spielte er eine Passage aus den Palingenesien von Ballanche, dessen Ideen er in Musik übersetzte, was sehr nützlich für diejenigen, welche die Werke dieses berühmten Schriftstellers nicht im Originale lesen können. Nachher spielte er den Gang nach der Hinrichtung, la marche au supplice, von Berlioz, das treffliche Stück, welches dieser junge Musiker, wenn ich nicht irre, am Morgen seines Hochzeitstages componirt hat. Im ganzen Saale erblassende Gesichter, wogende Busen, leises Athmen während der Pausen, endlich tobender Beifall. Die Weiber sind immer wie berauscht, wenn Liszt ihnen etwas vorgespielt hat."

Eine interessante Aeußerung Heines über die Fürstin berichtet uns Fanny Lewald in ihren Erinnerungen an Heine (Westermanns Monatsschrift 1887), gelegentlich ihres Besuches bei dem Dichter 1848; er sagte zu ihr: „Sie haben doch das Herz einer Frau! Das überrascht mich! Ich habe das nur an einer Frau erlebt: an der Fürstin Belgiojoso, und ich glaubte, sie wäre die einzige."

Alle Verehrung für die Fürstin hielt übrigens den Dichter nicht davon ab, gleichzeitig auch für Andere zu schwärmen. So schmachtete er zur selben Zeit in den Banden einer schönen Circe, die damals — im Gegensatz zu der Fürstin — nur ein bescheidenes Ladenmädchen war, später aber seine Gattin wurde. Wie gewaltig er glühte, kann man aus einem Schreiben Heines vom 11. April 1835 an August Lewald ersehen. „Seit October," schreibt der Poet, „hat nichts für mich

die geringste Wichtigkeit, was nicht unmittelbare Beziehung zu dieser Angelegenheit hat. Die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied Salomonis gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte." Einige Monate später ist er freilich froh, weil er die Ketten gesprengt zu haben glaubt. „Jetzt," schreibt er, „Dank meiner unverwüstlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin*) in der Nähe von St. Germain im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten. Ich glaube, mein Geist ist von allen Schlacken jetzt gereinigt, meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich, von allem Unklaren und Unedlen, von allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu." ... Die guten Vorsätze hielten leider nicht lange an. Schon kurze Zeit darauf schreibt er an Laube, daß er sich auf dem Schloß des schönsten und edelsten und geistvollsten Weibes befunden habe, aber nicht verliebt in sie sei — „Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichteste zu lieben ... Begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?"

*) Die Fürstin Belgiojoso.

Auch in späteren Lebensjahren bewahrte Heine der Fürstin seine Freundschaft. Als die österreichische Regierung 1848 die Güter der Fürstin in der Lombardei confiscirt hatte, forderte Heine den Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) dringend auf, in Wien zu Gunsten der italienischen Patriotin zu interveniren. Auch Mignet veranlaßte er zur Intervention. Aber vergeblich! Erst 1856 erhielt die Fürstin ihre Güter wieder.

Christiane, Fürstin von Belgiojoso starb im Jahre 1871, in Mailand, ihrem Freunde bis an ihr Lebensende ein treues Gedenken bewahrend. Heine hatte ihr einmal im Scherz versprochen, nach dem Tode bei ihr zu erscheinen, wenn „die Atome sich dann noch zu manifestiren vermöchten". Auf die Erfüllung dieser Zusage wartete sie vergeblich.

* * *

Zu den hocharistokratischen Freundinnen Heines in Paris gehörte auch die Gräfin von Kalergis, die Tochter des Grafen von Nesselrode, welcher unter der Regierung des Czaren Nikolaus Kanzler des russischen Reiches war. Von ihr erzählt Henri Julia in seinen Erinnerungen an Heinrich Heine, daß sie eine große, schlanke und bleiche Frau mit vornehmem Wesen gewesen sei, das ihr einen unendlichen Reiz verliehen habe ... „Sie hatte die matte Farbe einer fast überirdischen Zartheit, und ihre Augen erglänzten, wie schöne, klare Polarsterne, geheimnißvoll und träumerisch." Sie weilte oft am Lager des Kranken und zwischen der Denkungsart und den Gefühlen beider soll

eine große Uebereinstimmung geherrscht haben. Frau von Kalergis brachte ihm Bücher und nahm solche mit, und so entstand ein geistiges Bündniß zwischen einer Dame der großen Welt und einem Dichter. Dieser besang sie und die Heldin des „weißen Elephanten" war Niemand anderes, als die schöne, blonde, russische Gräfin, welcher Heine auf diese Weise ein Denkmal aus den Perlen seiner Dichtung errichtet hat. Theophil Gautier besang ebenfalls die herrliche Nordländerin, und der Graf Molé, welcher unter Louis Philipp Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Rathes war, hegte die gleiche Bewunderung für die Tochter seines Collegen wie der Dichter des „weißen Elephanten".

An diese schöne Frau, die übrigens Hofdame der Kaiserin der Franzosen war, ist — wie gesagt — jenes prächtige Poem gerichtet, dem wir hier nur einige Strophen entnehmen möchten. Nachdem der Dichter den Reichthum, die Pracht und die Glückseligkeit Mahawasants, des Königs von Siam, der das halbe Indierland beherrsche, geschildert, heißt es weiter:

Das Kostbarste aber von allen Schätzen
Des Königs, sein Glück, sein Seelenergötzen,
Die Lust und der Stolz von Mahawasant,
Das ist sein weißer Elefant.

Als Wohnung für diesen erhabenen Gast
Ließ bauen der König den schönsten Palast;
Es wird das Dach, mit Goldblech beschlagen,
Von lotosknäufigen Säulen getragen.

Am Thore stehen dreihundert Trabanten
Als Ehrenwache des Elefanten,
Und kniend, mit gekrümmtem Rucken,
Bedienen ihn hundert schwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüssel
Die leckersten Bissen für seinen Rüssel;
Er schlürft aus silbernen Eimern den Wein,
Gewürzt mit den süßesten Spezerein.

Man salbt ihn mit Ambra und Rosenessenzen,
Man schmückt sein Haupt mit Blumenkränzen;
Als Fußdecke dienen dem edlen Thier
Die kostbarsten Shawls aus Kaschemir.

Das glücklichste Leben ist ihm beschieden,
Doch Niemand auf Erden ist zufrieden.
Das edle Thier, man weiß nicht wie,
Versinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus
Steht traurig mitten im Ueberfluß:
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,
Jedoch die klügsten Versuche scheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen
Die Bajaderen; vergebens erklingen
Die Zinken und Pauken der Musikanten,
Doch nichts erlustigt den Elefanten.

Da täglich sich der Zustand verschlimmert,
Wird Mahawasantes Herz bekümmert;
Er läßt vor seines Thrones Stufen
Den klügsten Astrologen rufen.

„Sternguker, ich laß' dir das Haupt abschlagen,"
Herrscht er ihn an, „kannst du mir nicht sagen,
Was meinem Elefanten fehle,
Warum so verdüstert seine Seele?"

Doch jener wirft sich dreimal zur Erde
Und endlich spricht er mit ernster Geberde:
„O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,
Du kannst dann handeln nach Gutbefinden.

Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elefant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

Mit ihr verglichen erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimha, die Riesin, im Ramajana,*)
Und an der Epheser große Diana.

Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmuthig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel,
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

---

*) Râmâyana heißt das indische Nationalepos aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert, das die Geschichte Ramas behandelt.

Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier*) ist dessen nicht kapabel —
O, diese Weiße ist implakabel!

Des Himalaya Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh;
Die Lilje, die ihre Hand erfaßt,
Vergilbt durch Eifersucht oder Contrast.

Gräfin Bianca ist der Name
Von dieser großen weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und diese liebt der Elefant.

Durch wunderbare Wahlverwandtschaft,
Im Traume machte er ihre Bekanntschaft,
Und träumend in sein Herze stahl
Sich dieses hohe Ideal.

Sehnsucht verzehrt ihn seit jener Stund',
Und er, der vormals so froh und gesund,
Er ist ein vierfüßiger Mensch geworden,
Und träumt von einer Lotte im Norden.

Geheimnißvolle Sympathie!
Er sah sie nie und denkt an sie,
Er trampelt oft im Mondschein umher
Und seufzet: „Wenn ich ein Vöglein wär!"

In Siam ist nur der Leib, die Gedanken
Sind bei Bianca, im Lande der Franken;
Doch diese Trennung von Leib und Seele
Schwächt sehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

---

*) Der soeben erwähnte französische Dichter Theophil Gautier.

Die leckersten Braten widern ihn an,
Er liebt nur Dampfnudeln und Ossian;
Er hüstelt schon, er magert ab,
Die Sehnsucht schaufelt sein frühes Grab.

Willst du ihn retten, erhalten sein Leben,
Der Säugethierwelt ihn wiedergeben,
O König, so schicke den hohen Kranken
Direct nach Paris, der Hauptstadt der Franken.

Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit
Der Anblick der schönen Frau erfreut,
Die seiner Träume Urbild gewesen,
Dann wird er von seinem Trübsinn genesen.

Wo seiner Schönen Augen strahlen,
Da schwinden seiner Seele Qualen;
Ihr Lächeln verscheucht die letzten Schatten,
Die hier sich eingenistet hatten;

Und ihre Stimme, wie'n Zauberlied,
Löst sie den Zwiespalt in seinem Gemüth;
Früh hebt er wieder die Lappen der Ohren,
Er fühlt sich verjüngt, wie neugeboren.

Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süß
Am Seinestrand in der Stadt Paris!
Wie wird sich dorten civilisiren
Dein Elefant und amüsieren!

Vor allem aber, o König, lasse
Ihm reichlich füllen die Reisekasse,
Und gieb ihm einen Creditbrief mit
Auf Rothschild Frères in der Rue Laffitte.

Ja, einen Creditbrief von einer Million
Dukaten etwa; — der Herr Baron
Von Rothschild sagt von ihm alsdann:
„Der Elefant ist ein braver Mann!“

So sprach der Astrolog und wieder
Warf er sich dreimal zur Erde nieder.
Der König entließ ihn mit reichen Geschenken
Und streckte sich aus, um nachzudenken.

Er dachte hin, er dachte her;
Das Denken wird den Königen schwer.
Sein Affe sich bei ihm niedersetzt
Und Beide schlafen ein zuletzt.

Was er beschlossen, das kann ich erzählen
Erst später; die indischen Mall-Posten fehlen.
Die letzte, welche uns zugekommen,
Die hat den Weg über Suez genommen.

In welch' glücklicher Stimmung, welch' heiterer Laune muß der Dichter gewesen sein, als er dieses unvergleichliche Gedicht verfaßt hat!

Der sarkastische Witz Heines verschonte übrigens zuweilen auch diese von ihm so vergötterte Freundin nicht. — Ein drolliges Wort weiß in dieser Beziehung Alfred Meißner*) von ihm zu berichten.

Als Heine wieder einmal von einer Frau, einer Deutschen, die er von früher kannte, in Montmorency aufgesucht wurde, fragte er sie:

---

*) „Heinrich Heine“, Erinnerungen von Alfred Meißner, Hamburg 1856, S. 45.

„Was wollen Sie zuerst besuchen?"

„Es ist noch nichts bestimmt," erwiederte die Dame, „aber Madame K .....*) wollte mich gegen zwölf Uhr mit ihrer Equipage abholen."

„Madame K .....?" rief Heine, „O, liebe Freundin, lassen Sie sich warnen, zeigen Sie sich nicht in der Equipage dieser Dame, wahrlich, das hieße Spießruthen laufen."

„Ich erinnere mich eben," gab die Angeredete betroffen zur Antwort, „Madame K ..... schlug vor, wir sollten uns das Pantheon ansehen."

„Das Pantheon!" rief Heine. „Ach, was will Frau K ..... im Pantheon? Frau K ..... ist selbst ein Pantheon, wo große Männer ruhten!"

* * *

Von seinen dichterischen Colleginnen stand ihm in Paris am nächsten die geniale George Sand. Sein ritterlicher Sinn den Damen gegenüber, der ihn allezeit ausgezeichnet hatte, verleugnete sich auch der großen Schriftstellerin gegenüber nicht. Er gehörte zu ihren wärmsten Verehrern. In seiner „Lutetia" widmete er ihr einen, am 30. April 1840 geschriebenen höchst interessanten Artikel,**) welcher die Bedeutung dieser merkwürdigen Frau in meisterhafter Weise schildert. Die kühne, keine Vorurtheile kennende, emanzipirte Dichterin mußte ihm ja außerordent-

*) Augenscheinlich die Gräfin Kalergis.

**) Zuerst veröffentlicht in der „Augsb. Allg. Z."

lich zusagen, da ihre gegenseitigen Anschauungen über die wichtigsten Fragen im Leben und in der Literatur sich deckten! Bei der Besprechung ihres Dramas „Cosima", welches im „Théâtre Français" aufgeführt wurde, sagt Heine u. A.: „. . . Wie männiglich bekannt, ist George Sand ein Pseudonym, der Nom de guerre einer schönen Amazone. Bei der Wahl dieses Namens leitete sie keineswegs die Erinnerung an den unglückseligen Sand, den Meuchelmörder Kotzebues, des einzigen Lustspieldichters der Deutschen. Die Heldin wählte jenen Namen, weil er die erste Silbe von Sandeau ist; so hieß nämlich ihr Liebhaber, ein achtungswerther Schriftsteller, aber dennoch mit seinem ganzen Namen nicht so berühmt, wie seine Geliebte mit der Hälfte desselben, die sie lachend mitnahm, als sie ihn verließ. Der wirkliche Name von George Sand ist Aurora Dudevant, wie ihr legitimer Gatte geheißen, der kein Mythos ist, wie man glauben sollte, sondern ein leiblicher Edelmann aus der Provinz Berry, und den ich selbst einmal das Vergnügen hatte, mit eigenen Augen zu sehen. Ich sah ihn sogar bei seiner damals schon de facto geschiedenen Gattin, in ihrer kleinen Wohnung am Quai Voltaire, und daß ich ihn eben dort sah, war an und für sich eine Merkwürdigkeit, ob welcher, wie Chamisso sagen würde, ich selbst mich für Geld sehen lassen könnte. Er trug ein nichtssagendes Philistergesicht und schien weder böse noch roh zu sein, doch begriff ich sehr leicht, daß diese feuchtkühle Tagtäglichkeit, dieser porzellanhafte Blick, diese monotonen, chinesischen Pagodenbewegungen für ein banales Weibzimmer sehr amüsant sein

konnten, jedoch einem tieferen Frauengemüthe auf die Länge sehr unheimlich werden und dasselbe endlich mit Schauder und Entsetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen mußten ... Sie war immer eine vortreffliche Mutter und ich habe oft stundenlang dem französischen Sprachunterricht beigewohnt, den sie ihren Kindern ertheilte, und es ist schade, daß die sämmliche Académie française diesen Lectionen nicht beiwohnte, da sie gewiß viel davon profitiren könnte.

George Sand, die große Schriftstellerin, ist zugleich eine schöne Frau. Sie ist eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der sich in ihren Werken ausspricht, ist ihr Gesicht eher schön als interessant zu nennen; das Interessanteste ist immer eine graziöse oder geistreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derselben ist jedoch nicht so schroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber wie ein schmerzlicher Schleier ausgegossen. Die Stirn ist nicht hoch, und gescheitelt fällt bis zur Schulter das köstliche, kastanienbraune Lockenhaar. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens sind sie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloschen und in ihre Werke übergegangen sein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen köstlichen Kerker erleuchtet, vielleicht aber auch manchen stillen Unschuldstempel verderblich entzündet haben. Der Autor von „Lelia" hat stille, sanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat eine ordinäre gerade Nase. Ihren Mund umspielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es ist

aber nicht sehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Auch ihre Schultern sind schön, ja prächtig. Ebenfalls die Arme und die Hände, die sehr klein, wie ihre Füße. Die Reize des Busens mögen andere Zeitgenossen beschreiben, ich gestehe meine Incompetenz. Ihr übriger Körperbau scheint etwas zu dick, wenigstens zu kurz zu sein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idealität, erinnert an die Ueberbleibsel der griechischen Kunst, und in dieser Beziehung konnte immerhin einer unserer Freunde die Frau mit der Marmorstatue der Venus von Milo vergleichen, die in den unteren Sälen des Louvres aufgestellt. Ja, George Sand ist schön wie die Venus von Milo, sie übertrifft diese sogar durch manche Eigenschaften, sie ist z. B. sehr viel jünger ..... Wir erleichtern uns die Beurtheilung der Werke George Sands, indem wir sagen, daß sie den bestimmtesten Gegensatz zu denen Victor Hugos bilden. Jener Autor hat Alles, was dieser fehlt: George Sand hat Weichheit, Natur, Geschmack, Schönheit und Begeisterung, und alle diese Eigenschaften verbindet strengste Harmonie. George Sands Genius hat die wohlbegründet schönsten Hüften, und Alles, was sie fühlt und denkt, haucht Tiefsinn und Anmuth. Ihr Stil ist eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darstellungen betrifft, ihre Sujets, die nicht selten schlechte Sujets genannt werden dürften, so enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, und ich überlasse dieses Thema ihren Feinden."

Auch für den sittlichen Werth George Sands legt Heine eine Lanze ein, indem er es als eine miserable Ver-

leumdung bezeichnet, daß in Prag ein Mann, „einer der miserabelsten Liedercompositeurs vom mundfaulsten Dialekte, ein namenloses, kriechendes Insekt, sich rühmt, mit George Sand in intimem Umgang gestanden zu haben“.

Gegen diesen „miserablen Liedercompositeur“ (J. D......r) schrieb er aus diesem Anlaß eines seiner boshaftesten Spottgedichte, betitelt: „Der Wanzerich.“*) Eine der wenigst saftigen Stellen dieses Pasquills mag hier mitgetheilt werden. Sie lautet:

Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heilge Allianz;
Zumal die musikalischen Wanzen,
Die Componisten der schlechten Romanzen
(Welche, wie Schlesingers Uhr, nicht gehn.)
Allüberall im Brumbaß stehn.
Da ist der Mozart der Krätze in Wien,
Die Seele ästhetischer Pfänderleiher,
Der intriguirt mit dem Lorbeer-Meyer,
Dem großen Maestro in Berlin.
Da werden Artikelchen ausgeheckt,
Die eine Blattlaus, ein Motten-Insekt,
Für baares Geld in die Presse schmuggelt —
Das lügt und kriecht und katzenbuckelt,
Und hat dabei die Melancholik.
Das Publikum glaubt oft der Lüge,
Aus Mitleid, es sind so leidend die Züge
Der Heuchler und ihr Dulderblick —
Was willst du thun in solchen Nöthen?
Du mußt die Verläumdung ruhig ertragen,
Du darfst nicht reden, du darfst nicht klagen:
Willst du das schnöde Geschmeiß zertreten,

*) Aus dem Nachlaß.

Verstänkert es dir die Luft, die süße,
Und schmutzig würden deine Füße.
Das Beste ist schweigen — ein andermal
Erklär' ich euch der Fabel Moral.

Leider scheint der Briefwechsel zwischen Heine und George Sand verloren gegangen zu sein — ein schmerzhafter Verlust für die Literatur, da in der Correspondenz zweier so genialer Menschen gewiß eine Fülle der interessantesten Bemerkungen enthalten war.

In dem interessanten Buche: „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen" von Gustav Karpeles*) — dem verdienstvollen und besten Heinekenner der Gegenwart — finde ich eine anziehende Schilderung des Besuchs, den einst Heine in Gesellschaft Heinrich Laube's bei George Sand gemacht hat. Mögen hier einige Auszüge zur Kennzeichnung der Beziehungen Heines zu dieser seiner Freundin wiedergegeben werden:

In einem eigenthümlich geschnittenen grauen Morgenmantel, den Kopf unbedeckt, das schwarze, volle Haar griechisch gescheitelt und in einen tief hinabgehenden Knoten geschlungen — also eigentlich ganz modern! —, so erschien George Sand vor den beiden deutschen Dichtern. Inzwischen bereitete ihr Chopin die Chokolade am Kamin und sie trank sie, indem sie Heine mit ‚heiterer Herzlichkeit' begrüßte. Er schien ihr sehr werth zu sein, erzählt Laube. ‚Sie fuhr ihm mit der Hand über das Haar und

*) Berlin, 1888, S. 178 ff.

schalt ihn äußerst unmuthig, daß er sie so lange nicht aufgesucht habe.' Von Schriftstellerei war zunächst nicht die Rede, wie denn überhaupt in französischen Literaturkreisen derartige Themata nur sehr selten erörtert werden. Höchstens literarische Anecdoten oder Honorarfragen werden in solchen Gesellschaften geduldet, sobald keiner der Anwesenden dadurch verletzt werden kann. Da aber Heine das große Wort führte, dessen humoristisches Steckenpferd nun einmal die Literatur war und blieb, so fehlte es nicht an Scherzen, ironischen Bemerkungen und Malicen über bekannte Persönlichkeiten der französischen Gesellschaft. Mit mildem Ernst und mit seltener Klarheit antwortete George Sand auf alle Bemerkungen des deutschen Dichters. Dann nahm sie aus einem Etui Papiercigarretten und bot solche der Reihe nach an. Keiner von den Herren — die Gesellschaft hatte sich inzwischen vergrößert — rauchte. Auch Heine nicht. Endlich wandte sie sich an Laube: ‚Ach, Sie kommen aus Deutschland, Sie rauchen mit mir eine Cigarre?'"

Sehr drollig ist ein Rededuell, welches Laube beschreibt. Dasselbe fand zwischen Heine und dem berühmten Abbé Lammenais, der kurz vorher in seinen „Paroles d'un croyant" die Revolution im erhabensten Bibelstil verherrlicht hatte, statt. Es handelte sich dabei um religiöse Fragen und es machte dem Satiriker Heine Spaß, Lammenais aufzuziehen. So geschickt auch George Sand, als die sorgsame Wirthin, einzulenken, zu vermitteln suchte, so oft sie auch Heine über den Kopf und die Haare fuhr, so liebenswürdig sie ihn „Wildfang" titulirte — es half

Alles nichts. Je mehr Heine seine Position behauptete, desto mehr zog sich Lammenais zurück, der schließlich durchaus den Kürzeren zog.

* * *

Wie die frommen Muhammedaner nach Mecca, zum Grabe des Propheten, so wallfahrteten auch barmherzige Frauen zur Matratzengruft Heines, und zwar nicht allein Französinnen, sondern auch deutsche Damen. Zwei derselben — die Baroninnen Hohenhausen, Mutter und Tochter — haben wir schon genannt; es erübrigt uns noch, einige derselben, welche dem armen Lazarus nahe traten und sein besonderes Interesse erweckten, hier namhaft zu machen.

Da war vor Allem die noch lebende Schwester Ferdinand Lassalles, damals Frau von Friedland, die wiederholt mit ihrem Mann — den Heine „Calmonins" schimpfte und der Jahre lang die Finanzgeschäfte des Dichters besorgte — Heine aufsuchte. Von dieser lebhaften und hübschen Frau erzählt Alfred Meißner u. A. Folgendes: Sie kannte Heine noch aus seinen gesunden Tagen. Das Wiedersehen und die Erinnerung an die schöne Zeit verjüngten den Kranken. Man sprach von der Vergangenheit, und Frau von Friedland warf Heine den Flattersinn vor, mit welchem er damals von einer weiblichen Erscheinung zur andern sich zu wenden pflegte.

---

*) Heinrich Heine, Erinnerungen von Alfred Meißner, Hamburg, 1856, S. 41ff.

„Que voulez vous?“ erwiederte der Dichter — und dieser Ausspruch erscheint mir charakteristisch für die Anschauungen Heinrich Heines über die Frauen —, „das Ideal kömmt beinahe gar nicht vor. Große Schönheit und seltene Tugend sind fast niemals beisammen, es bleibt nichts übrig, als holde Weiblichkeit stückweise zusammenzulesen. Endlich hat man ein vortreffliches Herz gefunden, auch das Aeußere ist herrlich gelungen, aber die Farbe des Haares stimmt nicht zu unserem Schönheitsbegriff. Hier ist eine Stirne, welche uns entzückt; hier ein Wuchs, dort eine Nase, hier ein niedlicher Fuß, dort ein schwärmerisches, meertiefes Auge. Diese lächelt holdselig, aber sie tanzt abscheulich, jene manövrirt entzückend mit Lorgnette und Fächer, aber es steckt nichts als laue Gaukelei dahinter. Es ist wie mit den Caféhäusern: hier giebt es alle möglichen Zeitungen und Revuen, aber schlechtes Getränk, dort gutes Getränk, aber harte Sophas. Wo endlich die Sophas vortrefflich sind, giebs nichts, was lesbar oder trinkbar ist. Man muß umherwandern und kann nirgends ein Stammgast werden. So hat auch manche Schöne, die uns ein halbes Jahr lang fesselt, eine schwarze, verrätherische Seele, aber der Schnitt ihres Ohres ist von einer Vollendung, wie man sie noch nirgends getroffen.“

Frau von Friedland lächelte und schlug dem Dichter mit dem Sonnenschirm über die Hand, denn er hatte mit dieser letzten Anspielung sie selbst gemeint. Man ging zum Diner, welches ziemlich lange dauerte und recht geräuschvoll war.

„Wer führt Sie umher? Wer zeigt Ihnen Paris?“ fragte Heine, zu seiner Nachbarin gewendet.

„Der gute P ....,“ antwortete die Dame und nannte den Namen eines ziemlich bekannten Musikers.

„O, das ist Recht!“ rief Heine, „das kommt uns Allen zu statten, es wird ihn wenigstens einige Tage lang vom Componiren abhalten. Als der Gute neulich eine Symphonie in der Salle Valentino aufführen ließ, hatte sich eine Schaar von Verschwörern eingefunden, welche diese musikalische Arbeit einmal ganz besonders auspfeifen wollte. Dieser Rachesturm sollte nach fester Verabredung am Schlusse des Finales losbrechen. Aber die Verschwörer hatten ihren Plan entworfen, ohne den eigenthümlichen Geist des Maestro in die Rechnung gezogen zu haben. Als die einzelnen Sätze sich immer unerträglicher in die Länge zogen, schlich Einer nach dem Anderen leise und heimlich aus dem Saal und zählte auf die Zurückbleibenden. Aber — da die Verschwörer eben die Kenner waren — blieb keiner darin, und so kam es, daß der Treffliche noch zuletzt gar von den Mitgliedern seiner Clique applaudirt wurde.“

* * *

Im Jahre 1848 besuchte auch Fanny Lewald mit ihrem Gatten Adolf Stahr und Therese von Bacharacht den kranken Dichter. Stahr hat über diesen Besuch in seinen beiden 1850 und 1855 erschienenen Büchern „Zwei Monate in Paris“ und „Nach fünf Jahren“ berichtet. Neuerdings hat auch Fanny Lewald in Westermanns Monatsheften — 1887 — ihre Er-

innerungen an Heine mitgetheilt und folgen wir hier ihre Aufzeichnungen. Gewiß wird es Viele interessiren, zu erfahren, was diese deutsche, gleichfalls dem jüdischen Stamme angehörende Schriftstellerin über ihn äußert. Sie erzählt u. A., daß in ihrem Vaterhause in Königsberg in Ostpreußen die „Reisebriefe“ Heines zu den Büchern mit sieben Siegeln gehörten. Ihre Eltern waren von dem sittlichen Idealismus eines Körner, Arndt, Eichendorff, Schenkendorf so sehr erfüllt, daß sie sich von der Heineschen Leichtfertigkeit abgestoßen fühlten. Aber allmälig übte der Zauber der Sprache in Heines Liedern und das musikalisch Schöne derselben auf Fanny Lewald eine bannende Wirkung aus und sie wurde eine seiner wärmsten Bewunderinnen. Doch lassen wir Fanny Lewald selbst das Wort:

„Heine lebte in einer Art von Heilanstalt in der Rue de l'Oursine ... Wir hatten zuerst daran gedacht, ihm zu schreiben; ich hatte, da ich es thun sollte, widerrathen. Was man in einem solchen Anmeldungsbriefe sagt, ist eigentlich immer ein thörichtes Gemisch von Schmeichelei uud erlogener Bescheidenheit. Wir machten uns also ohne Weiteres am Vormittag des 17. März auf den Weg nach Heines Wohnung. Unten im Hofe wies der Concierge uns nach dem zweiten Stockwerk, Nr. 23. Wir stiegen hinauf. Ein junges Dienstmädchen öffnete gerade die Thür, wir gaben die Karten ab, mit der Weisung, Frau Heine zu fragen, ob der Herr uns empfangen wolle, und ein: „entrez! entrez!“ scholl uns freundlich entgegen.

Es war ein trauriger Anblick, der sich uns bot. In

einem Schlafzimmer mit blauem Polsterlager und großem, breitem Himmelbette stand, sich auf einen Tisch stützend und ihn haltend, eine gebeugte, gelähmte Gestalt, die uns mit den Worten anrief: „Mein Gott! wie haben Sie mich aufgefunden in dieser Zeit! Und Sie kommen zu mir und ich sehe so entsetzlich aus! Seit drei Tagen habe ich meinen Bart nicht können machen lassen, weil meine Nerven gar keine Berührung ertragen."

„So schicken Sie uns fort, wenn Sie leiden!" sagten wir.

„Nein, nein, bleiben Sie! es freut mich, es erheitert mich, es wird mich gesund machen!"

„Ich habe Ihnen nicht schreiben mögen," erklärte ich, „um Ihnen die Mühe einer Antwort zu ersparen, und habe es darauf ankommen lassen, ob Sie uns annehmen wollten oder nicht!"

„Das ist gut, das ist landsmännisch gehandelt!" rief er.

Sein Arzt, ein Deutsch sprechender Ungar, der sich gerade bei ihm befand, meinte: „Sie wollen ihm die Mühe eines Billets ersparen und er hat gestern und heute Stunden hindurch für die Augsburger Zeitung geschrieben."

„Ach!" rief er, „ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht! Denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat! Aller Stil wird aufhören, alle Grammatik, alle gute Sitte! Ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist nicht wahr, und die Censur dauert fort!"

Er lachte hell und heiter, hielt sich aber dabei das Gesicht, dessen Muskeln immer zuckten, als ob das Lachen ihn schmerze.

Er muß hübsch gewesen sein. Die Gesichtsbildung ist edel und fein, von dem jüdischen Nationaltypus kaum eine Spur, auch nicht in den Zügen und im Minenspiel. Besonders der Mund muß anmuthig gewesen sein. Das hellbraune, reich und weiche Haar hängt glatt und schlicht herab, ein wenig zur Seite gescheitelt, auch der Kinnbart ist voll und weich, jedoch schon leicht mit Grau gemischt. Die Bewegung der krankhaft weißen und mageren Hände ist edel; aber sein Verfall ist arg! Das linke Auge ist ganz geschlossen, das rechte halb zugefallen, so daß er mit der Hand von Zeit zu Zeit das Augenlid erhebt und die andere Hand dann vorhält, wenn er etwas genauer sehen will. Die Füße scheinen ihn nicht mehr mit Sicherheit zu tragen. Auch klagte er sehr über seinen Rücken. — Die Frau, eine mittelgroße, starke Französin, von der Art, wie man sie hier in allen Magazinen als Dame du comptoir findet, sagte auf seine Klagen tröstend: „Mais tu vas mieux, mon ami! Depuis que ne sommes ici!“

Der Doktor bekräftigte das und meinte, das fortschreitende Frühjahr werde noch weitere Besserung bringen.

„Das wäre der Frühling Ihnen, der ihn so schön besungen hat, auch durchaus schuldig,“ scherzte ich.

„Ach,“ entgegnete Heine, „ich habe das Meer auch schön besungen und bin immer seekrank gewesen. Und die Frauen erst! Quel mal elles m'ont fait!“ Er lachte wieder. — Die Unterhaltung wurde der Frau wegen ab-

wechselnd deutsch und französisch geführt... Seine Heiterkeit und sein Scherzen hatten bei seinem Körperzustande für mich etwas so Trauriges, daß ich tausendmal lieber meine Geliebtesten todt wissen möchte, als in solchem Elend. Die Anmuth seines Mundes und seiner Redeweise waren noch sehr groß. Ich hätte ihm so gern etwas zu lieb gethan, ihm eine Freude gemacht — denn wie viel Freude habe ich an so vielen seiner Gedichte und auch an vielem Anderen in seinen Schriften gehabt!"

Fanny Lewald erzählt weiter, wie Heine sie einige Tage darauf besucht habe. Sein Diener führte ihn und man mußte ihm die Hand geben, während dieser ihm den Ueberrock abnahm. Während des Gesprächs klagte er, daß selbst seine Lippen gelähmt seien, daß er weder sprechen noch küssen könne.

Darauf meinte Therese von Bacharacht, welche mit Fanny Lewald zusammen nach Paris gekommen war und wie schon erwähnt, mit ihr den Dichter besucht hatte:

„Etre puni par où l'on a péché!"

„Und ich küsse Sie trotzdem," entgegnete er, und küßte Fanny Lewald, die neben seinem Stuhle stand, indem er sich mühsam erhob.

Als Therese von Bacharacht bei seinem Weggange ihm den Ueberrock anzog, sah er sie lange an und rief: „Gott, was haben Sie für ein schönes Profil! Was sind Sie schön für eine Schriftstellerin!"

Wiederholt besuchte Fanny Lewald den Dichter in Paris. Einst erzählte sie ihm, wie sie in ihrer frühen

Jugend an seine Gedichte herangekommen sei, wie sie die Farbe und der Zauber seiner Sprache entzückt habe und wie sie dann oft erschreckt worden sei, wenn er Gedichte, die sie für den Ausdruck tiefster Empfindung gehalten, mit einem Spott geschlossen hätte. Sie könne es nie vergessen, welchen Eindruck ihr z. B. die Schlußworte gemacht:

Und sinken vor Dir aufs Knie
Und sterbend Dir bekennen:
Madame! ich liebe Sie!

„Das waren keine Grillen und Launen," versicherte Heine, „ich habe alle solche grelle Dissonanzen mit entschiedenem oppositionellen Bewußtsein gegen die weichliche Gefühlsseligkeit der Schwaben und Consorten gemacht!"

Einst sagte er zu Adolf Stahr und Fanny Lewald, indem er der letzteren die feine, fast zur Durchsichtigkeit abgemagerte Hand reichte: „Es thut mir wohl, Sie bei mir zu haben und zu sehen!" Er zog bei diesen Worten mit dem Zeigefinger das Lid des rechten Auges, das allein noch Sehkraft hatte, etwas in die Höhe und sah Fanny Lewald mit einem unaussprechlich rührenden Blicke an; dann fuhr er fort: „Ich habe vom ersten Augenblicke zu Ihnen und zu Fanny Lewald ein solches Vertrauen gehabt, ich habe in diesem Vertrauen zu Ihnen gesprochen, wie zu mir selbst; Sie werden das Beide nicht mißbrauchen. Ich bin ja schon so unglücklich!" *)

*) Nichtsdestoweniger ließ Heine auch an ihnen seinen ätzenden Witz aus. In einem Briefe an Alfred Meißner vom 1. Nov. 1850 schreibt er über irgend ein literarisches Unternehmen: „Vergeblich be-

Zum Schlusse mag hier noch ein Brief mitgetheilt werden, den Heine an Adolf Stahr gerichtet hat. Er lautet:

„Ich bin nicht nachlässig, liebster Freund, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher besorgen.

Die Allemagne, die Lutète und die Poêmes und Légendes bitte ich Sie als ein hommages respectueux de l'auteur zu empfangen, und sie mögen in Ihrer Bibliothek als Curiosität prangen.

Die zerrissenen ersten Theile des Salons, sowie auch die Revue des deux Mondes bitte ich jedoch, sobald Sie dieselben nicht mehr bedürfen, mir zurückzusenden.

Ich habe dem Herrn Taillandier Ihre Adresse gegeben, der unserer hochgeehrten und liebenswürdigen Freundin seine Aufwartung machen wollte. Ich schmachte nach ihrem Kommen um so mehr, als ich nichts zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze. Katzen sollen leider ein sehr zähes Leben haben.

Paris, 7. Oct. 1855.

Ihr Freund Heinrich Heine."

* * *

---

frug ich darüber auch Stahr, welcher mit Mademoiselle Lewald nochmals zu mir kam; beide scheinen wieder abgereist zu sein, denn Roß und Reiter sah ich niemals wieder."

Wie Fanny Lewald, so hat auch Lady Duff-Gordon, die oben erwähnte Freundin Heines, ihre Erinnerungen an ihn in Lord Hougthons: „Monographs“ im Jahre 1857 veröffentlicht. Wie man weiß, unternahm 1854 die Lady eine Reise nach Paris und verkehrte dort wieder viel mit dem schon todtkranken „Lazarus“.

Man wird die nachstehenden Aufzeichnungen der inzwischen zu Kairo verstorbenen Lady mit vielem Interesse lesen. Dieselben lauten wie folgt:*)

Ich habe Heine vor zwanzig Jahren kennen gelernt — so beginnt Lady Duff-Gordon ihre Relation an Lord Hougthon, der sie um ihre Erinnerungen an Heine dringend gebeten hatte, — als Kind von zwölf Jahren und zwar in Boulogne, wo ich an der Table d'hôte neben ihm saß. Er war stark und klein, ziemlich kurzsichtig und hatte einen sinnlichen Zug um den Mund. Da er mich mit meiner Mutter deutsch reden hörte, fing er alsbald ein Gespräch mit mir an, das mit der Bemerkung endete: „Wenn Sie nach England zurückkehren, werden Sie Ihren Freundinnen erzählen können, daß Sie Heinrich Heine kennen gelernt haben!“

„Und wer ist Heinrich Heine?“ fragte ich.

Er lachte herzlich und war über meine Unwissenheit nicht beleidigt. Später pflegten wir oft zusammen spazieren zu gehen oder am Hafendamm zu faullenzen. Er erzählte mir stets interessante Märchen von verzauberten Fischen,

*) Vergl. Heinrich Heine und seine Zeitgenossen, von Gustav Karpeles, S. 149 ff.

Seejungfern, Meergespenstern und andere Geschichten. Sie waren immer phantastisch gemischt, manchmal humoristisch und oft sehr pathetisch — besonders wenn die Wogen ihm Grüße brachten von der Nordsee. So sagte er mir eines Tages, daß das Gedicht: „Wenn ich an Deinem Hause“ 2c. eigentlich auf mich sich beziehe und auf meine braunen Augen. Heine blieb einen oder zwei Monate in Boulogne und ich sah ihn noch oft. Später erinnerte ich mich stets mit Vergnügen an den Dichter, der mir so schöne Geschichten erzählt, der so liebenswürdig gegen mich und so sarkastisch gegen Andere gewesen war.

Erst vor drei Jahren — 1854 —, als ich in Paris war und hörte, daß er sehr arm und sterbenskrank sei, sah ich Heine wieder. Ich sandte ihm zunächst meine Karte und schrieb ihm, daß das kleine Mädchen, dem er vor Jahren in Boulogne so schöne Märchen erzählt, ihn sehnlichst zu sprechen wünsche. Wenn er sich dessen noch erinnerte, möchte er mir eine passende Stunde für einen Besuch angeben. Heine schickte sofort nach mir, und als ich ihn besuchte, erinnerte er sich jedes, auch des geringfügigsten Umstandes aus jener Zeit — vor zwanzig Jahren — und jedes einzelnen Menschen, der damals in demselben Hotel gewohnt hatte. Eine englische Ballade war ihm besonders in Erinnerung geblieben, die ich damals gesungen hatte, und in der das tragische Ende einer Lady Alice und ihres ergebenen Liebhabers Giles Collins herzbeweglich geschildert wird, und die damit endet, daß Lady Alice aus Verzweiflung einen vollen Löffel Hafergrütze „mit Zucker und süßem Gewürz gemischt“ genommen, und daß nach ihrem

jähen Tode „der Pfarrer den Rest abgeleckt hat" („the parson licked up the rest"). Die Ballade hatte Heine immer amüsirt, und er frug mich sofort nach dem Pfarrer, der die Hafergrütze so rasch ausgeleckt.

Ich für mein Theil konnte nur schwer und wenig sprechen, so erschrocken war ich über das Aussehen des Dichters. Er lag auf einem Berg von Matratzen, sein Körper war so mager, daß er nicht stärker wie der eines kleinen Kindes schien. Die Augen waren meist geschlossen und das Gesicht so leidend, so abgezehrt, daß es aufs Haar dem Ecce Homo eines alten deutschen Malers glich. Seine Stimme klang sehr leise, und ich wunderte mich deshalb über die Lebhaftigkeit, mit der er trotzdem sprach. Man sah es klar: der Geist hatte hier den Körper überwunden.

Als ich eintrat, hob er die Augenlider mit den dünnen weißen Fingern empor und rief aus: „Gott! die kleine Lucie ist groß geworden und hat einen Mann; das ist eigen!" Dann frug er ernst, ob ich glücklich und zufrieden sei, und bat mich, ihm meinen Mann zuzuführen. Er hoffe, sagte er weiter, daß ich glücklich geworden, weil ich ein so lustiges kleines Kind gewesen sei. Ich antwortete ihm, daß ich schon lange nicht mehr so lustig sei, wie die kleine Lucie einst gewesen, daß ich aber glücklich und zufrieden in meiner Ehe geworden sei. Darauf sagte Heine: „Das ist schön! Es bekommt Einem gut, eine Frau zu sehen, die kein wundes Herz herum trägt, um es von allerlei Männern ausbessern zu lassen, wie die Weiber hier zu Lande, die es am Ende gar nicht merken, daß, was ihnen eigentlich fehlt, gerade das ist, daß sie gar keine Herzen haben."

Ich führte Heine bald darauf meinen Gatten zu, und wir verabschiedeten uns von ihm. Beim Fortgehen sagte er mir, er hoffe mich noch einmal zu sehen, so krank er auch sei, er werde doch noch nicht sterben!

Ende September desselben Jahres war ich wieder in Paris und suchte natürlich Heine auf. Er war ausgezogen und wohnte in derselben Straße wie ich, in den Champs Elysées. Ich ließ ihm durch einen Diener sagen, daß ich angekommen sei und ihn zu sehen wünschte. Bald darauf erhielt ich ein Briefchen, das sehr mühevoll mit Bleistift geschrieben war. (Wir haben dasselbe oben, S. 162ff., bereits mitgetheilt.)

Ich ging sofort zu ihm und kletterte mühselig die Treppen hinauf in ein kleines Zimmer, wo ich Heine auf demselben Matratzenberg liegend fand, wie vor Monaten. Sein Aussehen war noch mehr leidend. Er war abgezehrt wie ein Schatten. Aber das Gesicht hatte durch das Leiden einen ihm vordem fremden, schönen Zug erhalten. Heine war sehr freundlich zu mir und sagte: „Ich habe jetzt mit der ganzen Welt Frieden gemacht, und endlich auch mit dem lieben Gott, der schickt mir Dich nun als schönen Todesengel; gewiß sterb' ich bald.“ Ich erwiderte: „Armer Dichter, bleiben Ihnen doch immer noch so viele herrliche Illusionen, daß Sie eine reisende Engländerin für Azraël ansehen können? Das war sonst nicht der Fall, Sie konnten uns ja nicht leiden.“ Darauf Heine: „Ja mein Gott, ich weiß gar nicht, was ich gegen die Engländer hatte, daß ich immer so boshaft gegen sie war; es war aber wahrlich nur Muthwillen; eigentlich haßte ich sie nie, und ich habe

sie auch nicht gekannt. Ich war einmal in England, kannte aber Niemand und fand London recht häßlich, und die Leute auf der Straße kamen mir unausstehlich vor. Aber England hat sich schön gerächt; es schickte mir ganz vorzügliche Freunde — Dich und Milnes, den guten Milnes, und noch andere."

Ich sah Heine damals zwei- oder dreimal in der Woche während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in Paris und fand ihn stets sehr lebhaft in der Unterhaltung, mit einem innigen Interesse für jede Sache und mit seiner alten, unverhohlenen Eitelkeit; er konnte sehr vergnügt sein, wenn er irgend eine schlechte Uebersetzung seiner Werke zu Gesichte bekam, und war doch außerordentlich ängstlich, daß sie nur ja gut ins Englische übersetzt würden. Er schenkte mir das Verlags- und Uebersetzungsrecht für alle seine Schriften und erklärte wiederholt, daß er mir carte blanche gebe, Alles auszumerzen, was ich für nöthig halte, nach meinem Gutdünken und nach dem Geschmack des englischen Publikums. Er gab mir alle seine Werke und wurde schließlich so eifrig wie ein Kind, welches sich über irgend eine Sache freut, in der Aufforderung, daß ich mich sogleich ans Werk machen und ihm etwas englisch vorlesen solle. Besonders dringend wünschte Heine eine getreue Uebersetzung seiner Gedichte von mir, gegen meine wiederholt ausgesprochene Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer solchen Uebertragung.

Heine sprach auch sehr viel von Politik — meist in demselben Tone wie in seinen letzten Schriften, und mit einer unüberwindlichen Abneigung gegen jede Herrschaft

des Pöbels. Er erzählte mir darüber viele Geschichten von verschiedenen Völkern, die ich nicht wiederholen möchte. Oft sprach er den Wunsch aus, gesund zu werden, um mich in London besuchen zu können. Er wollte sich dann mit England versöhnen.

Im Allgemeinen habe ich nie einen Menschen so schrecklich leiden und seine Qualen mit einer so erhabenen, nicht affektirten Ruhe ertragen sehen, als Heine. Er beklagte sich wohl zuweilen über seine Leiden und war gerührt, Thränen in meinen Augen zu sehen, aber dann plötzlich bemühte er sich sofort wieder, mich über einen Scherz lachen zu machen, was ihm stets großes Vergnügen bereitete. Er zeigte nicht gerade Angst, er suchte aber auch nicht, sie zu verbergen oder die Rolle eines kalten Stoikers zu spielen. Ich habe ihn überhaupt damals viel weniger sarkastisch, dagegen viel herzlicher, angenehmer und wohlwollender als je gefunden. Nach einigen Wochen näheren Verkehrs bat er mich, ihm nicht zu sagen, wann ich fortreisen würde: weil er es nicht ertragen könnte, zu sagen „Lebe wohl auf ewig!" oder dies zu hören. Er wiederholte, daß ich, „als ein schöner, gütiger Todesengel" gekommen sei, um ihm die letzten Grüße der Jugend und der Heimath zu bringen und die „bösen französischen Gedanken" zu zerstreuen.

Wenn Heine mit mir deutsch sprach, sagte er „Du" und gebrauchte meist so familiäre Ausdrücke, wie sie in Deutschland Kindern gegenüber angewendet werden. Sprach er französisch, so war ich „Madame" und „Vous".

Es war mir klar, daß ich ihn an eine glückliche Zeit seines Lebens erinnerte, und daß es ihm Trost in seinen

Leiden gewährte, Deutsch sprechen zu können. Einmal sagte er: das, was er am meisten an mir liebe, sei, daß ich so herzlich lache, was die Französinnen nicht könnten. Ich vertheidigte „la vieille gaité française“, er aber sagte: „Qui, c'est vrai, cela existait autrefois, mais avouez, ma chère, que c'était une gaité un peu bête.“ Er hatte so wenig Empfindung für das, was ich am meisten am französischen Charakter geliebt habe, daß ich sehen konnte, er mußte nur in solchen französischen Kreisen sich bewegt haben, die keinen höheren Maßstab für die Werthung der Nation abgeben können. Im Gegensatze hierzu zitterten Thränen in seiner Stimme, so oft er von Deutschland — sei es auch nur im Scherze — sprach.

Auch über religiöse Dinge sprach Heine sehr oft. Er war sehr ungehalten über das Gerücht, das damals sich verbreitete, er sei zur katholischen Kirche übergetreten. Was er über seinen eigenen Glauben gesagt, das, meine ich, würde in England nicht verstanden werden. Auch möchte ich nicht die Gefühle eines Sterbenden verrathen.

Der Eindruck, den Heine auf mich machte, war ein so tiefer und schmerzlicher, daß ich mich nur schwer der Thränen beim Scheiden enthalten konnte, um den Leidenden nicht aufzuregen. Die letzten Tage, die ich ihn gesehen, werden mir unvergeßlich bleiben, wie das bleiche, traurige Gesicht und die Gemüthstiefe des armen Heine.

* * *

Zum Schluß noch eine Anecdote:

Die zahlreichen Damenbesuche, deren Heine sich erfreute, veranlaßten ihn einst zu nachstehendem Witzwort:

Als Moritz Hartmann, der bekanntlich ein Liebling der Frauen war, einen Freund bei Heine einführte, sagte dieser: „Ich habe schon heute Damenbesuch gehabt, lieber Hartmann!“

„Wer hat Sie denn wieder belästigt?“ fragte Hartmann theilnehmend.

„Die einzige Dame, die Sie bis jetzt noch nicht besucht hat, mein Guter,“ replicirte Heine.

„Und die wäre?“

„Die Muse, lieber Hartmann!“

Heinrich Heine und einige Primadonnen seiner Zeit.

(Caroline Stern. — Jenny Lind. — Sophie Löwe. — Signora Grisi. — Pauline Viardot-Garcia.)

Heine war kein Musiker von Fach, er hat wohl nie Klavier oder ein anderes Instrument gespielt, und die Violine hat er, wie man weiß, schon in der Jugend verschmäht, aber er hatte doch ein lebhaftes Interesse an der Musik, besonders aber an der Gesangskunst. Sängerinnen und große Sänger konnten ihn begeistern, er verherrlichte sie in Vers und Prosa. Wenn auch nicht nachgewiesen werden kann, daß seine Beziehungen zu den nachstehend genannten Primadonnen eine innige gewesen und sich zu einer auch nur annähernd so herzlichen gestaltet hätten, wie zu den vorstehend genannten Freundinnen, so sind doch die Urtheile des großen Lyrikers über namhafte Gesangskünstlerinnen von hohem Werthe und dürfen in einem Werke, welches Heinrich Heines Stellung zur Frauenwelt behandelt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Diese Bemerkungen Heines sind auch für den ästhetisch-kritischen Standpunkt desselben von hohem Interesse.

Die erste Gesangskünstlerin, welche das Interesse des jugendlichen Dichters in hohem Grade fesselte, war die im vorigen Jahre verstorbene Primadonna Caroline Stern, einst erste Sängerin am Düsseldorfer Stadttheater. Sie verkehrte im Hause der Eltern des Dichters freundschaftlich und diese entzückte die junge Meisterin. Als sie in einem Wohlthätigkeitsconcert eine mit großem Beifall aufgenommene Romanze vortrug, fertigte der damals erst 17-jährige Jüngling das nachstehende Gedicht*) an:

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich süß ins Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen —
Ich wußte nicht, wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen;
Mir war, als sei ich noch ein Kind,
Und säße still beim Lämpchenscheine
In Mutters frommem Kämmerleine,
Und läse Märchen, wunderfeine;
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,
Die Ritter steigen aus der Gruft;
Bei Ronzisval, da giebts ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

---

*) „Kritische Gesammtausgabe", Bd. I, S. 71 ff.

Durch den wird Roland schlimm gebettet,
Er schwimmt im Blut und athmet kaum;
Kaum mochte fern sein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Karls erreichen,
Da muß der Ritter schon erbleichen —
Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.

Das war ein laut verworrnes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände
Und riefen: „Bravo!“ ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief.

Nach den Mittheilungen Maximilian Heines*) hatte Caroline Stern, die damals zwanzig Jahre zählte, eine wundervolle Altstimme, sie war von äußerst schönem Wuchs und sehr angenehmen Manieren. Sie lebte in Düsseldorf mit ihrer Mutter sittsam zurückgezogen, obgleich sie von dem Publikum fast angebetet und viel aufgesucht wurde; nur in dem Hause Heine verkehrte sie und war dort ein immer willkommener Gast, da Frau Betty Heine, eine Beschützerin der Kunst und Wissenschaft, das junge Mädchen mit beinahe mütterlicher Liebe in ihre Obhut nahm. Sie überlegte mit ihr stets ihre Toilette, unterstützte sie reichlich in ihren Ausgaben, weshalb ihre Anzüge in den Opern wahrhaft Epoche machend waren.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Gedichtes berichtet Maximilian Heine, daß nach dem Concert im Hause seiner

*) „Erinnerungen“, S. 26 ff.

Eltern ein Souper stattfand, an dem auch Harry theilnahm.

„Das wird wieder für Sie, liebe Stern," sagte Frau Betty Heine, „in den nächsten Zeitungen ein Weihrauchdunst werden, der bis in den türkischen Himmel reicht. Schade, daß keinem der Herren eingefallen ist, Ihnen je ein Gedicht zu widmen. Das wäre doch einmal eine Abwechselung vor dem prosaischen Lobe."

Heinrich Heine hatte den ganzen Abend nur Blicke für die reizende Sängerin. Wer konnte ahnen an jenem Abend, was in der Brust des jungen Dichters vorging, von dem damals Niemand wußte, daß die Poesie schon sein ganzes Ich erfaßt hatte. Wie unendlich groß war die Ueberraschung seiner Mutter am anderen Tage, als ihr der Sohn, dessen sinnenden Blick bisher Niemand zu deuten wußte, das oben mitgetheilte Gedicht, kalligraphisch schön auf Velinpapier geschrieben und mit Arabesken verziert, ängstlich übergab!

Das Poëm gefiel ungemein; die Sängerin küßte zu ihrem Entzücken den ganz verwirrt gewordenen jungen Dichter und behielt die Romanze als das theuerste Andenken. Das Gedicht ist damals auch in einem Düsseldorfer Blatte abgedruckt worden.

Von jener Zeit an sah man mit ganz anderen Augen auf den jungen Sohn des Hauses! —

* *
*

Für die, nunmehr auch verstorbene, große nordische Sängerin, die „schwedische Nachtigall", Jenny Lind,

schwärmte Heinrich Heine ebenso, wie alle seine Zeitgenossen. Er kannte sie zwar nicht persönlich, wie Caroline Stern, doch hat er in der „Lutetia“ ihr eines der amüsantesten Kapitel*) gewidmet, welches gewiß noch jetzt höchlichst interessiren wird. Dasselbe lautet:

„Seit Gustav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine schwedische Reputation so viel Lärm in der Welt gemacht, wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche. In den Zeitungen klingen nur Posaunenstöße, Fanfaren des Triumphes; wir hören nur Pindar'sche Lobgesänge. Ein Freund erzählte mir von einer englischen Stadt, daß alle Glocken geläutet wurden, als die schwedische Nachtigall dort ihren Einzug hielt; der dortige Bischof feierte dieses Ereigniß durch eine merkwürdige Predigt. In seinem anglikanischen Episcopalcostüme, welches der Leichenbittertracht eines Chef des pompes funèbres nicht unähnlich, bestieg er die Kanzel der Hauptkirche und begrüßte die Neuangekommene als einen Heiland in Weibskleidern, als eine Frau Erlöserin, die vom Himmel herabgestiegen, um unsere Seelen durch ihren Gesang von der Sünde zu befreien, während die übrigen Cantatricen ebenso viele Teufelinnen seien, die uns hintrillern in den Rachen des Satanas. Die Italienerinnen Grisi und Persiani müssen vor Neid und Aerger jetzt gelb werden wie Kanarienvögel,

---

*) Im Sommer 1847 geschrieben —, der Artikel bildet zugleich die letzte musikalische Berichterstattung Heinrich Heines für die Augsburger, jetzt Münchener „Allg. Z.“

während unsere Jenny, die schwedische Nachtigall, von einem Triumph zum andern flattert. Ich sage: „unsere Jenny", denn im Grunde repräsentirt die schwedische Nachtigall nicht exklusive das kleine Schweden, sondern sie repräsentirt die ganze germanische Stammesgenossenschaft, die der Cimbern ebenso sehr wie die der Teutonen, sie ist auch eine Deutsche ebenso gut, wie ihre naturwüchsigen und pflanzenschläfrigen Schwestern an der Elbe und am Neckar, sie gehört Deutschland, wie, der Versicherung des Franz Horn gemäß, auch Shakespeare uns angehört und wie gleicherweise auch Spinoza, seinem innersten Wesen nach, nur ein Deutscher sein kann — und mit Stolz nennen wir Jenny Lind die unsere. Juble, Uckermark, auch du hast Theil an diesem Ruhme! Springe, Maßmann, deine vaterländisch freudigsten Sprünge, denn unsere Jenny spricht kein römisches Rothwelsch, sondern Gothisch, Skandinavisch, das deutscheste Deutsch, und du kannst sie als Landsmännin begrüßen; nur mußt du dich waschen, ehe du ihr die deutsche Hand reichst. Ja, Jenny Lind ist eine Deutsche; schon der Name Lind mahnt an Linden, die grünen Muhmen der deutschen Eichen, sie hat keine schwarzen Haare wie die welschen Primadonnen, in ihren blauen Augen schwimmt nordisches Gemüth und Mondschein, und in ihrer Kehle tönt die reinste Jungfräulichkeit! Das ist es. „Maidenhord is in her voice" — das sagten alle „olds spinsters" von London, alle prüden Ladies und frommen Gentlemen sprachen es augenverdrehend nach, die noch lebende mauvaise queue von Richardson stimmte ein und ganz Großbritannien feierte in Jenny

Lind das singende Magdthum, die singende Jungfrauschaft. Wir wollen es gestehen, das ist der Schlüssel der unbegreiflichen, räthselhaft großen Begeisterung, die Jenny in England gefunden und, unter uns gesagt, auch gut auszubeuten weiß. Sie singe nur, hieß es, um das weltliche Singen recht bald wieder aufgeben zu können und, versehen mit der nöthigen Aussteuersumme, einen jungen protestantischen Geistlichen, den Pastor Swenske, zu heirathen, der unterdessen ihrer harre daheim in seinem idyllischen Pfarrhaus hinter Upsala, links um die Ecke. Seitdem freilich will verlauten, als ob der junge Pastor Swenske nur ein Mythos und der wirklich Verlobte der hohen Jungfrau ein alter abgestandener Comödiant der Stockholmer Bühne sei — aber das ist gewiß Verleumdung. Der Keuschheitssinn dieser primadonna immaculata offenbart sich am schönsten in ihrem Abscheu vor Paris, dem modernen Sodom, den sie bei jeder Gelegenheit ausspricht, zur höchsten Erbauung aller Dames patronesses der Sittlichkeit jenseits des Kanals. Jenny hat aufs Bestimmteste gelobt, nie auf den Lasterbrettern der Rue Lepelletier ihre singende Jungfernschaft dem französischen Publico Preis zu geben; sie hat alle Anträge, welche ihr Herr Leon Pillet durch seinen Kunstruffiani machen ließ, streng abgelehnt. „Diese rauhe Tugend macht mich stutzen" — würde der alte Paulet sagen. Ist etwa die Volkssage begründet, daß die heutige Nachtigall in früheren Jahren schon einmal in Paris gewesen und im hiesigen sündhaften Conservatoire Musikunterricht genossen hat, wie andere Singvögel, welche seitdem sehr lockere Zeisige geworden

sind? Oder fürchtet Jenny jene frivole Pariser Kritik, die bei einer Sängerin nicht die Sitten, sondern nur die Stimme kritisirt und Mangel an Schule für das größte Laster hält? Dem sei, wie ihm wolle, unsere Jenny kommt nicht hierher und wird die Franzosen nicht aus ihrem Sündenpfuhl heraussingen. Sie bleiben verfallen der ewigen Verdammniß."

Neben dieser köstlichen Causerie im redactionellen Theile der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte Heine auch im Inseratentheile dieses Blattes einen interessanten Artikel über die Lind. Ueber dieses humoristische Capriccio hat Gustav Karpeles*) interessante Mittheilungen gemacht, denen wir u. A. Folgendes entnehmen:

Heine war bekanntlich mit Benjamin Lumley, Director von her Majestys Theater in London, sehr befreundet. Dieser hatte dem Dichter 1846 seine beiden Ballet-Texte: „Der Doctor Faust" und die „Göttin Diana" um hohe Summen abgekauft. Als nun ein Jahr darauf Jenny Lind in London in der königlichen Oper gastiren sollte, erhob der Director des Drury-Lane-Theaters dagegen Einspruch, da er schon einen Vertrag mit der Sängerin abgeschlossen hatte. Lumley nahm nun seines Freundes Heine Feder in Anspruch für den darauf folgenden Zeitungskrieg, und dieser schickte unverzüglich eine Erklärung an seinen Freund Gustav Kolb, den Redacteur der „Allg. Ztg.", mit der Bitte, sie alsbald abzudrucken. Das Begleitschreiben lautete also:

*) „Berliner Tagebl.", 16. Jahrgang, Nr. 558.

Paris, 7. Febr. 1847.

„Liebster, guter Kolb!

Die beifolgende Einsendung wünsche ich unverzüglich in der „Allg. Ztg." abgedruckt zu sehen. Daß sie unverzüglich abgedruckt werde, ist für mich und meine Freunde, die mich so dringend zur Vertretung aufgefordert, die Hauptsache. Können Sie diesen Aufsatz, nebst den zwei Actenstücken, nicht im „Corps du Journal" aufnehmen, so bitte ich Sie dringendst, dafür Sorge zu tragen, daß er als Inserat gedruckt wird und gleich unter den geschlossenen Hauptcolonnen, damit er specieller und so convenable als möglich in die Augen fälle. Wird er als Inserat gedruckt, so bitte ich, mich wissen zu lassen, was ich dafür zu zahlen habe, da meine Freunde mir einen Theil der Kosten zu erstrecken sich erboten. Drucken Sie ihn jedoch als Nichtinserat, daß ich folglich auch Geld spare und was mir also auch in dieser Beziehung angenehm wäre, so können Sie die zwei Actenstücke, wenn es Ihnen passender dünkt, in deutscher Uebersetzung geben. Interessanter sind freilich die Originale, besonders das fehlerhaft Französische. Das Ganze ist nur für das große Publikum von Interesse, und ich glaube, was ich geschrieben, ist gemäßigt genug. Damit der Stempel des deutschen Protestirens gegen John Bull nicht verloren gehe und noch anderer Gründe wegen darf der Ort, woher der Artikel eingesandt (Paris), nicht genannt werden, und ich mache Sie

besonders aufmerksam für den Fall, daß Sie den Aufsatz im „Corps du Journal“ abdrucken . . .

Der Himmel erhalte Sie, theuerster Freund!

H. Heine.

Ich bitte, lassen Sie in einer oder der anderen Weise den Aufsatz nur schleunigst abdrucken, es liegt mir sehr viel daran und ich habe sonst keine Ruhe.“

Gustav Kolb konnte aber den Wunsch Heines nur zur Hälfte erfüllen: Der Abdruck des Artikels erfolgte schon acht Tage nach der Einsendung, am 15. Febr. 1847 — aber im Inseratentheil, also wohl auf Kosten Heines.

Hören wir nun diesen Artikel, der Heinrich Heine so viel Geld und Ruhe gekostet hat, im Wortlaut:

„Zur Erläuterung.

Die Verehrer des Fräulein Jenny Lind, die nicht blos ihrem Talente, sondern auch ihrem edlen, von jeder berechnenden Selbstsucht freien Gemüthe das wahrhafteste Interesse widmen, haben mit Verdruß und Widerwillen den vom 23. Januar 1847 datirten Brief gelesen, den Herr A. Bunn, Direktor vom Drurylane-Theater zu London, durch das Organ des Journal des Débats vom 29. Januar 1847 an Fräulein Lind richtete, und wo er die Arglist so weit treibt, daß er einen Privatbrief dieser Dame, den sie am 18. Oktober 1846 an eine dritte Person schrieb, unter seinem Briefe abdrucken ließ, was manchen flüchtigen Leser verleiten könnte, jenen Brief des Fräulein Lind als ein Antwortschreiben zu betrachten. Herr B. irrt sich, wenn er glaubt, daß das weibliche Zagniß sich diesmal wieder

intimidiren lasse; Rechtskundige und zwar englische haben sich seitdem hinlänglich beruhigend ausgesprochen über die Geltung eines Versprechens, das längst erloschen und jedenfalls unter Voraussetzungen ertheilt wurde, die sich seitdem als irrig erwiesen haben, wie z. B. Fräulein Linds Fähigkeit, die englische Aussprache zu erlernen, die sie sich trotz aller Mühe nicht aneignen konnte, was wir ihr herzlich gern glauben, während wir in der Einrede des Herrn B., daß er sie auf deutsch (warum nicht gar auf dänisch!) singen lassen wolle, nur gleißnerische Verhöhnung gesehen haben. — Fräulein Lind hat wohl nun endlich gemerkt, wie ihre nervöse Aufwallung und gar ihre Delikatesse dem Herrn B. gegenüber sehr schlecht placirt gewesen, und wie die jetzt so dringenden Einladungen dieses Herrn nur auf eine Geldfrage hinauslaufen, die der Direktor des Theaters der Königin zu London im Voraus gelöst hat, indem derselbe sich verpflichtete, jede Summe zu zahlen, die durch ein Schiedsgericht oder durch die gewöhnlichen Gerichtshöfe dem Herrn B. zuerkannt werden möchte. Es ist also hier nur von den materiellsten Dingen, von Pfunden Sterling, die Rede, und Fräulein Lind thut gewiß besser, derartigen Ansprüchen in England selbst zu begegnen, als sich denselben durch ihre Abwesenheit gleichsam zu entziehen und wie eine zahlungsunfähige Schuldnerin den englischen Boden auf immer zu meiden. Das darf sie nicht und will sie nicht! Sie ist frei wie die Nachtigall in der Luft. — Wie Jeder aus dem Briefe des Fräulein Lind ersieht, den Herr B. selbst veröffentlichte, kannte sie weder England noch die Engländer. Sie wußte nicht, daß man unter

jenen auch solche findet, die eben keine Gentlemen sind, aber noch weniger wußte sie, daß es kein Land in der Welt giebt, wo eine Dame, ja jedes Frauenzimmer, durch den öffentlichen Geist, durch die Sitte und die ganze Gesetzgebung so galant geschützt, ja privilegirt ist, wie eben in England. Und nun gar eine gefeierte Künstlerin, die als ein Gast des englischen Volkes auf dem Theater Ihrer Majestät der Königin auftreten würde! — Wir haben oben die Aussprüche der englischen Rechtsgelehrten erwähnt, die hier allein kompetent sind. Zur Bewahrheitung des Gesagten wollen wir hier das Gutachten eines Mannes mittheilen, der kein Geringerer ist, als eben Sir John Jervais, der Attorney-General. Da es für die Würde eines Attorney-Generals keine Analogie hier und in Deutschland giebt, so bemerken wir, daß derselbe der erste Rath der Krone ist in Rechtsangelegenheiten, daß er an der Spitze des englischen Juristenstandes steht, daß er in dieser Eigenschaft auch Mitglied des Parlaments sein muß, daß seine Stimme die entscheidende ist bei allen Hochverrathsprozessen, bei allen gerichtlichen Verfolgungen im Namen der Königin, bei allen völkerrechtlichen Jurisdiktionsfragen — kurz, daß er ein Mann ist, dessen Werth die Engländer in ihrer monetarischen Weise auf 200,000 fl. jährlicher Amtseinkünfte taxiren. Beifolgend geben wir also sein Gutachten, indem wir eine Abschrift des Aktenstückes, welches Fräulein Lind dem Herrn B. unterzeichnet, voraufschicken."

So weit die Erklärung Heines, die sichtlich mehr auf Jenny Lind, als auf den englischen Director berechnet war,

die aber auch ihre Wirkung nicht verfehlte, denn wenige Monate später sang die Lind in der königlichen Oper zu London in italienischer Sprache!

Wenn Heine von „unserer Jenny“ spricht, so hatte er ein gewisses Anrecht dazu, denn an ihren Londoner Erfolgen war er durch seinen Augsburger Federkrieg nicht ganz unbetheiligt.

* * *

Wir wissen, daß Heinrich Heine auch über die einst so gefeierte deutsche Primadonna Sophie Löwe (1815—1866) gelegentlich ihres Gastspiels in Paris — 1841 — in der „Lutetia“ sich in vielfacher Beziehung interessanter Weise geäußert hat. Diese Besprechung darf deshalb hervorragende Beachtung beanspruchen, weil der Dichter darin den Franzosen so manche bittere Wahrheiten sagt und für die Eigenart des deutschen Gesanges ein überraschend feines Verständniß bekundet. Der Artikel lautet wörtlich:

„Das letzte Concert, welches Herr Maurice Schlesinger den Abonnenten seiner „Gazette musicale“ gab und das, wie ich bereits angedeutet habe, zu den glänzendsten Erscheinungen der Saison gehörte, war für uns Deutsche von ganz besonderem Interesse. Auch war hier die ganze Landsmannschaft vereinigt, begierig, die Mademoiselle Löwe zu hören, die gefeierte Sängerin, die das schöne Lied von Beethoven: „Adelaide“ in deutscher Sprache sang. Die Italiener und Herr Vieuxtemps, welche ihre Mitwirkung versprochen, ließen während des Concerts absagen, zur größten Bestürzung des Concertgebers, welcher mit der

ihm eigenthümlichen Würde vor's Publikum trat und erklärte: Herr Vieuxtemps wolle nicht spielen, weil er das Local und das Publikum als seiner Würde nicht angemessen betrachte! Die Insolenz jenes Geigers verdient die strengste Rüge .... Welcher Art war der Erfolg des Debüts der Mademoiselle Löwe? Ich will die ganze Wahrheit kurz aussprechen: sie sang vortrefflich, gefiel allen Deutschen und machte Fiasco bei den Franzosen. Was dieses letztere Mißgeschick betrifft, so möchte ich der verehrten Sängerin zu ihrem Troste versichern, daß es eben ihre Vorzüge waren, die einem französischen Succeß im Wege standen. In der Stimme der Mademoiselle Löwe ist deutsche Seele, ein stilles Ding, das sich bis jetzt nur wenigen Franzosen offenbart hat und in Frankreich nur allmählich Eingang findet. Wäre Mademoiselle Löwe einige Monate später gekommen, sie hätte vielleicht größere Anerkennung gefunden. Bis jetzt aber ist die Masse des Volkes noch immer dieselbe. Die Franzosen haben Geist und Passion, und beides genießen sie am liebsten in einer unruhigen, gehackten, stürmischen, aufreizenden Form. Dergleichen vermißten sie aber ganz und gar bei einer deutschen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethovensche „Adelaide“ vorsang. Dieses unruhige Ausseufzen des Gemüths, diese blauäugigen, schmachtenden Waldeinsamkeitstöne, die gesungenen Lindenblüthen mit obligatem Mondschein, dieses Hinsterben in überirdischer Sehnsucht, dieses erzdeutsche Lied fand kein Echo in französischer Brust und ward sogar als transrhenanische Sensiblerie verspottet.“

Diese Kritik ist eine schneidige Verurtheilung des französischen Kunstgeschmackes!

* * *

Schließlich seien die geistreichen und witzigen Bemerkungen Heinrich Heines über zwei andere berühmte Primadonnen seiner Zeit: die Grisi und Pauline Viardot-Garcia wiedergegeben. Er schreibt in der Lutetia über dieselben u. A.:

„Bei den Italienern, in der opera buffa, gab es vorigen Winter ebenso brillante Fiascos wie in der großen Oper. Auch über die Sänger wurde dort viel geklagt, mit dem Unterschiede, daß die Italiener manchmal nicht singen wollten, und die armen französischen Sängerhelden nicht singen konnten. Nur das kostbare Nachtigallenpaar, Signor Mario und Signora Grisi, waren immer pünktlich auf ihrem Posten in der Salle ventadour und trillerten uns dort den blühendsten Frühling vor, während draußen Schnee und Wind und Fortepianoconcerte und Deputirtenkammerdebatten und Polkawahnsinn. Ja, das sind holdselige Nachtigallen, und die italienische Oper ist der ewig blühende, singende Wald, wohin ich flüchte, wenn winterlicher Trübsinn mich umnebelt oder der Lebensfrost unerträglich wird. Dort, im süßen Winkel einer etwas verdeckten Loge, wird man wieder angenehm erwärmt und man verblutet wenigstens nicht in der Kälte. Der melodische Zauber verwandelt dort in Poesie, was eben noch täppische Wirklichkeit war, der Schmerz verliert sich in Blumenarabesken und bald lacht wieder das Herz. Welche

Wonne, wenn Mario singt und in den Augen der Grisi die Töne des Geliebten Sprossers sich abspiegeln wie ein sichtbares Echo! Welche Lust, wenn die Grisi singt, und in ihrer Stimme der zärtliche Blick und das beglückte Lächeln des Mario melodisch wiederhallt! Es ist ein liebliches Paar, und der persische Dichter, der die Nachtigall die Rose unter den Vögeln und die Rose wieder die Nachtigall unter den Blumen genannt hat, würde hier erst recht in ein Imbroglio gerathen, denn jene beiden, Mario und Grisi, sind nicht bloß durch Gesang, sondern auch durch Schönheit ausgezeichnet. — —

Ungern, trotz jenem reizenden Paar, vermissen wir hier bei der Bouffes Pauline Viardot, oder, wie wir sie lieber nennen, die Garcia. Sie ist nicht ersetzt, und Niemand kann sie ersetzen. Diese ist keine Nachtigall, die bloß ein Gattungstalent hat und das Frühlingsgenre vortrefflich schluchzt und trillert; sie ist auch keine Rose, denn sie ist häßlich, aber von einer Häßlichkeit, die edel, ich möchte fast sagen, schön ist und die den größten Löwen-Maler Lacroix manchmal bis zur Begeisterung entzückte. In der That, die Garcia mahnt weniger an die civilisirte Schönheit und zahme Grazie unserer europäischen Heimath, als vielmehr an die schauerliche Pracht einer exotischen Wildniß, und in manchen Momenten ihres passionirten Vortrags, zumal wenn sie den großen Mund mit den blendend weißen Zähnen überweit öffnet, und so grausam süß und anmuthig fletschend lächelt, dann wird Einem zu Muthe, als müßten jetzt auch die ungeheuerlichsten Vegetationen und Thiergattungen Hindostans oder Afrikas zum Vor-

schein kommen; — man meint, jetzt müßten auch Riesenpalmen, umrankt von tausendblumigen Lianen, emporschießen; — und man würde sich nicht wundern, wenn plötzlich ein Leopard oder ein Giraffe, oder sogar ein Rudel Elephantenkälber über die Scene liefen. Wir hören mit großem Vergnügen, daß diese Sängerin wieder auf dem Wege nach Paris ist."

* * *

Gewiß ist manche Ansicht Heines zu paradox, seine Aussprüche sind hier und da barock, aber im Großen und Ganzen trifft er doch meist den Nagel auf den Kopf, und es muß gesagt werden, daß er auch, ohne musikalisch-gesangliche Kenntnisse, kraft seines feinen Gehörs und geläuterten Geschmacks, namentlich aber durch seine ihm angeborene geniale Intuition zuweilen ein unbestechlicherer, großartigerer Kritiker war als die wohlbestallten Herren von der Zunft!

Heinrich Heine und die „kleine Fee“.

(Karoline Jaubert.)

Neben seiner Frau Mathilde und der Mouche, mit denen wir uns in den nächstfolgenden Kapiteln beschäftigen werden, stand dem Dichter in den letzten Lebensjahren keine Frau so nahe, als die „kleine Fee“, wie Alfred de Musset Karoline Jaubert nannte, und keine kam ihm mit solch wahrer und treuer Freundschaft entgegen, als diese Französin, und es ist daher durchaus in der Ordnung, daß wir ihrer Beziehungen zu Heinrich Heine in einem besonderen Abschnitt gedenken.

Wer war diese „kleine Fee“?

Karoline Jaubert war die Frau des Herrn Maxime Jaubert,*) eines Raths am Cassationshofe in Paris, welchen der Dichter in seinem letzten Testamente zum Testamentsvollstrecker ernannte. Jaubert war ein Verwandter des Grafen Jaubert, des Ministers unter Louis Philipp, eines Mannes voll Geist und Güte. Wenn Henri Julia — auf dessen Wort ich aber nicht schwören will — die Wahrheit sagt,

*) Henri Julia, Erinnerungen. Deutsche Revue, Sept. 1884.

soll der Rath selbst keine persönlichen Verdienste gehabt haben und nur durch seine Gewohnheit bekannt gewesen sein — seinen Fuß stets in die Hand zu nehmen. Seine Frau hingegen hatte einen klaren Geist, großen Kunstsinn und vollständig gesellschaftliche Bildung. Sie besaß den Ehrgeiz, in ihrem Salon die hervorragendsten Größen der Wissenschaft und Kunst zu vereinen, und Heinrich Heine, der sie vor seiner großen Krankheit schon kannte, begegnete bei ihr oft Männern von großem Verdienst, von denen einige seine Freunde waren, wie Mignet, Berryer, Alfred de Musset und der Maler Chenavard.

Die Bezeichnung „kleine Fee" soll ihr ursprünglich Musset gegeben haben, denn sie hatte kleine Füßchen, wie diejenigen Aschenbrödels; sie selbst war klein, lebhaft und geistvoll. Auch Heine nennt sie in seinen Briefen in inniger Weise die „kleine Fee".

Vor einigen Jahren hat sie interessante „Erinnerungen"*) an den Dichter herausgegeben, worin sie so manches Bemerkenswerthe über ihre Verbindung mit dem Poeten berichtet; aber selbst wenn wir dieses Buch nicht kennten, wissen wir doch aus den Briefen des Dichters, wie sehr sie denselben liebte und schätzte. Wir erfahren u. A. aus einem Schreiben vom Jahre 1847, daß er sie oft in Marly-le-Roy besuchte, wo er gewöhnlich mit Alton-Shée und Mignet speiste und von allen Gästen außerordentlich gern gesehen war. Aus einem anderen Briefe derselben Zeit geht hervor, daß der Dichter durchaus nicht immer

*) Canchine Jaubert, „Souvenirs", Paris 1881.

skeptisch und spöttisch war, sondern ein guter, treuer Freund sein konnte. Ganz gerührt schreibt ihm einmal deshalb Frau Jaubert: „Es wäre ja genug, daß Ihr Talent unsere Bewunderung so oft hervorruft, ohne daß auch Ihr Charakter uns dazu zwingt!“

Man wußte in Marly-le-Roy, so berichtet Henri Julia, daß das sicherste Mittel, Heine entgegen zu kommen, darin bestand, seiner Frau Aufmerksamkeiten zu erweisen. Das unterließ Madame Jaubert selten: „Bitte, geben Sie folgendes Bouquet Madame Heine“ oder, wie es in einer andern Stelle heißt: „Beifolgende Schachtel sagt Ihnen, daß ich zu Pathen gestanden habe. Ich glaube zwar nicht, daß Sie auf Zuckerwerk Appetit haben werden, aber Julia?*) Ich glaube, es ist ein ländlicher Geschmack, der sich aber ganz mit dem, den Sternenschein in der Rue Montmartre zu betrachten, verträgt.“

Heinrich Heine antwortete darauf:

„Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre letzten kleinen Briefe und für das Zuckerwerk. Julia hat, wie Sie es voraussahen, fast die ganze Schachtel aufgeknabbert. Wie gütig Sie sind!“

Einmal wurde die „kleine Fee“ etwas boshaft, auf die Schmeicheleien ihres berühmten Correspondenten antwortete sie: „Ich bedaure unendlich, bezeugen zu müssen, daß ich weder eine Fee, noch ein Schmetterling, nicht einmal

---

*) Karoline Jaubert nannte Mathilde „Julia“, um Heinrich Heine „Romeo“ nennen zu können, ebenso wie dieser die Tochter Karoline Jauberts „Madame de Grignon“ nannte, um die Mutter als „Madame de Sevigné“ tituliren zu können.

eine „kleine Fliege“ bin.“ Damit spielte sie auf Camille Selden an, die unter dem Namen „kleine Fliege“ — Mouche — noch bekannter als sie ist. Man sieht, ein jeder hatte in der Avenue Matignon seinen Spitznamen.

Karoline Jaubert gehörte nicht zu den Frauen, welche, wie Friederike Robert, die Fürstin Belgiojoso, die Gräfin Kalergis und Camille Selden, den Dichter in Flammen versetzten und sein Herz höher schlagen ließen, wohl aber war sie eine treue, aufmerksame, liebenswürdige, tief empfindende Freundin, zu der sich Heine magisch hingezogen fühlte und welche ihm, während seiner Krankheit, unzählige Beweise ihrer innigen Freundschaft gegeben hat.

Ueber den Anlaß des Bekanntwerdens der „kleinen Fee“ mit dem deutschen Poeten berichtet uns die Erstere in ihren „Erinnerungen“ Folgendes:

„Auf einem im Winter 1835 in Paris veranstalteten Balle wurde mir Heinrich Heine vorgestellt. Er sprach damals das Französische mit einiger Schwierigkeit, drückte indes seine Gedanken unter einer pikanten Form aus. Seine gerade geschnittenen, etwas langen Haare von einem warmen Blond ließen ihn unter seinem Alter erscheinen, das er mir lachend angab. „Ich bin,“ sagte er, „der erste Mann unseres Jahrhunderts.“ Das Glück einer Begegnung mit Heine blieb nicht vereinzelt. Ich erhielt von ihm den folgenden Brief:

„Ich habe die Ehre, gnädige Frau, Ihnen beiliegend mein Buch über Deutschland zu schicken. Ich lade Sie ein, den sechsten Abschnitt zu lesen; ich spreche daselbst von Undinen, Salamandern, Gnomen und Sylphen. Ich

weiß wohl, daß meine Kenntnisse in dieser Beziehung sehr unvollständige sind, obwohl ich die Werke des großen Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim in der Ursprache gelesen habe. Als ich jedoch mein Buch schrieb, hatte ich noch niemals Elementargeister gesehen; ich bezweifelte sogar, daß sie etwas Anderes wären als Erzeugnisse unserer Einbildungskraft und daß sie in den Elementen und nicht nur im menschlichen Hirn hausen ... seit vorgestern indeß glaube ich, daß sie wirklich existiren. Dieser Fuß, den ich gesehen, kann nur solchen Wesen gehören, von denen ich in meinem Buche gesprochen habe; aber ist er der Fuß einer Undine? — ich glaube, er gleitet wie die Welle und könnte wohl auf dem Wasser tanzen. Oder gehört er einem Salamander? „Er macht nicht kalt," sagt Joseph Marteau zu Genovefa, als der Fuß des schönen Blumenmädchens seine Phantasie entzündete. Vielleicht ist es der Fuß eines Gnomen — er ist klein, niedlich, fein und zart genug dazu — oder der Fuß einer Sylphe? Die Dame ist wirklich so luftig und feenhaft ... Ist sie gut oder böse? Ich weiß es nicht; aber dieser Zweifel quält mich, beunruhigt mich, drückt mich. Wahrhaftig, ich scherze nicht! Sie sehen, gnädige Frau, daß ich noch nicht sehr vorgerückt bin in der geheimen Wissenschaft, daß ich kein großer Zauberer bin; ich bin nichts als

Ihr ganz ergebener und gehorsamer Diener

Heinrich Heine.

Am 22. April 1835."

Das Ende dieses Briefes, worin Heinrich Heine durch einen Zweifel seine Besorgtheit über meine Güte ausdrückte, hatte deshalb etwas Lustiges für mich, weil der erste Eindruck, unter dem er mich gelassen hatte, eben der eines Mangels an jener kostbaren Eigenschaft war, welche die Malice, diese Spielerei des Geistes, keineswegs ausschließt. Ich fühlte mich oft durch seine Bemerkungen angeregt, und doch verhinderte dieser Eindruck meine Freundschaft lange, die seinige zu erwidern. Indeß machte die Anziehungskraft, welche seine lebhafte Phantasie ausübte, und die Unterhaltung, die sein Geist gewährte, seine Gegenwart in einem kleineren Kreise sehr angenehm; er belebte, glänzte; sein Geist, gewissermaßen wie Goldstaub wirbelnd, wurde ein kostbares Element; oft bat ich ihn, sich meinen Tischgenossen anzureihen, wenn sie ihm gefallen konnten; er brachte eine liebenswürdige Genauigkeit in alle gesellschaftlichen Beziehungen."

Frau Jaubert berichtet auch über die ersten Anzeichen der Lähmung, welche Heine schon einige Jahre vorher, bevor er ganz von derselben befallen wurde, die Muskelbewegungen der rechten Gesichtshälfte bedeutend erschwerten. Die Damen wollten zuerst an die Bedenklichkeit seines Zustandes nicht glauben, zumal er sich darüber in seiner tragikomisch-satirischen Weise ausließ; bald wurde jedoch die entsetzliche Krankheit nur zu sichtbar, was ihn jedoch nicht hinderte, seine Lage phantastisch zu idealisiren und komisch verzerrend zu besprechen. Als Heine einst ein solches komisch improvisirtes lyrisches Gebilde, wie üblich, am Ende mit einem lustigen Klecks bespritzte, rief die „kleine Fee" ganz außer sich: „Kann

man dermaßen Feenmärchen schaffen, um sie zu zerstören?" Darauf antwortete Heine: „Was wollen Sie? Sauerkraut mit Ambrosia bewässert, das ist meine Poesie."

Aus der großen Anzahl bezeichnender Züge, welche Karoline Jaubert aus dem Leben Heines erzählt, sei nur noch nachstehende Episode aus dem Jahre 1847 wiedergegeben: „Heine ist heute bei mir gewesen, um mich zu sehen. Zu sehen? Ach! seine gelähmten Augenlider halten die Augen geschlossen, das Uebel scheint im Wachsen, sein armer Körper hat nur noch den Athem, der Geist aber seine ganze Kraft. Er hat mir von seiner Mutter gesprochen, die in Hamburg wohnt. Er schreibt ihr alle Tage, um sie zu beruhigen, so mühevoll dies auch bei dem Zustande seiner Augen für ihn sein muß. Die deutschen Zeitungen haben von dem traurigen Uebel berichtet, das ihn befallen hat. Heine hatte nun den Einfall, seine alte Mutter zu überreden, daß es eine sinnreiche Spekulation seines Buchhändlers sei, ihn für sterbend auszugeben. „So fest ich auch bin," hat er hinzugefügt, „so wurde ich doch gestern von Rührung ergriffen, als ich einen Brief meiner Mutter empfing, worin sie mir schreibt, daß sie jeden Tag Gott aus dem Grunde ihres Herzens dafür danke, daß er ihrem lieben Sohne die Gesundheit erhält . . . Um aufrichtig zu sein, möchte ich hinzufügen, daß ich bei all' dieser physischen Qual und in dieser Einsamkeit weniger zu beklagen bin als viele Andere. Ich fühle, ich will nicht sagen: meinen Werth, aber mein eigentliches Wesen; ich trete aus mir selber heraus."

Im Anfang des Jahres 1848 kam Heinrich Heine

zum letzten Male zu seiner Freundin, getragen, und unter den fürchterlichsten Schmerzen: er war erschienen, um sich von ihr das heiligste Versprechen geben zu lassen, daß sie ihn nicht verlassen und ihn öfters besuchen werde. Die Anstrengung war jedoch für seine zerrüttete Gesundheit zu groß gewesen. Er mußte sich aufs Sopha legen und wurde von einem jener furchtbaren Rückenmarkskrämpfe befallen, von denen er schon seit einiger Zeit und dann noch volle acht Jahre bis zu seinem Tode heimgesucht wurde. Als er durch den Genuß von Morphium wieder zu sich kam, klagte er darüber, daß er die Ruhe seiner Freundin gestört habe, aber alsbald kehrte er wieder zu seinem früheren spöttischen Tone, zu seiner bekannten Selbstironie zurück.

Wie Karoline Jaubert berichtet, konnten ihn nur Morphiumeinspritzungen momentan beruhigen, und gebrauchte er von diesem Gift jährlich für fünfhundert Francs.

Sie hielt treu und ehrlich ihr Versprechen, ihm nach Kräften zur Seite zu stehen. Kurze Zeit nach der erwähnten erschütternden Scene erhielt sie folgendes Billet von dem Patienten:

Passy, den 16. Juni 1848.

„Bürgerin!

Wenn Sie in Paris sind und eines Tages im Bois de Boulogne spazieren gehen, so bitte ich Sie, einige Minuten anzuhalten in Passy 64, Grand Rue, wo in einem Garten ein armer deutscher Dichter wohnt, welcher jetzt gänzlich paralysirt ist. Meine Finger sind

ganz starr geworden; man trägt und nährt mich wie ein Kind.

Gruß und Brüderlichkeit

Heinrich Heine."

Die Adressatin beeilte sich natürlich, Heine sofort aufzusuchen. Ueber die zahlreichen Unterhaltungen, welche sie mit dem Dichter gehabt hat, unterrichtet sie uns in anschaulicher Weise in ihren Erinnerungen. Dabei hörte zwischen beiden der Briefwechsel nicht auf, und man kann die Zuschriften des armen Lazarus aus jener Periode nicht ohne tiefste Bewegung lesen.

„Ich will mich dem Kirchhof von Montmartre nähern," schreibt er ihr einmal, „den ich schon längst als meine letzte Residenz gewählt habe. Die Krämpfe haben nicht nachgelassen, sie haben sich des ganzen Rückgrats bemächtigt und sind bis zum Gehirn gestiegen, wo sie vielleicht schon mehr Verwüstungen angerichtet, als ich selbst ahnen kann . . . Es steigen in mir schon religiöse Ahnungen auf."

Sie war stets eine Trösterin des armen Poeten. Gegen alle seine Schwächen, Launen und Cynismus war sie nachsichtig und von Jahr zu Jahr wurde sie dem Dichter immer lieber, ihm fast unentbehrlich. Ihr Einfluß auf ihn war ein außerordentlicher. Ihre Einwirkung auf sein Gemüth war eine sehr heilsame. Sie wußte ihn, wie Karpeles*) mit Grund behauptet, vor boshaften Angriffen gegen

*) „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen", S. 214.

Meyerbeer, Béranger und Andere abzuhalten und manche Stunde seiner Leidensjahre zu erheitern.

Man weiß, daß Heine in den letzten Jahren seines Lebens sehr gern philosophische, namentlich aber religiöse Fragen erörterte. Manches Interessante hierüber berichtet uns die „kleine Fee". Er sprach ihr gegenüber den Wunsch aus, ohne jede Ceremonie begraben zu werden. „Meine Werke sollen sprechen, und das ist Alles! Sie wissen, meine Freundin, es ist nicht der Lorbeerkranz, der mich reizt. Aber ich bin ein tapferer Krieger gewesen, der seine ganze Kraft und sein Talent dem Dienste der Menschheit geweiht hat. Legen Sie, wenn Sie wollen, auf das Grab eine Schleuder und einen Bogen."

Sein Wunsch sollte, wie man weiß, leider buchstäblich in Erfüllung gehen. Was er in seinen Lazarusleiden verlangte, hat sich bewahrheitet:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Noch kurz vor seinem Hinscheiden unterhielt er sich mit der „kleinen Fee". Wiederholt citirte er ein Wort von Labruyère über den Tod. Bei ihrem Abschied hielt er lange ihre Hand fest und sagte: „Bleiben Sie nicht zu lange aus, meine Freundin, es wäre unvorsichtig."

Er ahnte sein Ableben, denn schon nach vier Tagen hatte das Herz des Dulders zu schlagen aufgehört.

Manche tiefsinnige und manche drollig-originelle Aussprüche des Dichters weiß Frau Jaubert in ihren Erinne-

rungen zu citiren. Einst klagte er ihr: „Ich verliere die Sehkraft, und werde nun, wie die Nachtigall, um so besser singen . . . Ich kann nur noch auf einer Seite kauen und nur noch mit einem Auge weinen. Ich bin nur noch ein halber Mensch. Ich vermag nur noch auf der linken Seite eine Liebeserklärung zu machen und zu gefallen. O Weiber! werde ich künftig nur noch auf die Hälfte eines Herzens Anspruch machen dürfen?“

Ein schönes Wort ist das folgende: „Und doch, es ist etwas Göttliches im Menschen!“

Alle an die „kleine Fee“ gerichteten Briefe des Dichters enthalten eine Fülle anmuthiger Züge zur Charakteristik desselben, welcher immer und immer seine Galanterie den Damen gegenüber bewahrte. Wir haben schon oben einige mitgetheilt. Mögen hier noch zwei solcher kleinen Billet doux aus den Tagen der Gesundheit folgen. Er schreibt ihr einmal:

„Madame!

Ich sehe mit großem Vergnügen, daß Sie darauf bestehen, mich nicht zu vergessen. Ich danke Ihnen dafür; wissen Sie denn nicht, daß ich schon lange todt bin? Indessen möchte mich dies doch nicht stören, heute bei Ihnen zu speisen, da meine sterbliche Hülle mich überlebt hat; aber ich leide augenblicklich an einer nachträglichen, ziemlich langweiligen Migräne. Ich kann nicht kommen und seien Sie überzeugt, daß ich es sehr bedaure. Sie wissen, was eine Migräne ist, diese kleine Hölle, welche man im Gehirn trägt. Ich werde in

diesen Tagen kommen, um Ihnen persönlich zu danken. Inzwischen bitte ich die unsterblichen Götter, Sie in ihre heilige und würdige Obhut zu nehmen.

Montag Morgens.

Heinrich Heine."

Ein anderes Briefchen lautet:

„Kleine Fee!

Ein junger Windbeutel, wie ich nun einmal bin, habe ich gestern vergessen, daß ich unbedingt noch heute nach Montmartre zurückkehren muß; ich kann deshalb heute nicht mit Ihnen speisen und werde Sie wohl erst in Marly sehen, wohin ich am Sonnabend wahrscheinlich gehen werde. Ich würde sehr lügen, wenn ich verschwiege, daß das Vergnügen, welches ich stets empfinde, so oft ich Sie sehe, zu denjenigen gehört, welche mir das Leben einigermaßen erträglich machen.

Mittwoch früh.

Ihr ganz ergebener

Heinrich Heine."

Jener Stimmung, die sich in diesen und anderen Briefen an die geliebte Freundin ausspricht, hat er auch in zahlreichen Gedichten, welche er in seinem Krankenbett verfaßte, Ausdruck gegeben, so daß dieselben gewissermaßen Commentare zu seinen Zuschriften an die „kleine Fee" sind. Ich nenne nur das nachstehende Poem:

Vielleicht bin ich gestorben längst;
Es sind vielleicht nur Spukgestalten,
Die Phantasien, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein
Altheidnisch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters.

Die schaurig süßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geistertreiben
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

Karoline Jaubert ist in Paris im Jahre 1884 in hohem Alter gestorben. Sie war nicht bloß die Freundin Heines, sondern auch Alfred de Mussets, Berryers, Pierre Lanfreys und vieler anderer namhafter Geister. Alfred de Musset nannte sie u. A. auch seine „Frau Gevatterin" — und in der That besaß sie ein hervorragendes Talent zur Plauderei, sie war eine echte französische „Causeurin", doch gesellte sich hierzu ein goldiges Gemüth und ein edles, erbarmungsreiches Herz. Der Biograph Mussets hat sie mit folgenden Worten geschildert: „Sie ist verständig, ohne im mindesten philisterhaft beschränkt zu sein. Sie begreift Alles und verzeiht Mancherlei. Schmollt sie mit ihm, so merkt man ihr an, daß es gar nicht ernst gemeint ist und daß sich hinter ihrem neckischen Unwillen nichts anderes verbirgt, als aufrichtige Sympathie für Musset, dem sie so gern die überflüssigen Sorgen abnehmen, den sie so gern zur Thatkraft anspannen möchte."

Nach dem Tode Mussets wandte sie ihre ganze mütterliche Freundschaft dem unglücklichen Heine zu. In der That war sie eine „kleine Fee", die ihn stets umschwebte, die

durch kleine Aufmerksamkeiten, zarte Rücksichten, taktvolles Benehmen und den Balsam süßen Trostes ihm das schier verzweiflungsvolle Leben einigermaßen erträglich machte.

Auf Frauen dieser Art hat Julius Rodenberg das schöne Gedicht geschrieben:

Die reinen Frauen stehn im Leben
Wie Rosen in dem dunklen Laub.
Auf ihren Wünschen, ihrem Streben
Liegt noch der feinste Blüthenstaub.

In ihrer Welt ist keine Fehle,
Ist alles ruhig, voll und weich;
Der Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick in's Himmelreich! . . .

Heinrich Heine und seine Mathilde.

Heinrich Heine hat im Leben viel geliebt, platonisch wie sinnlich, er glich einem Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, und die Treue gehörte nicht zu seinen Vorzügen — nur ein Wesen verstand es vom ersten Augenblicke seines Bekanntwerdens mit dem lebenslustigen und lustberauschten Dichter, diesen dauernd zu fesseln und sein Lebensglück zu begründen — das war seine „Nonnotte", seine „Juliette", sein „dickes, schönes Kind": Mathilde.

Das Wort des Dichters: „Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte," kann man — mutatis mutandis — auch auf Mathilde Heine anwenden. Schon zu Lebzeiten ihres Gatten, besonders aber nach dessen und Mathildens Tod — im Jahre 1883 — wurde diese Frau von vielen Seiten aufs Heftigste angegriffen und geschmäht. Man warf ihr vor, daß sie eine leichtsinnige Grisette gewesen, daß sie keine Bildung gehabt, daß sie sich um den todtkranken Dichter wenig gekümmert habe, und dergleichen mehr. Man spottete über diese „Mesalliance des Genies" und beklagte Heine, daß er sich soweit vergessen konnte, diese

„unbedeutende Person“ zu heirathen. Männer und Frauen waren gleich einig in ihrer Verdammung. Daß manche Damen allerlei Klatschgeschichten zusammentrugen, um sie in zweideutigem, ja schlechtem Lichte erscheinen zu lassen, ist begreiflich, daß aber selbst Männer, welche nicht nach dem Temperament, sondern streng objektiv urtheilen sollten, den Ruf: „Kreuzige!“ erhoben, bleibt für immer bedauerlich. Am unverantwortlichsten verfuhr Alfred Meißner; während dieser noch in seinen unmittelbar nach dem Tode Heines geschriebenen Erinnerungen über Mathilde in sehr sympathischer Weise sich äußert, nimmt er einige Jahre darauf seine früheren Behauptungen zurück und sucht der Frau des deutschen Dichters überall etwas am Zeuge zu flicken, ohne daß, wie ich weiter unten zeigen werde, auch nur die geringste Berechtigung zu einem solchen Verfahren vorliegen hätte.

Ist nun Mathilde von der einen Seite zu sehr unterschätzt worden, so hat man sie von der anderen Seite überschätzt. Manche Panegyriker des so vielfach mit menschlichen Schwächen behafteten Poeten wollten auch an seiner Lebensgefährtin keinen Fehler finden und ließen sie in einer bengalischen Beleuchtung, umstrahlt vom Glorienschein weiblicher Vollendung und Grazie, erscheinen, was der Wahrheit nicht entsprach. Man kann daher sagen, daß noch immer ihr Charakterbild schwanke.

Ich habe mich bestrebt, gleich nach ihrem Tode — in einem längeren Artikel in „Ueber Land und Meer“ (Nr. 24, Jahrgang 1883) ein objektives Charakterbild dieser Frau zu geben, die im Leben Heines eine so hervorragende,

ja entscheidende Rolle gespielt hat; was dort naturgemäß nur flüchtig angedeutet werden konnte, soll hier in eingehender und umfassender Weise geschehen. Versuchen wir, sine ira et studio Mathilde und ihre Beziehungen zu dem Poeten so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit waren, ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne Schönfärberei.

Heinrich Heine schöpfte eben mit vollen Zügen aus dem Becher der Pariser Lustbarkeiten, er war ein Lebemann in des Wortes vollster Bedeutung, als er Mathilde Crescence Mirat kennen lernte. Es war dies im Jahre 1834. Nicht im Salon, nicht in einer Gemäldeausstellung oder Vorlesung sah er Mathilde zum ersten Male — er hätte sie dort nicht gesucht, denn er haßte die Blaustrümpfe! —, sondern in einem Schuhwaarenladen der Frau Maurel, wo sie als Verkäuferin fungirte. Das frische, blühende, echte Pariser Kind gefiel dem Dichter, und die Liebe schlich sich ihm in's Herz. Es ist wohl selbstredend, daß Heine merkwürdig oft den Laden der Frau Maurel besuchte; diese war die Tante Mathildens und befand sich ihr Geschäft in einem Durchgange in der Nähe des Justizpalastes. Oft wenn die Tante es nicht bemerkte, ging das junge Mädchen an die Thüre. Da entspann sich, wie Henri Julia,*) welcher Frau Maurel interwievte, berichtet, eine reizende Unterhaltung, jenes ewige, sich stets gleich bleibende Liebesgeflüster und endlich wurde beschlossen, daß Mathilde ihre Tante verlassen solle. Der Dichter wollte sie nach Challot zu Madame Parte in Pension geben, damit sie etwas Erziehung

*) Deutsche Revue, August 1884.

erhalte; das war aber auch sehr nöthig, denn sie konnte damals weder lesen noch schreiben.

Mathilde war noch ein blutjunges Mädchen. Wann wurde sie geboren? Diese Frage ist bei einer Dame immer schwer zu beantworten. Nach Julia erblickte sie 1815 das Licht der Welt. Sie stammte aus dem Weiler Vinot, im Gebiete der Seine und Marne, als die natürliche Tochter eines sehr schönen, reichen und vornehmen Mannes. Ihr richtiger Name war eigentlich Eugenie; Heine war es, der ihr den Namen Mathilde beilegte. Vielleicht war dies eine Laune des Dichters in Erinnerung an seine Cousine Mathilde Heine.*) In einem Bauernhause am südlichen Ende Vinots wurde sie geboren. Im Alter von 15 oder 16 Jahren verließ sie ihre Heimath und ging mit ihrer Tante, der genannten Frau Maurel, nach Paris. Nach einem Jahre kehrte sie wieder nach Vinot zurück, doch da sie sich mit ihrer Mutter, die einen gewissen Dubru geheirathet hatte, nicht vertragen konnte, hatte sie sich abermals nach Paris gewendet. Treffend bemerkt Henri Julia: „Das Geschick bereitet uns oft wunderbare Ueberraschungen. Wer das schöne Kind hätte die Kühe weiden sehen, würde wohl nicht geglaubt haben, daß sie eines Tages den größten Dichter neuerer Zeit zu seinen auserlesensten Poesien begeistern, zu den wildesten Schmerzenslauten seiner Seele hinreißen sollte."

Ohne Zweifel war der erste Eindruck, den Mathilde auf den Dichter machte, sinnlicher Art. Das Bauern- und

*) Vielleicht auch gab er ihr diesen Namen zur Erinnerung an die Lady Mathilde, die er in den „Reisebildern" verewigt hat.

Ladenmädchen war, wie gesagt, sehr hübsch, naiv, natürlich, heiter, schalkhaft und vor Allem tugendhaft. Von Frivolität war hier keine Spur. Das frische, lebhafte Mädchen machte auf Heine etwa einen solchen Eindruck, wie einst Christiane Vulpius auf Goethe, der gleichfalls die Blaustrümpfe nicht leiden mochte und dem ursprüngliche Natürlichkeit über Alles ging. Sie putzte sich zwar, nach Art aller Mädchen, gern, aber sie verschmähte alle Toilettenkünste, wie Parfüm, Puder, Schminke, — sie hatte ja diesen Luxus nicht nöthig, denn sie wirkte durch den Zauber ihrer Erscheinung, den Reiz ihrer ganzen Persönlichkeit. Alexander Weill, der um jene Zeit mit Heine sehr befreundet war, schildert ihre damalige äußere Erscheinung folgendermaßen: Ihre Gestalt war von der vollkommmensten plastischen Schönheit. Sie war wie in Marmor gemeißelt. Sie lächelte gern, weil sie wußte, daß dies zwei Reihen der blendendsten Zähne zwischen zwei Lippen sichtbar machte, von dem frischesten Roth, und in den Wangen ein Grübchen grub, das ihr ungemein lieblich stand. Oft brach sie in ein herzhaftes Gelächter aus, was wie von silbernen Glocken ertönte. Was in ihren großen Augen besonders anzog, war der verhüllte, lächelnde Blick, der wie der Mond durch einen Wolkenschleier zwischen den Wimpern des Auges hervorleuchtete. Ihr nicht langes Haar war von einem dunklen kastanienbraun, welches die blendende Weiße ihrer Haut noch mehr hob. Ihr größter Reiz aber lag in Mund und Stimme. Das Einzige, was vielleicht zu tadeln gewesen wäre, war die Stirn, in welche das Haar zu tief hinabreichte.

Der Pinsel des bekannten Malers Lämlein hat sie uns in ihrer ersten Blüte dargestellt, damals, als ihre Schönheit noch ihre ganze Ursprünglichkeit besaß. Sie ist brünett, mit schwarzen Augen, das Haar glatt an den Schläfen heruntergestrichen, wie es damals Mode war. Ein angenehmes Lächeln umschwebt ihre Lippen, und ein kindlicher Ausdruck liegt in den Augen.

Auch ihr gefiel sofort der interessante blonde Deutsche, obwohl er damals noch nicht vollendet französisch conversiren konnte; aber auf die Sprache der Liebe verstand er sich meisterhaft und Mathilde hatte ihn gleich begriffen. Uebrigens konnte damals auch das Aeußere Heines ein Mädchenherz bestricken. Die heimtückische Krankheit hatte ihn zu jener Zeit noch nicht ergriffen. Seine langen, tiefblonden, langgeschnittenen Haare ließen den 35jährigen Mann, wie Karoline Jaubert behauptet, noch jünger erscheinen, als er war. Nach den Angaben Alexander Weills war er 1834 klein, von jugendlichem Ansehen und nachlässig vornehmen Manieren. Seine griechische Nase mit den beweglichen offenen Nasenlöchern hätte keinen jüdischen Ursprung verrathen, ebenso der feingeschnittene Mund, den oft ein sardonisches Lächeln umspielt habe, das jedoch rasch einen gutmüthigen Ausdruck gewann. Seine kleinen, oft geistsprühenden Augen hätten durchdringende Blicke geworfen. Die Stirne sei hoch und breit gewesen. Die nachlässige Kleidung habe stets Eleganz gezeigt; der etwas schleppende Gang sei das Einzige gewesen, was an ihm den Juden verrathen habe. Nahe betrachtet, habe sein blasses, glattes Gesicht einen engelhaften Ausdruck gehabt, der jedoch beim

Sprechen leicht ins Dämonische übergegangen sei.*) Karoline Jaubert erzählt, daß er seine gesellschaftliche Formen besessen habe und in der Conversation geistreich und anregend gewesen sei. Sein Gedächtniß, seine Einbildungskraft seien bewunderungswürdig gewesen, seine Schilderungen, besonders die der landschaftlichen Natur, hinreißend. Er habe über seine kleinen Bosheiten und Satiren selber zu lachen gepflegt, wie um sie zu mildern, habe sich aber selbst mit seinem Spotte nicht verschont.

Von dem deutschen Dichter Heinrich Heine hatte Mathilde Mirat nie etwas gehört; sie wußte auch nicht, daß er ein berühmter Mann sei — es wäre ihr auch gleichgültig gewesen —, sie liebte die Persönlichkeit des Poeten, sie liebte Heine seiner selbst willen, und es muß nachdrücklich betont werden, daß sie ihm ihre Liebe und Treue bis an sein Lebensende bewahrt hat.

Mathilde Mirat war ein reines, tugendhaftes Mädchen — das will in Paris, der „Hölle Paradies“, außerordentlich viel besagen, zumal wenn wir bedenken, daß sie sehr arm war und die Verführung an das bildhübsche Ladenmädchen in allen Gestalten herantrat. Ihre Liebe zu Heine war ihre erste, und der Herzensräuber hatte es ihr gleich angethan.

Man glaube ja nicht, daß sie sich Heine gleich ergeben habe. Sie war ein sittliches Mädchen, hatte Grundsätze. Trotz ihrer Liebe zu Heine zog sie sich im Sommer

---

*) A. Weill, „Souvenirs intimes de Henri Heine,“ S. 29 ff. u. Robert Prölß, „Heinrich Heine“, S. 227.



Mathilde Heine.

1835 von ihm zurück, als sie immer mehr gewahr wurde, daß er ihr wohl sein Herz, aber nicht seine Hand bieten wolle.

Ich weiß nicht, ob Frau Jaubert genau unterrichtet ist, wenn sie behauptet, daß die Gunst Mathildens erst auf Betreiben ihrer Tante, der Frau Maurel, welche von Heine 3000 Francs erhalten habe, erlangt werden konnte. So weit wir den energischen Charakter des jungen Mädchens kennen, glauben wir nicht, daß sie sich für ihre Tante aufgeopfert habe, zumal sie von reichen Anbetern genugsam umschwärmt wurde und es ihr keine Mühe gekostet hätte, für viel größere Summen ihre Liebe zu verkaufen. Die „Frau Gevatterin“, die „kleine Fee“, liebte den Klatsch, und sie ist daher in diesen Punkten ziemlich unzuverlässig! Das Richtigste wird wohl sein, daß bei beiden schließlich die Liebe so mächtig wurde, daß sie darüber ihre Grundsätze verleugnete und er ihr Treue bis in den Tod schwor. Deshalb ist auch die pathetische Ansprache, welche Karoline Jaubert Mathilden in den Mund legt und die mit deren Charakter sich nur schwer vereinbaren läßt, mit Vorsicht aufzunehmen. Sie soll nämlich, nachdem sie ihn erhört hatte, vor ihn hingetreten sein und gesagt haben: „Ich habe Dir Alles gegeben, was ein ehrbares Mädchen einem Manne geben kann, den sie liebt, und was ihr dieser nie zu ersetzen vermag. Wenn Du glaubst, ich wisse nicht, daß Du mich erkauft hast, so bist Du im Irrthum. Ich aber, ich habe mich nicht verkauft. Wisse denn, daß ich Dich nicht verlassen werde, ob Du mich liebst oder nicht, ob Du mich heirathest oder nicht, ob Du mich mißhandelst oder nicht. Ich verlasse Dich nicht, hörst Du — nie, nie, nie, nie!“

Thatsache ist, daß Mathilde Mirat von ihrer Tante wegging, und daß Heine mit ihr seitdem in wilder, oder — wenn das besser klingt — „freier", Ehe zusammenlebte. Sie wohnte zuerst mit ihm zusammen, dann miethete er sie in der Cité bergère Nr. 3 ein.

Es ist zweifellos, daß Heine seine Mathilde leidenschaftlich liebte, daß deren Besitz ihn unendlich glücklich machte und daß er auf sie eifersüchtig wie ein Türke war! Nur diese allmächtige, sein ganzes Sinnen und Denken gefangen nehmende, sein Herz in Fesseln schlagende Liebe konnte im Stande sein, seine laxen Grundsätze in den Hintergrund treten zu lassen und aus dem leichtlebigen, oberflächlichen Lebemann einen ernsten und besorgten Ehemann zu machen.

In den Briefen aus jener Zeit, welche er an Freunde in der Heimath schrieb, bricht diese glühende Liebe zu Mathilde zuweilen mit elementarer Gewalt durch.

Die erste Andeutung über dieses Verhältniß findet sich in einem, bereits erwähnten, Briefe des Dichters an seinen Freund August Lewald vom 11. April 1835.*) Dort heißt es u. A.:

„Wie soll ich mein Stillschweigen gegen Sie entschuldigen! Und Sie haben noch obendrein die Freundschaft, mir die gute Ausrede zu insinuiren, daß Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen, ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, als ich bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß, aus der ich mich noch nicht

---

*) Vgl. oben S. 186 ff.

herausgezogen. Seit October hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht unmittelbar hierauf Beziehung hatte. Alles vernachlässigte ich seitdem, Niemand sehe ich und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke . . . und so oft habe ich darüber geseufzt, daß Sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und das ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft umtäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomon gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte."

Acht Wochen später heißt es in einem Briefe an seinen Verleger Julius Campe:

„Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den letzten drei Monaten schlagen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, daß ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hineingerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleich gestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe, ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Jetzt, Dank meiner unverwüstlichen Gemüthskraft, ist

die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von St. Germain,*) im lieblichen Kreise vornehmer Persönlichkeiten. Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt."

Wenn Heine übrigens gedacht hatte, daß seine Liaison mit Mathilde nur eine vorübergehende sein werde, so hatte er sich darin getäuscht. Von Jahr zu Jahr wurde die Liebe zu Mathilde immer mächtiger in seinem Herzen, und er mußte sich davon überzeugen, daß er mit ihr einen Bund für's ganze Leben eingegangen sei. Er stellte seinen Freunden überall Mathilde als seine Frau vor und Niemand, der in Erfahrung brachte, daß die Ehe noch keine bürgerliche Sanction erhalten, nahm Anstoß an diesem Verhältniß, denn solche „ménages parisiens" sind ja in Paris gang und gäbe.

Je mehr Heine seine Geliebte kennen lernte, desto höher stieg auch seine Achtung vor ihrem reinen Sinn und in ihr lernte er auch den weiblichen Charakter mehr schätzen, als es bisher der Fall war. „Unter dem Wort Weib," bemerkt Heine einmal in einem Briefe an Campe, wo von diesem Verhältnisse die Rede ist, „verstehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau," und an August Lewald schreibt er: „Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer

*) Die Fürstin Belgiojoso; vgl. oben S. 187.

tollen Laune, und unser Ehestand ist ebenso moralisch, wie der beste in Krähwinkel."

Nicht nur die Flitterwochen, sondern auch die Flitterjahre seiner jungen Ehe genoß er in ungestörtem Glück. Jene Zeit gehörte vielleicht zu der glücklichsten seines Lebens, und wenn man jene idyllischen Aeußerungen in seinen Briefen liest, wird man den alten Spötter Heine kaum erkennen. Aus Coudry, neben Plessy, wo er im Mai 1836 weilte, schreibt er in heiterster Stimmung an Lewald, und ein wahrer Sonnenschein der Beseligung strahlt uns aus diesen Zeilen entgegen:

„. . . Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer übereilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch. Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und Mathilde erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune; nur höchst selten noch denk' ich daran, mich selbst zu vergiften oder zu asphyiren; wir werden uns wahrscheinlich auf eine andere Art um's Leben bringen, etwa durch eine Lectüre, bei der man vor Langeweile stirbt."

Mathilde erschöpfte sich in kleinen Aufmerksamkeiten, nicht nur betreffs Heines, sondern auch gegenüber seinen Freunden. So stickte sie z. B. für Lewald einen Teppich, und der glückliche junge Ehemann schreibt diesem:

Paris, 27. Juni 1837.

„Durch diese mühsame und langwierige Arbeit hat sie mir bewiesen, daß sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig, also auch sehr treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiß ebenso wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugniß ihrer Treue überlieferte, oder glauben Sie wirklich, daß diese Madame Ulysses des Nachts die Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weis gemacht, als dieser sich wunderte, warum er kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intriguen gesponnen. — Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppich arbeitete, als sie wußte, daß ich Ihnen denselben zum Geschenk bestimmte. Wir leben beide sehr glücklich; d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe . . . ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müßte, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes, es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig."

Wie Lewald, so mußte auch J. H. Detmold, einer seiner intimsten Freunde, von dem Glücke Heines gar oft hören. Aus Greville, wo er sich im „Wonnemond" 1337 mit Mathilde aufhielt, schreibt er ihm u. A.:

„Meine atra cura ... befindet sich wohl, vergnügt und führt sich gut auf, über Erwarten gut. Kindisch amüsirt es sie, am Strande die hübschen Muscheln zu suchen. Erst morgen oder übermorgen kann ich Ihnen sagen, ob ich hier bleiben werde. Beständig sprechen wir von Ihnen."

Und darunter stehen die Worte:

„Nous parlons toujours de vous, et je vous salue avec beaucoup d'amitié. Si nous restons ici, il faut que vous venez nous rejoindre. Mathilde,

den 23. Mai."

Nur die „Wildheit der theuren Person" — wie er an August Lewald klagte, ängstigte ihn manchmal —, auch war er, obschon Mathilde ihm dazu gar keine Veranlassung bot, außerordentlich eifersüchtig. Wir werden noch weiter unten mehrere derartige drastische Beispiele anführen. Mathilde war freilich auch nicht frei von eifersüchtigen Aufwallungen. Eine darauf bezügliche sehr bezeichnende Stelle findet sich in einem Briefe an Lewald vom 3. Mai 1836; dort heißt es u. A.:

„... Herr N. hatte ihr so viel Rühmliches über meine Schriften gesagt, daß sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel ging und die französische Ausgabe der „Reisebilder" für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite darin gelesen, als sie blaß wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gottes Willen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle darin gestoßen, und eifersüchtig, wie sie ist, will sie nicht einmal, daß ich vor ihrer Regierung

einer Anderen gehuldigt haben sollte, ja, ich mußte ihr versprechen, daß ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.“

Hier und da hatte Heine allerdings in den ersten Jahren seiner Ehe den Gedanken, sich von ihr zu trennen, denn es graute ihm zuweilen vor ihrem Eigensinn, ihrer Launenhaftigkeit und ihrem leidenschaftlichen Naturell. Er seufzt dann:

„Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende haben; es ist deßhalb heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht von dem dunklen Augenblick bezwungen zu werden“ — aber solche Grillen verflogen gar bald vor einem Blick, einem Lächeln seiner schönen und ihn so zärtlich liebenden „Frau“.

Nie bereute Heine diese Wahl; seine Briefe und Schriften enthalten so beredte Ausdrücke seiner Seligkeit, daß es uns in hohem Grade thöricht erscheint, wenn von gewisser Seite der Versuch gemacht wird, diese Verbindung als eine unglückliche hinzustellen, — im Gegentheil! es hat nur wenige Ehen gegeben, wo es trotz der jahrelangen, schrecklichen Leiden des „Gatten“, eine so ungetrübte, auf wahrer Liebe fußende Herzensgemeinschaft gegeben hätte!

Alfred Meißner*) hat in seinem Buche über Heinrich Heine, welches er, wie man weiß, gleich nach dem Tode des Dichters veröffentlichte, authentische Beweise für diese gewaltige Liebe beigebracht. Man kann — sagt er — der

*) Erinnerungen an Heinrich Heine, Hamburg 1856, S. 193 ff.

Ansicht sein, daß der Dichter anders hätte wählen sollen, aber man muß gestehen, daß seine Ehe eine eigenthümliche und poetische war. Ihr Gemüth war das weichste, das sich denken läßt und ihr Zeitvertreib der harmloseste. Mit ihrem Papagei plaudern, mit Pauline, ihrer Gesellschafterin, täglich zu Wagen eine Promenade in dem Champs Elisées machen und dann erzählen, was sie gesehen — das war ihr Leben. Heine hatte einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe — Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Cruzifix und einen kleinen Jesus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie sie von Haus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind!“ pflegte er zu sagen und — hatte Recht.

Fortwährend neckte er sie und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Comödie, bis Mathilde ihr Mißverständniß merkte und beide sich unter Lachen umarmten. „Ich werde,“ sagte er einst ernsthaft — „nach meinem Tode Mathilden Alles, was ich besitze, hinterlassen, aber nur unter einer unabänderlichen Clausel.“

„Ach, wie kannst Du von solchen Dingen reden!“ rief Mathilde.

„Was ist die Clausel?“ fragte Alfred Meißner.

„Daß sie sich ungesäumt wieder verheirathen muß.“

„Welche bizarre Idee!“

„Ja,“ fuhr Heine fort, „Du sollst einen Mann nehmen! So wird doch Jemand da sein, der einige Male des Tages meinen Hingang aufrichtig beklagt!“

Für Frau Mathilde war Heine nicht der große Poet, wie der übrigen Welt, er war ihr aber der beste, herzlichste und aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie, die lächelnde Französin, Alfred Meißner einige Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzensgüte waren. Geistreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wußte nichts dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Ueber ihn selbst wußte sie so wenig zu erzählen, wie ein Kind, das in seiner Nähe gelebt.

Auch Heinrich Laube bestätigt diese Beobachtungen Meißners.*) Heine, berichtet er, hatte die größte Freude an ihrem naiven Geplauder. Stets, bis zu seinem letzten Athemzuge, hat er sich glücklich gepriesen in ihrem Besitze, und er selbst hatte immer etwas Naives und Kindliches, wenn er von ihr erzählte und sie schilderte. In keinem anderen Verhältniß hat Laube den Dichter so viele liebenswürdige Züge und Wendungen enthüllen sehen, welche aus seinen besten Gedichten wie mit Kinderaugen herausblicken. Er war durchaus lieb und gut und fein und liebenswürdig mit seiner sogenannten „kleinen Frau“. Es

---

*) Gartenlaube, Jahrgang 1868 und später in seinen Lebenserinnerungen.

war sehr drollig, wenn sie fragte, ob es denn wahr wäre, daß ihr Henri ein berühmter Dichter sei?

Auch seinen Geschwistern gegenüber überfloß er von Begeisterung für Mathilde. So schreibt er 1843 an Maximilian Heine:

„Meine Frau ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht, in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die an's Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlicher Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen kann."

Als 1847 der Uebersetzer Petöfi's, der deutsch-ungarische Schriftsteller Kertbeny, ihn besuchte, fragte er ihn:

„Haben Sie schon eine echte Pariser Grisette gesehen? Rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu und ehrlich? Sie müssen durchaus keinen deutschen Begriff mit in das Bild mischen, sonst beschmutzen Sie es; Mathilde ist nicht leidenschaftlich, aber auch nicht sentimental; sie ist durch und durch gut, keine Geliebte im lyrischen Sinne, aber eine Freundin, wie es eine Französin nur sein kann."

Ich habe schon erwähnt, daß sich Heine, der Freigeist und Spötter, nie in ihr religiöses Leben gemischt hat — im Gegentheil! es freute ihn, wenn sie betete, ihre religiösen Gebräuche verrichtete und schön geputzt zur Kirche ging. „Es ist sehr gut," schreibt er einmal in seiner lustigen Weise, „wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Confession mehr

Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben, behalten sie den Kummer darüber nicht lange im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhalten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch gräuliche Prüderie und zänkische Uebertugend abzubüßen. Auch in anderer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimniß nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, so ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß sie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen."

Aus all' dem leuchtet hervor, daß Heine seine Mathilde mehr als Alles auf Erden geliebt hat. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, sagt Meißner mit Recht, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren und sie für den Rest ihrer Tage sicher zu stellen. Es war sein ewiger Schmerz, daß er in den Tagen des Glückes zu wenig gewirthschaftet und nichts zurückgelegt, und er suchte nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Nur für sie strengte er seine letzten Kräfte zur Arbeit an, und jeder Artikel seines Testaments giebt Zeugniß von einer Sorgfalt, die

sich bis über das Grab hinaus erstreckte. Sie war seine Puppe, die er zierlich anzukleiden pflegte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Concerte, lächelte, so oft sie ihm entgegen kam und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte. An seinen Geistesprozessen hat sie allerdings nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie etwas gewußt, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang zur Seite gestanden. Er pflegte zu sagen, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen. Man sollte glauben, es hätte ihn verstimmen oder verletzen müssen, nein! es amüsirte ihn nur.

Und doch haben Klatschschwestern aller Art — auch männlichen Geschlechts — das Märchen ausgeheckt, der so zärtliche und liebevolle Gatte hätte seine Frau zuweilen mißhandelt! Diese böswilligen Erfindungen sind zu albern, als daß man sie ernst nehmen sollte! Heine war stets ritterlich gegen sie gesinnt und übte immer die zarteste Rücksicht. Trotz seiner furchtbaren Eifersucht ließ er sie mit Freunden, wie z. B. Alexander Weill in den Circus und in's Theater gehen, auch er ging mit ihr in Concerte, die er nicht liebte und auf Bälle, obschon er nie tanzte. Ein Feind des Luxus, hatte er nichts dagegen, wenn sie sich putzte und schmückte. Im Sommer zog er mit seiner Mathilde, so lange er gesund war, auf's Land oder an's Meer und er bot Alles auf, um sie zu zerstreuen und zu beglücken. Mehrere Jahre hindurch bestand ein reges Verhältniß zwischen Heine und Theophile Gautier und Alphons

Royer. Auch sie lebten in freier Ehe mit zwei der schönsten und liebenswürdigsten Frauen. Im Winter kam man im Café Montmartre, im Sommer in Montmorency zusammen. Es war ein köstliches Leben. „Nie hat die Natur — versichert uns Weill — drei schönere Geschöpfe wieder hervorgebracht, als die Frauen dieser drei Dichter.“

Heine war, wie schon erwähnt, bestrebt, das Kind der Vorstadt auch zu bilden und ihre arg vernachlässigte geistige Ausbildung zu vervollständigen. Er gab sie deßhalb in ein Pensionat und besuchte sie nur des Sonntags. Heinrich Laube erzählt, daß er ihn eines Sonntags mitgenommen habe. Die jungen Pensionärinnen hätten einen kleinen Ball, und wir sollten seine „kleine Frau“ tanzen sehen. Sie war bei Weitem die größte unter allen, tanzte aber zum Entzücken ihres Mannes mädchenhaft und graziös wie der kleinste Backfisch. Wie glücklich war er damals, wie unbefangen im Zauberkreise seiner Neigung! Jede Stufe der fortschreitenden Schulbildung, besonders in Geographie und Geschichte, gab ihm Stoff zu lustigen Betrachtungen. Daß sie die Reihe der egyptischen Könige jetzt besser auswendig wußte, als er selbst, und daß sie ihn belehrt habe über den wunderlichen Vorfall mit der wollespinnenden Lucretia, fand er reizend über alle Maßen.

Eifersüchtig wachte Heine darüber, daß der gute Ruf seiner Mathilde gewahrt wurde! Wehe demjenigen, der es wagte, ihr nahe zu treten! Als der Dichter Ludwig Wihl im April 1839 einen Aufsatz veröffentlichte, worin er Mathilde mit Therese Lavasseur verglich, schrieb Heine an Julius Campe in leidenschaftlichsten Ausdrücken einen

Brief,*) worin er ihn beschwört, Wihl, diesem „Ritter der Wahrheit“, die Thür zu weisen!

Er war glücklich, wenn der „tolle Engel“ von seinen Freunden gefeiert wurde. In der That ist sie auch von vielen deutschen und französischen Dichtern besungen worden. Er stiftete ihr zu diesem Zweck ein Album, welches er mit folgendem kleinen Gedichte eröffnete:

Hier auf gewalkten Lumpen soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig
Versifizirten Firlefanz.

Ich, der gewohnt, mich auszusprechen,
Auf deinen schönen Rosenmund
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund.

O Modewuth! Ist man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt,
Bis man, wie andre Sangeslichter
Ihr einen Reim ins Album setzt.

Gérard de Nerval, der zu früh verstorbene junge französische Poet, schrieb in ihr Album den Vers:

Vous avez les yeux noires, e vous êtes belle,
Que le poète en vous voit luire l'étincelle,
Dont s'anime sa force et que nous envions.
Le génie à son tour embrase toute chose;
Il lui rende sa lumière, et vous êtes la rose,
Qui s'embellit sous ses rayons.

---

*) Kritische Gesammtausgabe, Bd. IX, S. 228 ff.

Sehr kränkte es Heine, daß Leon Gozlan taktlos genug war, ins Album Mathildens die nachfolgenden Zeilen zu schreiben:

Il n'y a qu'un seul moyen de se défaire d'une maîtresse. Il faut en faire sa femme.

Léon Gozlan.

(Es gibt ein einziges Mittel, eine alte Geliebte loszuwerden. Man heiratet sie.)

Mathilde und Heine hätten wohl noch lange in dieser wilden Ehe zusammengelebt, wenn nicht plötzlich ein Ereigniß dazwischen gekommen wäre, welches es dem zärtlichen Geliebten zur Pflicht gemacht hätte, für die Zukunft seiner Geliebten zu sorgen. Er konnte dies nur dadurch bewerkstelligen, daß er sich entschloß, sie zu seiner legitimen Gattin zu machen. Man weiß, daß ich das Duell Heines mit Salomon Strauß, dem Gatten der von ihm so schwer beleidigten Jeanette Wohl, im Auge habe. Ich habe mich in meinem Werke: „Das Buch berühmter Duelle"*) über diese cause célèbre eingehend geäußert, und indem ich darauf verweise, sei hier nur hervorgehoben, daß der Dichter nicht eher in den Zweikampf gehen wollte, bevor er nicht sein Liebstes auf Erden gegen alle Unbilden einer unsicheren Zukunft nach Kräften sicher gestellt hatte. Das Duell mit Salomon Strauß fand am 7. Sept. 1841 statt, und, 8 Tage vorher, am 31. August desselben Jahres führte der Dichter, welcher sich bürgerlich wie kirchlich

*) „Das Buch berühmter Duelle", von Dr. Adolph Kohut, Berlin (Alfred H. Fried), 1888. S. 69 ff.

trauen ließ, Mathilde als sein legitimes Weib, „vor Gott und Menschen“, heim.

Henri Julia hat die betreffenden Trauungsakte*) vor vier Jahren mitgetheilt und mögen einige derselben hier folgen. Die Heirath fand, wie gesagt, am 31. August auf dem Standesamt des elften Bezirks zu Paris statt, und lautet die Civilverhandlung in ihrer ganzen breiten Umständlichkeit also:

„Präfectur des Seinebezirks der Stadt Paris.
Auszug aus den Trauacten.

Im Jahre 1841, am 31sten Tage des Monats August, um 10 und ein halb Uhr Vormittags.

Vor uns, Pierre Jean Baptiste Henry Vaillant, Ritter der Ehrenlegion, Amtsgehilfe des Herrn Stadtrichters des 11. Bezirks und die Obliegenheiten eines Standesbeamten ausführend, sind im Amtslocal erschienen: Herr Heinrich Heine, Schriftsteller, wohnhaft zu Paris, große Augustinerstr. Nr 25, geb. zu Düsseldorf in Preußen am 31. Dec. 1799, ältester Sohn des in Hamburg verstorbenen Samson Heine und der Betty Geldern, seiner Gemahlin, zu Hamburg wohnhaft; so, wie es aus einem, vom Civiltribunal des Seinedepartements vom 15. August dieses Jahres gefällten Urtheilsspruche hervorgeht, der die vom Friedensrichter unseres Bezirks in aller Form aufgenommene öffentliche Urkunde gerichtlich bestätigt und dazu dient, dem Bittsteller, zum Zweck der Eheschließung, seinen Geburtsschein, die Todesurkunde seines Vaters, die Einwilligung seiner Mutter, die Todesurkunden seiner

*) Deutsche Revue, August 1884.

Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits und ein ärztliches Gesundheitsattest zu ersetzen,

und Fräulein Crescenzia Mathilde Mirat, ohne besonderen Stand, in Paris wohnhaft in eben derselben großen Augustinerstr. Nr. 25, geboren zu Vinot de la Crétoire im Seine- und Marnegebiet am 15. März 1815, älteste Tochter des verstorbenen Johannes Mirat und der seit mehreren Jahren verschollenen Crescenzia Mirat, so, wie es aus der vorerwähnten Urkunde hervorgeht, welche der Bittstellerin zum Zweck der Eheschließung ebenfalls dazu dienen soll, ihren Geburtsschein, die Todesurkunde ihres Vaters, die Einwilligung ihrer Mutter und die Todesurkunden ihrer Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits zu ersetzen,

diese beiden haben uns ersucht, zu der zwischen ihnen beabsichtigten Eheschließung zu schreiten, nachdem dieselbe am Sonntag, den 15. und am Sonntag, den 22. August d. J. an der Hauptthüre unseres Amtsgebäudes um 12 Uhr Mittags angekündigt worden ist.

Da uns keinerlei Einwendung gemacht worden ist, sind wir, den Ansuchenden ihr Recht gewährend, zur öffentlichen Eheschließung geschritten und haben, nach Vorlesung der gerichtlichen Bestätigung, des Auszuges aus den „gelesen, genehmigt und unterschriebenen“ öffentlichen Ankündigungen, sowie des sechsten Kapitels des Zivilrechts, betitelt „von der Ehe“, den zukünftigen Gatten und die zukünftige Gattin gefragt, ob sie sich zu Mann und Weib nehmen wollten. Da jedes derselben einzeln und bejahend geantwortet hat, erklären wir im Namen des Gesetzes, daß

Herr Heinrich Heine und Fräulein Crescenzia Mathilde Mirat durch die Ehe verbunden sind.

Davon nehmen wir eine Verhandlung auf in Gegenwart der Herren Jakob Julian Dubochet, Verlagsbuchhändler, 43 Jahre alt, in St. Germain, Rue de Seine Nr. 33 wohnhaft, Paul Herzfeld, Doktor der Philosophie, 27 Jahre alt, Rue de Larochefoucault Nr. 24 wohnhaft, beide Freunde des Gatten; Denis Ludwig Gregor Faultrier, Hauseigenthümer, Ritter der Ehrenlegion, 55 Jahre alt, Rue de l'Oursine Nr. 84 wohnhaft, und Oskar Theophil Barrieu, Sprachlehrer, Rue Coquenard Nr. 29 wohnhaft, beide Freunde der Gattin. Dieselben haben, nachdem ihnen alles vorgelesen worden ist, mit uns und den beiden Parteien unterschrieben.

Im Register gezeichnet:

Heinrich Heine. M. C. Mirat.
Dubochet. Herzfeld. Faultrier. Barrieu.
Vaillant."

An demselben Tage fand auch die kirchliche Feier statt, und Heinrich Heine, dieser Heide, kniete am Altar nieder, um aus den Händen des katholischen Priesters das Sacrament der heiligen Ehe zu empfangen, er, der bekanntlich als Jude geboren war und dann zum Protestantismus übertrat.

Hier ist das Beweisstück kirchlicher Trauung:

„Kirchspiel St. Sulpice.

Auszug aus den Trauakten des Kirchspiels.

Am 31. August 1841, nach Vorlegung des geistlichen Dispenses wegen Verschiedenheit der Religionen und der

Ausfertigung des Standesbeamten vom elften Bezirk (vom heutigen Datum), habe ich, der unterzeichnete Pfarrer, die gegenseitige Einwilligung zur Eheschließung empfangen von Christian Johann Heinrich Heine, Schriftsteller, 41 Jahre alt, nicht katholisch, ältestem Sohn des verstorbenen Samson Heine und der Elisabeth Geldern, dessen Witwe, einerseits, und von Crescenzia Mathilde Mirat, 26 Jahre alt, ältesten Tochter des Nikolaus Mirat und der Crescenzia Mirat, dessen Witwe, andererseits; beide aus diesem Kirchspiel und daselbst große Augustinerstr. Nr. 25 wohnhaft, in Gegenwart folgender Zeugen: Paul Herzfeld, Doktor der Philosophie, Rue Larochefoucault Nr. 24, Oskar Theophil Barrieu, Sprachlehrer, Rue Coquenard Nr. 31, Denis Ludwig Gregor Faultrier, Hauseigenthümer, Rue de l'Oursine Nr. 84.

Daraufhin habe ich vorliegendes Schriftstück mit besagten Gatten und Zeugen unterschrieben in der Sakristei von Saint-Sulpice am oben genannten Tage und Jahre.

(Hier folgen die Unterschriften im Register.)

Gesetzmäßig ausgefertigt von mir, dem unterzeichneten Pfarrer von Saint-Sulpice.

Paris, am 1. September 1841.

gezeichnet: l'abbé Barrande."

Als Anhang folgt nun eine Instruktion, also lautend:

„Die Verpflichtung, den Staatsgesetzen zu gehorchen, darf die Christen nicht vergessen lassen, daß sie auch Gottes und der Kirche Gesetzen zu gehorchen haben. Jeder Christ sollte wissen, daß die Ehe nicht ein Uebereinkommen ist, um den Gatten bürgerliche Rechte zu geben, sondern

auch ein von Jesus Christus selbst eingesetztes Sakrament, das die Vereinigung von Mann und Weib heiligt. Es genügt für den katholischen Christen nicht, vor den Behörden zu erscheinen, sondern seine Ehe gilt erst dann vor Gott, wenn sie in der Kirche eingesegnet worden ist."

Der Dichter feierte seine Hochzeit in merkwürdiger Weise. Er lud nur diejenigen von seinen Freunden ein, welche in „wilder" Ehe lebten und denen er ein gutes Beispiel geben wollte. Er ermahnte sie dabei allen Ernstes, ihre Geliebten zu heirathen.

Zwei Tage nach der Ehe hatte er auch sein Testament gemacht, worin sich gleichfalls die ganze Liebe Heines zu Mathilden documentirt. Er setzte Mathilden zu seiner Universalerbin ein.

Daß er diesen hochwichtigen Schritt mit Freuden einging, kann man aus den Briefen ersehen, die er über dieses Ereigniß in jener Zeit schrieb. An Julius Campe berichtet er einige Tage darauf — 5. Sept. 1841 —: „Heute melde ich Ihnen ein Begebniß, welches ich Ihnen bereits mehrere Tage vorenthielt — nämlich meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und geachtet ward und nur von einigen klatschsüchtigen Deutschen aus der Frankfurter Clique*) mit schnöden Epitheten eklaboussirt ward. Die Ehrenrettung durch gesetzliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit

*) Jeanette Wohl und Salomon Straus.

meiner eigenen Ehre.“ In einem Briefe an Heinrich Laube scherzt er allerliebst: „Ich lebe jetzt in ernsthaftestem Ehestand, ich treibe Monogamie“; während er an August Lewald die Worte richtet: „Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie ersehen haben. Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis einer von uns Beiden getödtet, ist gewiß gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse.“

Er stand damals auf dem Zenith seines Glückes. Mit seinem Weibchen bezog er ein neues und elegant eingerichtetes Logis, Rue de Faubourg Poissonnière Nr. 46. „Ich wohne sehr hübsch,“ schreibt er, „und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein.“

* * *

Mathilde war eine wackere Hausfrau, welche das Heim des Dichters zu einem sehr gemüthlichen gestaltete. Sie liebte ihn aufrichtig und leidenschaftlich und glaubte an seine Treue. Sie meinte in ihrer Naivetät, daß die Deutschen treuer seien als die Franzosen: „par ce qu'on ma dit, que les Allemands sont plus fidèles que les Français.“ Diese Heirath übte auch auf die Production des Dichters einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß aus. Die Sorge für Mathildens Wohl und Zukunft veranlaßte ihn zu fleißiger Arbeit. So entstanden z. B.

damals die Vorrede zu einer deutschen Ausgabe des „Don Quixote“, eine Reihe von Briefen über die französische Bühne für die von August Lewald herausgegebene „Allgemeine Theater-Revue“, die „Erläuterungen zu Shakespeares Mädchen und Frauen“ ꝛc.

Die Gattin des Dichters hatte einige Liebhabereien, über welche in Paris und namentlich bei den Hamburger Freunden viel gesprochen und raisonnirt wurde. Eine solche war ihre außerordentliche Liebe zu den Thieren, namentlich zu den Papageien. Henri Julia berichtet, daß er bei ihr eine Legion von Vögeln, die sie selbst verpflegte, gesehen habe; ebenso hatte sie eine ganze Auswahl von Hunden. Es war ihr überdies Bedürfniß, neben den Thieren allerlei Kunstgegenstände um sich zu haben, an denen sich ihr Herz erfreute.

Namentlich über ihre Papageien ist viel Anecdotenhaftes berichtet worden.

Wie sehr sie an ihrem „Cocotte“ hing, mag nachstehendes Geschichtchen beweisen, welches der kranke Dichter selbst Alfred Meißner erzählte. „Ich war gestern,“ sagte jener, „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte versprochen, um vier Uhr zurück zu sein; es wird halb fünf, sie kommt nicht; es wird halb sechs, sie kommt nicht; es wird halb sieben, sie kommt immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächst. Sollte sie des kranken Mannes überdrüssig geworden und mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein? In meiner peinlichen Angst schickte ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und lasse

fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da ist. Ja, Cocotte ist noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen."

Doch liebte sie nicht nur die Thiere, sondern hatte ein erbarmungsvolles Herz auch für die Menschen. Sie that viel Gutes. Dabei erntete sie oft schmählichen Undank. Einen solchen eklatanten Fall führt Henri Julia an. Eines Tages ergab sich Heine einem tiefen Nachdenken; dieses Nachdenken galt seiner Frau. „Wenn ich so fortfahre, Mathilde wie ein Kind zu behandeln, so wird sie niemals lernen, für sich selbst zu sorgen. Ich muß sie von jetzt an allmälig daran gewöhnen, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen." Und unter dem Eindruck dieses Gedankens gab er ihr eine große Summe von Nordbahn-Aktien in Verwahrung. Wie schlecht war aber hier das Geld angelegt! In kurzer Zeit wurde die arme Frau von angeblichen Freunden thatsächlich ausgeplündert. Sie kamen zu ihr, klagten ihr Leid und zogen so viel von ihr, als sie nur konnten, um dann nicht allein sie nicht mehr zu besuchen, sondern auch auf der Straße fortzulaufen, wenn sie ihr begegneten.

„Und wenn Ihr Gatte," fragte Julia sie, „nun eines Tages die Eisenbahnaktien, die er Ihnen anvertraut hatte, hätte sehen wollen, was würden sie gethan haben?"

„Da wäre ich ins Wasser gesprungen!"

Ich habe schon erwähnt, daß Heine auf Mathilde stets maßlos eifersüchtig war, obwohl sie die keuscheste und tugendhafteste Frau gewesen. Er wollte das zwar in seinen Briefen und Gesprächen mit seinen Freunden nicht wahr halten,

doch ist dem so. Hier und da machte er aber doch seinem gepreßten Herzen Luft. „Ach," seufzte er einst, als Alfred Meißner ihn besuchte, „was kann ich thun! Ich muß jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen! Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männer concurriren?"

Mit seinem langjährigen Freund Alex. Weill soll Heine deshalb gebrochen haben, weil er ihn im Verdacht hatte, daß er Mathildens Tugend nahe getreten sei.*)

Als er im Jahre 1837 mit Mathilde und dem schon genannten Detmold in einem Restaurant zu Mittag aß und einige adelige Studenten sich herausnahmen, Mathilde mit Blicken zu molestiren, sprang er leidenschaftlich auf und ertheilte dem nächsten der übermüthigen jungen Leute eine Ohrfeige. Die Folge war eine Herausforderung, die aber schließlich auf friedlichem Wege beigelegt wurde.

Im Jahre 1843 besuchte Heine, wie man weiß, nach 13jähriger Abwesenheit Deutschland zum ersten Male wieder. Der Zweck des Besuches bestand darin, seine alte Mutter und seine Schwester Charlotte wiederzusehen, wie auch um mit Campe einen neuen Vertrag abzuschließen. Er reiste allein — aber sein Herz blieb in Paris bei seiner Mathilde. Ergreifend tritt sein Trennungsschmerz in dem Gedichte zu Tage:

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen,
Ich drücke dich so fest an mein Herz
Und muß dich doch verlassen.

*) Gegen diesen richten sich auch Heines Warnungen in seinen Briefen aus Hamburg 1843.

Die lechzende Qual sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke —
Muß wieder athmen deutsche Luft,
Damit ich nicht ersticke.

Fleißig schrieb er ihr während der Reise und von Hamburg aus, und die Briefe enthalten eine reiche Fundgrube der Sehnsucht, der zärtlichsten Liebe. Schon in Bremen erwacht in ihm die Eifersucht. Er bemerkt in seiner drolligen Weise: *)

„. . . Bei alledem ist mein Herz voller Sorgen; ich habe mein armes Lamm in Paris gelassen, wo es so viele Wölfe giebt. Ich bin die arme Hälfte eines Hahns."

Von Hamburg aus berichtet er ihr mit Freuden, daß man dort im Allgemeinen gut von ihr spreche, obschon man sich in Hamburg gimmiger als anderswo verlästere. Er nennt sie „Nonotte", mit Anspielung auf den Jesuiten Nonotte, welcher durch seine Polemik gegen Voltaire bekannt ist, um sie wegen ihrer Frömmigkeit zu necken. Er macht sich Gewissensbisse, ohne sie allein gereist zu sein. „Es ist ein großer Entschluß," schreibt er ihr, „daß ich Dich allein in Paris gelassen, in diesem schrecklichen Abgrunde! Vergiß nicht, daß mein Auge immer auf Dir ruht; ich weiß Alles, was Du thust, und was ich jetzt nicht weiß, werde ich später erfahren."

Er ist in einer steten Aufregung. So heißt es in einem Briefe vom 5. November 1843:

*) Aus dem Nachlaß, Hamburg, 1875.

„Ich denke beständig an Dich, und ich vermag nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht! . . . Mein Gott, mein Gott! Seit vierzehn Tagen hab' ich Dich nicht zwitschern hören. Und ich bin so fern von Dir — es ist ein wahres Exil!"

Mit jubelnder Begeisterung theilt er ihr kurze Zeit darauf mit, daß er bei Campe für ihre Zukunft gesorgt habe. „Wenn ich sterbe," schreibt er ihr, „wird diese Rente — 2400 Franks — auf Dich übergehen und mein Buchhändler muß Dir alljährlich dieselbe Summe auszahlen . . . Es ist die Pflicht jedes Mannes, für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen, und seine Wittwe nicht Streitigkeiten ausgesetzt zu lassen, das ist kein Verdienst, sondern Pflicht."

Dem großen Kinde verspricht er natürlich hübsche Geschenke mitzubringen — was in der That auch geschehen ist.

Ein Jahr darauf reiste der Dichter mit ihr zusammen nach Hamburg — aber die gehoffte herzliche Aufnahme Seitens der Familie blieb aus. Die Fürstin della Rocca behauptet, daß Mathilde es gewesen sei, welche keine intimere Berührung ermöglicht habe. Und warum? Man höre:*) „Ihr französischer Charakter, ihre Pariser Gewohnheiten paßten nicht zu unseren strengen deutschen Sitten, und auch sie konnte sich nicht im Kreise unserer Familie glücklich fühlen, da sie nicht geliebt, sondern nur geduldet wurde."

Es ist ein sehr unvorsichtiges Wort, welches die Prin-

*) „Erinnerungen an Heinrich Heine," S. 105 ff.

cipessa hier ausgesprochen. Also man liebte Mathilde nicht, sondern man duldete sie bloß! Man denke sich die Situation. Nach vierzehnjähriger Trennung kommt Heine, der berühmte Dichter, in seine Heimath zurück und bringt sein Liebstes auf Erden, seine Frau mit, aber man läßt es sie fühlen, daß sie eigentlich ein Eindringling in der Familie, daß ihre Verbindung mit Heine nur eine Mesalliance, eine Schande für die Familie sei! ... Das arme Naturkind mußte sich ja durch diese Behandlungsweise auf's Aeußerste gekränkt fühlen. Nur vierzehn Tage hielt sie's aus, dann reiste sie ganz allein nach Paris zurück, Heine in Hamburg zurücklassend.

Die Fürstin rächt sich gründlich an Mathilde. Sie erzählt allerlei pikante Sächelchen von ihr, um sie lächerlich zu machen. Welche Thorheit hat denn die Aermste begangen? Sie kam in Gesellschaft — Cocottes an! Bei ihrer Ankunft soll sie Charlotte von Embden mit den Worten empfangen haben: „Wenn Sie wüßten, wie seekrank der arme Vogel war und wie er gelitten!" Sie soll nur für den Vogel, aber nicht für ihre neuen Verwandten Interesse gezeigt haben; auch soll der schreckliche Papagei den Vater der Prinzessin in den Finger gebissen haben — brr!

Als Mathilde abgereist war, fühlte sich Heine sehr unglücklich. Man muß nur seine zahlreichen, aus Hamburg adressirten Briefe lesen, um seine Seelenstimmung zu begreifen! So schreibt er einmal:

„Ich bin seit Deiner Abreise zu Tode betrübt ... Schon drei Tage, daß ich Dich nicht gesehen habe. Diese

Tage sind mir wie Schatten entschwunden. Ich weiß nicht, was ich thue, und ich denke gar nichts."

Und in einem andern Briefe heißt es:

„Seit Deiner Abreise thue ich nichts, als seufzen. Ich denke unaufhörlich an Dich. Ich leide an meinem gewöhnlichen Kopfweh, und diese Schmerzen werden immer gesteigert und genährt durch die Unruhe meines Herzens. Ich will nicht mehr von Dir getrennt sein. Wie schrecklich! Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit, Dich immer vor Augen zu haben ... Es hat sich hier eine ganze Meute gegen mein Schaf verschworen; das macht mich jede Nacht wüthend."

Unzählige Mal versicherte er ihr, daß er sie bis zum Wahnsinn liebe; er trillerte und tanzte, wenn er ihre Briefe erhielt, und mit wahrer Inbrunst erklärte er ihr stets: „Vergiß nicht, daß ich nur für Dich lebe! Meine geliebte Nonotte, mein theures Lieb, mein armes Schaf, meine einzige Freude auf Erden!"

Sehr angenehm weicht von den Auslassungen der Fürstin della Rocca das Urtheil Maximilian Heines über seine Schwägerin ab. Er räumt ohne Umschweife ein, daß Mathilde von Heine unaussprechlich geliebt wurde, daß sie ihm das Liebste auf Erden war. „Mathilde Heine," sagt er, „ein echtes Pariser Kind, war überglücklich, wenn sie mit ihrem Henry auf den Boulevards von Paris flaniren, die Theater besuchen und alle möglichen Delikatessen der Restaurants theilen konnte. Die Klatschpublizistik hat dennoch diese vortreffliche Frau mit Bitterkeiten nicht verschont. Bald soll sie den Genius ihres Mannes nicht be-

griffen, bald soll sie an seinem Krankenbette nicht hingebend, nicht aufopfernd genug gewesen sein. Kein wahres Wort! Sie war ganz Französin, die mit ihrem natürlichen Esprit den Heine'schen Humor vollständig verstanden hat und, ohne alle Sentimentalität, ein sorgsames, ihren Gatten höchst liebendes, herzliches Weib gewesen ist."

Heine wurde — selbst auf seiner Matratzengruft — nicht müde, allen denjenigen, welche ihn besuchten, zu erzählen, wie glücklich ihn Mathilde mache. Zu Fanny Lewald z. B. sagte er im Frühjahre 1848: „Ich habe eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eifersucht,*) in unwandelbarem Verständniß und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang äußerer Verhältnisse band uns an einander, und erst spät habe ich, um meine Frau nach meinem Tode sicher zu stellen, die gesetzliche Legalisation meiner Ehe nachgesucht. Ich erschrecke noch jetzt in meinen schlaflosen Nächten oft vor der Seligkeit meines Lebens; ich schaure entzückt zusammen vor dieser Glücksfülle. Ich habe oft über solche Dinge gescherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernsthaft darüber nachgedacht: Die Liebe befestigt kein Miethscontract, sie bedarf der Freiheit, um zu bestehen und zu gedeihen."

Es ist eine Verläumdung, daß Mathilde ihren Mann in seiner Krankheit vernachlässigt habe. Sie that alles Mögliche, was nur in ihren Kräften stand, um ihm Hoff-

*) Ist bekanntlich nicht wörtlich zu nehmen!

nung einzuflößen und seine Kräfte — auch die moralischen und Gemüthskräfte — zu heben. Karoline Jaubert — gewiß eine klassische Zeugin in dieser Hinsicht — berichtet darüber in ihrem Buche: „Die junge, lebenslustige Frau hat ein recht schweres Dasein. Man kann ihr nur das Rühmlichste in ihren Beziehungen zu Heine, als ihrem Gatten und Pflegling, nachsagen. Nur sehr kurze Zeit und nur selten hatte sie die verzeihliche Eitelkeit befriedigen können, sich an Heines Arm in Concerten und Theatern dem Pariser Publikum zu zeigen. Der Klang ihrer Stimme und ihre nie verfliegende Munterkeit war für Heine ein beständiger Zauber und der einzige Lichtblick in seiner entsetzlichen Lage . . . Er hat mir mehrmals die Versicherung gegeben, daß er oftmals durch diese helle, feste Stimme in's Leben zurückgerufen worden sei in Augenblicken, als seine Seele zu den unbekannten Bezirken sich aufschwingen wollte. Wenn die hohe, helle Stimme seiner Frau aus dem Nebenzimmer in die Krankenstube hinüberklang, hielt Heine im Gespräch inne, lauschte auf, ein freundliches Lächeln ging über sein Gesicht und er horchte, bis wieder Stille eintrat.“

Selbst die Fürstin della Rocca, die bekanntlich sonst so schlecht auf sie zu sprechen ist, muß einräumen, daß es nur Mathilden allein vergönnt war, ihn dauernd zu fesseln, und daß er ihr herzlich zugethan war. Wenn sie aber behauptet, daß es lediglich die Sinnlichkeit war, durch welche Mathilde eine solche Macht auf ihren Mann ausgeübt habe, so ist das eine durch nichts bewiesene Behauptung; im Gegentheil: sie war eine zwar sehr leiden-

schaftliche, aber keineswegs sinnliche Natur, was auch schon daraus hervorgeht, daß sie noch siebenundzwanzig Jahre nach dem Tode Heines als Wittwe lebte und daß auch dann ihr Lebenswandel von dem Gifthauch der Verdächtigung unberührt blieb.

Es ist natürlich, daß es dem Dichter ein selisches Bedürfniß war, das von ihm so heiß und innig geliebte Weib auch im Liede zu verewigen. Schon die Existenz dieser herrlichen Gedichte ist die beste Widerlegung all' jener Klatschgeschichten, welche bezüglich ihres Verhältnisses zu Heine Jahre lang verbreitet wurden! Sie hat dadurch poetische Unsterblichkeit erlangt, und man sollte sich schon deßhalb hüten, das Andenken der edlen Frau durch die Nacherzählung absurder Ammenmärchen zu entweihen.

Das Wesen Mathildens und seine zärtliche Liebe zu ihr tritt namentlich in den drei Gedichten: „An die Engel“, „Babylonische Sorgen“ und „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt“ in packender Gestalt zu Tage. Mögen diese Perlen der Lyrik hier abgedruckt werden.

An die Engel.

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen.

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird Wittwe sie und Waise sein!
Ich laß' in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das trauend meinem Muthe,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind Mathilde.

Bei allen Thränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt,
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde!

* * *

Babylonische Sorgen.

Mich ruft der Tod — ich wollt', o Süße,
Daß ich dich im Wald verließe,
In einem jener Tannenforsten,
Wo Wölfe heulen, Geier horsten
Und schrecklich grunzt die wilde Sau,
Des blonden Ebers Ehefrau.

Mich ruft der Tod — es wär noch besser,
Müßt ich auf hohem Seegewässer
Verlassen dich, mein Weib, mein Kind,
Wenngleich der tolle Nordpolwind

Dort peitscht die Wellen, und aus den Tiefen
Die Ungethüme, die dort schliefen,
Haifisch und Krokodile, kommen
Mit offnem Rachen emporgeschwommen —
Glaub' mir, mein Kind, mein Weib, Mathilde!
Nicht so gefährlich ist das wilde,
Erzürnte Meer und der trotzige Wald,
Als unser jetziger Aufenthalt!
Wie schrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifische und sonstige Meerungeheuer:
Viel grimmere, schlimmere Bestien enthält
Paris, die leuchtende Hauptstadt der Welt,
Das singende, springende, schöne Paris,
Die Hölle der Engel, der Teufel Paradies —
Daß ich dich hier verlassen soll,
Das macht mich verrückt, das macht mich toll!

Mit spöttischem Sumsen mein Bett umschwirrn
Die schwarzen Fliegen; auf Nas' und Stirn
Setzen sie sich — fatales Gelichter!
Etwelche haben wie Menschen Gesichter,
Auch Elephantenrüssel daran,
Von Gott Ganesa in Hindostan. — —
In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verstand reist ab — o wehe! —
Noch früher, als ich selber gehe.

* * *

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt . . .

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten dich auf dieser Welt;
Hab' dich mit meinem Brot geätzt,
Mit Wasser aus dem Born geletzt.

Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab' ich dich an der Brust erwärmt.
Hier hielt ich fest dich angeschlossen,
Wenn Regengüsse sich ergossen,
Und Wolf und Wildbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette,
Du bangtest nicht, hast nicht gezittert.
Selbst wenn den höchsten Turm zersplittert
Der Wetterstrahl — in meinem Schooß
Du schliefest still und sorgenlos.

Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod! Die Schäferei,
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende,
O Gott, ich leg in deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh
Bestattet bin — und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn sie sticht —
O schütz' ihr Kleid vor Dornenhecken,
Und auch vor Sümpfen, die beflecken;
Laß überall zu ihren Füßen
Das allerliebste Futter sprießen;
Und laß sie schlafen sorgenlos
Wie einst sie schlief in meinem Schooß.

Doch auch in den Gedichten, welche Heine in gesunden Tagen und in heiterer Stimmung geschrieben, apostrophirt er wiederholt in scherzhaft neckischer Weise seine Frau. So z. B. in Kaput I von Atta Troll. Dort heißt es u. A.:

Atta Troll, der einst gehauset
Wie ein stolzer Fürst der Wildniß,
Auf den freien Bergeshöhen,
Tanzt im Thal vor Menschenpöbel! . . .

Doch statt Mitgefühl erregt er
Nur Gelächter. Selbst Juliette*)
Lacht herunter vom Balkone
Ob den Sprüngen der Verzweiflung. — —

Juliette hat im Busen
Kein Gemüth, sie ist Französin,
Lebt nach außen; doch ihr Aeußres
Ist entzückend, ist bezaubernd.

Ihre Blicke sind ein süßes
Strahlennetz, in dessen Maschen
Unser Herz gleich einem Fischlein
Sich verfängt und zärtlich zappelt.

In dem berühmten Gedicht: „Gedächtnißfeier“ schildert er in seiner wehmüthig-ironischen Weise seinen Tod und das Benehmen Mathildens nach demselben. Es lautet:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spaziren auf Montmartre
Mit Paulinen**) Frau Mathilde.

---

*) „Juliette“ ist ein Kosenamen für Mathilde. Der schon erwähnte Maler H. Lämlein, ein Freund Heinrich Heines, hatte ein großes Bild von ihr gemalt, das gegenwärtig im Besitze von Henri Julia ist. Es stellt sie in ihrer Blüthezeit, als die „Juliette“ in Atta Troll dar.

**) Pauline war die langjährige treue Freundin und Gesellschafterin Mathildens.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie, mir das Grab zu schmücken,
Und sie seufzet: „Pauvre homme!“
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

Leider wohn' ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! sie schwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen;
An dem Barrière-Gitter
Siehst du die Fiaker stehen.

* * *

In seinen letzten Lebensjahren, als Heine von vielen nach Paris kommenden Landsleuten belästigt wurde, die sich das Vergnügen machen wollten, aus bloßer Neugierde den armen Kranken zu sehen, wehrte Mathilde viele derselben — gewiß im Sinne ihres Mannes — ab; sie rächten sich dadurch, indem sie die unglückliche Frau auf alle Weise verunglimpften. Es ist sehr bedauerlich, daß derselbe Alfred Meißner, welcher vorher in seinem, von mir wiederholt erwähnten, 1856 erschienenen Buche über Heine für Mathilde schwärmt und ihr alles Gute und Schöne nachsagt, einige Jahre später in der „Geschichte meines Lebens“ sie und ihren Charakter zu verdächtigen sucht! Dabei stützt er sich nicht auf Thatsachen, sondern nur auf Hören-Sagen, auf Altweibergewäsch! Ein Mann, wie der Dichter des „Ziska“, hätte sich hüten müssen, sich zum Briefträger der

Malcontenten gegen Mathilde herzugeben! Man höre nur folgende Aeußerungen Meißners:

„Wie hätte er glücklich sein können mit einer Frau, die unwissend war bis zum Unglaublichen und sich dabei als bildungsunfähig herausstellte, so daß alle Versuche, ihr auch nur einigen Antheil für geistige Interessen beizubringen, völlig scheiterten? Sie hatte sich die Sprechweise eines vier- bis fünfjährigen Kindes angewöhnt, wie das damals in einer gewissen Classe von Mädchen Mode geworden, und das mochte ihr außerordentlich nett gestanden haben, als sie sehr jung und hübsch war, fiel jetzt aber sehr albern aus, nachdem sie an die Dreißig und stark geworden. Sie war einfältig und liebte es, sich noch einfältiger zu stellen, als sie wirklich war; sie meinte, es sei drollig. Aber Gurli muß jung sein, oder sie wird abgeschmackt. ‚Ich höre von den Leuten,‘ pflegte das alte Kind zu sagen, „daß Henri ein geistreicher Mann ist und sehr schöne Bücher geschrieben hat; ich muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben, ich habe noch nichts davon bemerkt.“ Henri hatte gewünscht, daß ihr die Elementarbegriffe der deutschen Sprache beigebracht würden. Ein Literat aus Köln, der „rothe Wolf“ genannt, hatte es versucht, ihr Lehrer zu werden; es zeigte sich, daß sie zur Erlernung jeder Sprache unfähig sei. Nach einem halbjährigen Studium war sie noch nicht im Stande, einen deutschen Satz auszusprechen. „Nemen-si-platz“ war die eingelernte Formel, mit welcher sie Landsleuten ihres Gemahls den Fauteuil anzuweisen pflegte, worauf sie ob der Anstrengung und der Schwierigkeit der Sache jedesmal in

ein herzliches Lachen ausbrach. Einmal hat sie mir allen Ernstes gesagt, sie habe die deutschen Stunden aufgeben müssen, weil der Versuch, sich die deutschen ch und sch anzueignen, ihr Halsweh und eine Art Katarrh verursacht hätten.

Eine eheliche Verbindung zwischen zwei Personen so ganz verschiedenen Standes und verschiedener Bildung ist, wie die Erfahrungs-Resultate lehren, nie rathsam; es giebt aber auch Geschöpfe, die, wären sie auch in der niedrigsten Lebensstellung geboren, doch höchst vornehmer Abkunft sind und den Abstand sozusagen durch ein Genie des Herzens ausfüllen. Aber dies war hier nicht der Fall. Dies Frauengemüth war seicht, es interessirte sich nur für Kleinigkeiten und hatte für nichts in der Welt eine innige Theilnahme. Sollte der klare Kopf Heinrich Heine's das nicht eingesehen haben?"

Wie schlecht wäre es Alfred Meißner bekommen, wenn er derartige Urtheile noch zu Lebzeiten Heines veröffentlicht hätte! Es wäre ihm sicherlich ergangen, wie Marsyas, der von Apollo — geschunden wurde!

Man kann nur annehmen, daß sich Alfred Meißner darüber geärgert haben mochte, daß gelegentlich seines ersten Besuchs Mathilde Heine sich erkühnte, ihm die Thür zu weisen, ohne in ihm sofort den großen Mann zu erkennen.

Er verräth das selbst in dem angeführten Werk, wo er diese Scene in süß-saurer Manier erzählt. Es heißt dort u. A.:

„„Es war am 10. Februar 1847, in einer der Nachmittagsstunden zwischen Drei und Sechs, als ich mich auf-

machte, einen mir von Heinrich Laube mitgegebenen Brief bei Heinrich Heine abzugeben. Ich hatte das Haus, das in der Nähe meines Absteigequartiers, des „Hotel Violet“, lag, bald gefunden. In der Rue du Faubourg Poissonnière biegt links ein enges Gäßchen ein; das dadurch entstandene Eckhaus war die bezügliche Nummer 46. Ich stieg drei hölzerne, schmale, gefährlich glatt-polirte Treppen aufwärts und stund vor einer schmalen braunen Thür, an der eine grünseidene Glockenschnur herabhing.

Ich schellte, eine corpulente, noch ziemlich jugendliche Dame öffnete, warf einen prüfenden Blick auf meinen vaterländischen Rock und sagte mir, daß Monsieur Eene ausgegangen sei.

„Je suis désolé,“ sagte ich mit wirklicher Enttäuschung, „de ne pas trouver Monsieur Heine. Je viens de Leipzig et je lui apporte une lettre de Monsieur Laube. Quand, Madame, pourrai-je avoir le plaisir?“

„Il n'est pas sorti! Il n'est pas sorti!“ rief in diesem Augenblicke eine sehr dünne Stimme, und ein eher kleiner als großer Mann, nicht alt, nicht jung, den Kopf ein wenig vorgebückt, erschien zwischen der Thür in einem Schlafrock, der um seine nackten Beine flatterte.

Es war Heinrich Heine, und ein Druck seiner weichen, sanften Hand begrüßte mich.

„Entrez toujours! Entrez toujours! Ich bin eben heimgekommen — muß mich umziehen, weil ich ganz in Schweiß gebadet war!“ rief er keuchend, aber so laut, als wenn er es zu einem Schwerhörigen spräche.

„Ja, ma biche, das ist ein Freund aus Deutschland,

der mir einen Brief von Laube bringt!" erklärte er der Gattin. „Madame Heine will keinen Deutschen zu mir lassen. Sie erkennt dieselben auf den ersten Blick . . ."

Damit eilte er in das Nebenzimmer.

„Ja, mein Err!" sagte Madame gezwungen lächelnd. „J'ai reconnu Monsieur comme Allemand du premier abord."

„Woran?" fragte ich schüchtern.

„Oh, mon Dieu — an Kleidern, an der Fußbekleidung —"

Ich warf einen Blick auf meinen Rock — auf meine Stiefel — Dresdener Fabrikat — und konnte an beiden nichts Ungebührliches erkennen. Dennoch mußte etwas daran nicht stylgemäß sein. Mich daran zu erinnern, war aber nicht fein. „Und warum," fragte ich, „sind die Deutschen bei Ihnen so sehr in Acht erklärt? . . . . . Doch ich kann es mir denken, Ihr Gemahl wird mit Besuchen überlaufen!"

„Ich kann es nicht läugnen," sagte jetzt Heine, der mittlerweile in vervollständigter Toilette wieder erschienen war, „es kommt mir selten vom Vaterlande etwas Erfreuliches zu . . . Was sich als deutsche Landsmannschaft präsentirt, ist so oft zweifelhafter Natur."

Die posthume Rache, die hier Alfred Meißner nimmt, war auch „nicht fein"!

Die ganze Liebe Mathildens zu Heine zeigte sich u. A. auch in der Nachsicht, womit sie den Besuch bildschöner, junger Damen bei dem kranken Gatten duldete, ohne die Eifersüchtige zu spielen. Manche von diesen Frauen haben sich

redlich bemüht, sich in das Herz des siechen Poeten hineinzuschmeicheln, und der Mouche ist dies — wie wir es im nächsten Kapitel zeigen werden — nur zu gut gelungen. Man glaube ja nicht, daß Mathilde nicht eifersüchtig gewesen wäre. Sie gab in dieser Beziehung ihrem Gatten nichts nach, und zuweilen haben dessen Extravaganzen zu lebhaften Auftritten Veranlassung gegeben; aber als er sterbenskrank darniederlag, wollte sie seine erotischen Neigungen nicht niederhalten, sondern drückte hochherzig ein Auge zu. Keiner der Biographen hat diese wahrhaft heroische That eines liebenden Weibes nachdrücklich genug betont — diese Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung beweist meines Erachtens untrüglich, daß sie ihn noch mehr als sich selbst geliebt hat.

Wie streng Mathilde in den ersten Jahren ihrer Ehe über den Punkt ehelicher Treue dachte, mag der folgende interessante Fall beweisen.

Henri Julia erzählt uns, daß Heine ihm einmal geklagt, daß er mit Frisette von seiner Frau bei einem Rendez-vous überrascht wurde, und daß es ihm dabei beinahe sehr schlecht ergangen wäre.

Wer war „Frisette“? Eine junge Näherin, die aber nur dann bei der Arbeit erschien, wenn sie gerade nichts Besseres zu thun hatte. Sonst sah man sie im lateinischen Viertel herumschlendern und Abends zog sie Aller Blicke durch ihre Pirouetten auf dem „Bal mabille“ auf sich. Sie war eine Berühmtheit in der Tanzkunst und wetteiferte mit dem Ruf der „Königin Pomare“, der „ehrwürdigen Madama Pritchaud“ und der „großartigen Magador“.

An diesem Tage hatte Heinrich Heine mit seiner Frau bei der Rachel gespeist. Die große Tragödin pflegte ihr Mittagsmahl um drei Uhr nachmittags einzunehmen. Sie hatte ihre ganze Familie eingeladen, denn es handelte sich um ein Familienfest. Der Dichter empfahl sich um fünf oder sechs Uhr; er gab an, eine sehr wichtige Zusammenkunft zu haben.

Madame Heine zog sich etwas später zurück und, da sie noch keine Lust verspürte, nach Hause zu gehen, begab sie sich mit Pauline ins Theater, ins Theater der „délassements comiques.“ Aber es wurde durchaus nicht lächerlich, denn was sieht sie in der vordersten Reihe des ersten Ranges, als sie kaum in den Theaterraum eingetreten ist? Ihren Gatten mit der berüchtigten Frisette! Ihr erster Gedanke war, sich zu verstecken, sie zu beobachten. Aber bald kann sie es nicht mehr aushalten; da geht sie hin nach dem Balkon! Es gab aber keine Scene. Nur ihre Hand auf des Schuldigen Schulter legend, sagt sie: „Ei Heinrich, ich hätte gar nicht geglaubt, Dich hier zu finden.“ Heinrich Heine, verwirrt, bestürzt, kann kein Wort erwidern, er bleibt mit offenem Munde sitzen. Seine Frau verläßt ihn, er verläßt Frisette. Madame Heine durcheilt rasch die Gänge, Pauline an ihrem Platze vergessend, dem Ausgange zu. Der Dichter folgt ihr und sucht sie einzuholen. Vergeblich! Sie war in die erste beste Droschke gestiegen, und er kommt gerade zurecht, als der Wagen im schärfsten Trab davon fuhr. Diese ziemlich spaßhafte Geschichte wurde Henri Julia von jedem der beiden Gatten im Vertrauen erzählt. Heinrich Heine lachte darüber und sagte: „Ich bin geradezu

bestohlen worden; ich hatte schon mehr als zwanzig Franken ausgegeben und nichts dafür gehabt!" —

Aber damals war er, wie seine Frau versichert, sehr beschämt. Der Zwist währte länger als zwei Monate und hätte noch länger gedauert, wenn sich nicht gute Freunde mit inständigen Bitten ins Mittel gelegt hätten, um Madame Heine zu entwaffnen und den Hausfrieden wieder herzustellen.

Eben weil sie ihn innig liebte, nahm sie dieses Abenteuer so ernst. Diese Eifersuchtsscene veranlaßte damals die Fürstin Belgiojoso, dem Dichter die nachstehenden Zeilen zu schreiben:

„Mein lieber Freund!

Herr Mignet hat mir Ihr Mißgeschick erzählt. Ich bedaure Sie aufrichtig. Ich lache nicht und bitte Sie, die Sache nicht zu ernsthaft und auch nicht zu tragisch zu nehmen. Die Landluft, ein Rasenplatz zum Hinstrecken, ein Baum, der über Ihrem Haupte rauscht, werden Ihnen vielleicht gut thun. Kommen Sie nur nächsten Montag nach La Souchère zu Mittag. Lassen Sie allen Gram in der Stadt und seien Sie versichert, daß ich Sie nicht auslachen werde.

Tausend Grüße

C. de Belgiojoso." — —

Auch noch nach dem Tode Heine's sollte Mathilde gegen alle Schicksalsschläge gefeit sein. In diesem Sinne war Heines rechtsgiltiges Testament abgefaßt, dessen erste zwei Paragraphen also lauteten:

§ 1. Ich ernenne zu meiner Universalerbin Mathilde Crescentia Heine, geb. Mirat, meine rechtmäßige Ehefrau, mit welcher ich seit vielen Jahren meine guten und schlimmen Tage verbracht habe, und welche mich während der Dauer meiner langen und schrecklichen Krankheit gepflegt hat. Ich vermache ihr als volles und völliges Eigenthum, und ohne jede Bedingung und Beschränkung, Alles, was ich besitze und was ich bei meinem Ableben besitzen mag, und alle meine Rechte an ein künftiges Besitzthum.

§ 2. Zu einer Epoche, wo ich eine begüterte Zukunft für mich glaubte, habe ich mich meines ganzen literarischen Eigenthums unter sehr mäßigen Bedingungen entäußert; unglückliche Ereignisse haben später das kleine Vermögen, welches ich besaß, verschlungen, und meine Krankheit gestattet mir nicht, meine Vermögensverhältnisse zu Gunsten meiner Frau etwas zu verbessern. Die Pension, welche ich von meinem verstorbenen Oheim Salomon Heine inne habe und welche immer die Grundlage meines Budgets war, ist meiner Frau nur theilweise zugesichert; ich selbst hatte es so gewollt. Ich empfinde gegenwärtig das tiefste Bedauern, nicht besser für das gute Auskommen meiner Frau nach meinem Tode gesorgt zu haben. Die oben erwähnte Pension meines Oheims repräsentirte im Princip die Rente eines Kapitals, welches dieser väterliche Wohlthäter nicht gern in meine geschäftsunkundigen Poetenhände legen wollte, um mir besser den dauernden Genuß davon zu sichern. Ich rechnete auf dies mir zugewiesene Einkommen, als ich eine Person an mein Schicksal knüpfte, die mein Oheim sehr schätzte und der er manches Zeichen

liebevoller Zuneigung gab. Obwohl er in seinen testamentarischen Verfügungen nichts in officieller Weise für sie gethan hat, so ist doch nichtsdestoweniger anzunehmen, daß solches Vergessen vielmehr einem unseligen Zufalle, als den Gefühlen des Verstorbenen beizumessen ist; er, dessen Freigebigkeit so viele Personen bereichert hat, die seiner Familie und seinem Herzen fremd waren, darf nicht einer kärglichen Knauserei beschuldigt werden, wo es sich um das Schicksal der Gemahlin eines Neffen handelte, der seinen Namen berühmt gemacht hatte. Die geringsten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmuth selber war, müssen als großmüthig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine, der würdige Sohn seines Vaters, ist sich mit mir in diesen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit ist er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn ersuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, meiner Frau nach meinem Tode als lebenslängliche Rente die Hälfte der Pension zu zahlen, welche von seinem seligen Vater herrührte. Diese Uebereinkunft hat am 25. Febr. 1847 stattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, die mein Vetter, trotz unsrer damaligen Zwistigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in seine Absichten betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand seines Versprechens reichte, drückte ich sie an meine armen kranken Augen und benetzte sie mit meinen Thränen. Seitdem hat sich meine Lage verschlimmert und meine Krankheit hat so viele Hilfsquellen versiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlassen können. Diese unvorhergesehenen Wechselfälle

und andere wichtige Gründe zwingen mich, von Neuem mich an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Vetters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine oben erwähnte Pension nicht um die Hälfte zu schmälern, indem er sie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, sondern dieselbe ihr unverkürzt auszuzahlen, wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich sage ausdrücklich: „wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog", weil mein Vetter Karl Heine seit nahezu fünf Jahren, seit meine Krankheit sich stark verschlimmert hat, die Summe meiner Pension thatsächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmüthige Aufmerksamkeit ich ihm großen Dank schulde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht nöthig gehabt hätte, diesen Appell au die Freigebigkeit meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, daß er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Begebnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiß nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Uebereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Witwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der Einen wie der Anderen nicht unnütz, daß die Liebenden wissen, was die Todten von ihnen begehren.

* * *

Der letzte Wunsch des sterbenden Sängers ging in Erfüllung. Die Wittwe hatte nie mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Bis zu ihrem am 20. Febr. 1883 erfolgten Tode bezog sie von Karl Heine eine Rente von 6000 Francs und 2250 Francs von Hoffmann & Campe. Außerdem bekam sie von dieser Firma 10,000 Francs für den Heineschen Nachlaß und 18,000 Francs von Michel Levy in Paris für das Uebersetzungsrecht.

In ihren letzten Lebensjahren trat Mathilde nur selten noch hervor, jedesmal aber mit großer Energie, sobald es sich um das Andenken ihres Mannes handelte, dem sie, die noch immer stattliche Frau, trotz aller Werbungen und Heirathsanträge, volle siebenundzwanzig Jahre treuer Erinnerung als Wittwe bewahrte.

Es ist ein merkwürdiger Zufall — oder wollen wir es Schicksalsfügung nennen? —, daß genau Tag um Tag siebenundzwanzig Jahre, nachdem Heinrich Heine begraben worden war, sich auch die Gruft auf dem Pariser Montmartre-Kirchhof von Neuem öffnete und in die steingemauerte Zelle der Sarg derjenigen gestellt wurde, die er auf Erden am meisten geliebt hat.

Aus all' dem hier Gesagten geht hervor, daß Mathilde Heine zwar keine ideal angelegte, hoch gebildete, feine, gesellschaftlich cultivirte Frau, wohl aber ein natürliches Wesen, voll praktischen Sinnes war, ein Weib, das Heine liebte, ihm treu war und ihn glücklich machte.

Sie wird in seinen Dichtungen stets fortleben!



Die Mouche.

Heinrich Heine und die Mouche.

(Camille Selden.)

Noch einmal sattelt mir den Hyppogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt!
Wer schlang das magische Band um meine Stirn?

Unwillkührlich wird man an diese Worte im „Oberon" erinnert, wenn man an Heines letzte Liebe denkt. Sieben Jahre war er bereits gelähmt, ein armer, gebrochener Lazarus, umrauscht von den Fittigen des Todes — und noch immer war sein Herz für die Liebe empfänglich, lebte in seiner Seele eine Lebenslust, die sich gern im Bacchanal der Ueppigkeit und Wollust berauscht hätte! Gerade weil er genau fühlte, wie das Leben alsbald von ihm fliehen werde, klammerte er sich mit Aufbietung seiner letzten, ach, so schwachen Kraft krampfhaft an das blühende Leben, wie es ihm in Gestalt der Mouche im October 1855 zum ersten Male entgegentrat.

Wer war die Mouche?

Vor den Enthüllungen Alfred Meißners, die er in seiner „Geschichte meines Lebens“ machte, hielt man sie für ein ätherisches, ideal angelegtes, hochpoetisches, vom Dufte der Anmuth und keuscher Jungfräulichkeit umwehtes Wesen, für einen Engel, der auf Erden erschienen sei, um den Lebensabend des armen Märtyrers noch einmal zu verklären, — seitdem ist ihr Nimbus bedenklich verblaßt. Wenn der genannte Schriftsteller genau unterrichtet ist — und er scheint es zu sein, denn seine Behauptungen sind bisher nicht widerlegt worden, — so war die junge Dame, an welche Heine so schöne Gedichte und so duftige Liebesbillets gerichtet hat, die in ihm eine mächtige, unheimliche, doch unbefriedigte Liebes-Leidenschaft entzündet, ein geistvolles und interessantes Mädchen, aber keine Heilige. Meißner war mit ihr schon vor ihrem Zusammentreffen mit Heine intim befreundet. Er sah sie zuerst 1847 auf einer Reise von Hâvre nach Paris im Eisenbahnwagen. Da beide allein im Coupé waren und man sich gegenseitig sehr gefiel, wurde das Verhältniß rasch ein vertrautes. Beim Scheiden gab sie dem Reisegefährten ein Ringlein zum Andenken, verschwieg aber — das Mädchen aus der Fremde, man wußte nicht, woher sie kam! — hartnäckig ihren Namen und ihre Wohnung. „Nennen Sie mich Margot!“ sagte sie schmachtend. Als er zwei Jahre darauf nach Paris reiste, erschien plötzlich bei ihm die holde Coupébekanntschaft und Beide verlebten lustige Tage. Der deutsche Schriftsteller wußte auch diesmal nicht, wer seine Herzenskönigin sei. „Was führte sie überhaupt zu mir? Verließ sie eine ehrbare Familie, Vater und Mutter,

einen Geliebten, vielleicht einen Gatten?“ Im folgenden Jahre war Meißner in London. Wen erblickt er plötzlich in Regentstreet? Seine schöne Unbekannte, welche mit einer älteren Begleiterin aus einer Equipage aussteigt, um in einen Juwelierladen einzutreten. Meißner glaubt zu bemerken, daß sie diesmal viel glanzvoller toilettirt war, als in Hâvre und Paris. Natürlich stürzt er an sie heran: „O Margot, ist's möglich, Du in London!“ Doch da kommt er schön an. „Sie irren, Monsieur,“ erwiderte sie kalt, „ich habe nicht das Vergnügen.“ Margot geht vorüber, Margot kennt ihn nicht! Nach sechs Jahren erhält er auf einmal einen Brief von ihr, der ihn nach Paris einlud. Hier erfährt er denn von ihr, daß sie nicht Margot, auch nicht Camille Selden, unter welchem Namen sie sich bei Heine einführte, sondern Elise Krienitz heiße. Auch eine Mutter hatte sie, die nach ihm in der Rue Navarin, nach Henri Julia jedoch in der Rue Pigalle wohnte.

Ich muß Alfred Meißner die Verantwortung für die Richtigkeit seiner Behauptungen überlassen. Nach den parteiisch gefärbten und widerspruchsvollen Bemerkungen dieses Mannes über Mathilde kann ich seinen Daten betreffs der Mouche gleichfalls keine mathematische Gewißheit und Genauigkeit zusprechen.

So viel ist gewiß, daß sie im Oct. 1855 zum ersten Male bei Heine auftauchte. Sie selbst sagt in ihrem reizenden Büchlein: „Les derniers jours de Henri Heine“ (Paris 1884),*) daß sie

*) Auch ins Deutsche übersetzt, Jena 1884.

als Ueberbringerin einiger Musikstücke Seitens eines Wiener Heineverehrers*) die Bekanntschaft des Dichters gemacht habe. Henri Julia behauptet dagegen, daß sie ein anderes Motiv geleitet habe; sie wollte die literarische Protection des berühmten Dichters und erbat sich zugleich seinen Rath für ihre schriftstellerischen Versuche.

Sie mochte damals, nach Meißner, gegen 29 Jahre alt sein, und alle Welt hielt sie für unverheirathet, — die Fürstin della Rocca freilich weiß zu melden, daß sie bereits eine traurige Ehegeschichte hinter sich gehabt habe, und diese Lebensgeschichte soll sie dem Dichter noch interessanter gemacht haben.

Nach dieser Darstellung soll Margot-Camille-Elise damals erst 22 Jahre alt gewesen sein; von Geburt eine Deutsche, lebte sie mit ihrer Mutter in Paris und heirathete im 18. Jahre einen Franzosen. Nach dem ersten Rausche des Ehelebens wurde der Mann ihrer überdrüssig und sann hin und her, wie er sich ihrer entledigen könnte, da sein Herz einer Anderen gehörte, die ihn ungetheilt besitzen wollte. Schlechte Behandlung, Vernachlässigung, die junge Frau ertrug Alles mit der größten Geduld, weinte im Stillen und klagte nur manchmal der Mutter ihr Leid. Diese ermahnte sie zur Nachgiebigkeit. Eines Morgens bot ihr Mann ihr an, ihn auf einer Geschäftsreise nach London zu begleiten, und freudig nahm sie dieses an, da sie viel von einer anderen Umgebung, fern von jedem bösen Einflusse hoffte.

*) Es war dies der kürzlich verstorbene Freiherr Vesque v. Püttlingen in Wien, der die „Heimkehr“-Lieder componirt hatte.

Unter frohem Geplauder wurde die Reise zurückgelegt, doch wie man in London ankam, behandelte er sie aufs Schändlichste, gab ihr kaum die nöthige Nahrung und schloß sie in ihr Zimmer ein, wenn er ausging.

Eines Tages kam er in Begleitung eines Arztes nach Hause, bat ihn, seine Frau zu untersuchen, da ihre Gesundheit ihm nicht gefalle.

Erstaunt bemerkte sie: „Aber ich bin nicht krank!“

Ihr Mann hieß sie schweigen — das müsse er besser wissen!

Nach zwei Tagen hielt ein Wagen vor der Thür, Margot sollte mit ihm spazieren fahren. Mißtrauisch gemacht durch diese seltene Aufmerksamkeit, weigerte sie sich, ihn zu begleiten; doch wußte er so nachdrücklich zu bitten, daß sie ihm mit bangem Vorgefühl gehorchte. Als der Wagen vor einer hübschen Villa hielt, wurden sie von einem freundlichen alten Mann empfangen. Dieser reichte Madame Margot den Arm und führte sie in ein freundliches Gartenzimmer. Erstaunt blickte sie umher. Eine Frage schwebte auf ihren Lippen . . . Ihr Mann drückte einen Judaskuß auf ihre Stirn, und mit einem gütigen: „Adieu, liebes Kind!“ verließ er das Haus. Der Arzt, den sie schon kannte, kam herbei und bat sie, ihm zu folgen; er wolle ihr das für sie hergerichtete Zimmer zeigen. „Hierbleiben?“ und das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Wärter in weißen Schürzen standen vor der Thür, neugierige Weiber schauten sie an, hier ein Schrei, dort eine Lache! . . . Margot verstand, wo sie war, in einer Irrenanstalt!

Nacht umflorte ihre Sinne und ohnmächtig sank sie zu Boden. Sie war so entsetzt, so vom Schreck alterirt, daß sie eine Lähmung davontrug.

Die unglückliche junge Frau konnte sich nicht verständigen, da eine Zungenlähmung sie am Sprechen hinderte, und konnte nur einige unzusammenhängende Worte hervorbringen. Sie litt körperlich und geistig. Ein junger Arzt, der sie täglich besuchte, behandelte sie mit der größten Sorgfalt, und je öfter er sie sah, je mehr überzeugte er sich, daß sie nicht geisteskrank sei. Es gelang ihm, sie völlig herzustellen, und er nahm sich ihrer auch ferner an. Mehrere Aerzte wurden gerufen und alle überzeugten sich durch ihre ruhige und klare Auseinandersetzung der Unbill, die ihr widerfahren, daß sie vollkommen gesund sei und daher entlassen werden konnte. Der junge Arzt führte sie in eine ihm befreundete Familie, und ihr erster Schritt war, vor dem Gerichte die Trennung von ihrem Manne zu verlangen, was ihr nicht verweigert werden konnte. Ihre Absicht war, nie wieder nach Paris zurückzukehren; doch als ihre Mutter sie an ihr Sterbebett rief, konnte sie nicht widerstehen und eilte an das Bett der theuren Kranken. . . .

Also eine von dem Zauber der Romantik umflossene, unschuldig verfolgte, — aber auch welterfahrene, dabei ohne Zweifel reizende und pikante Dame, die überdies vortrefflich deutsch sprach und schrieb, ja die wahrscheinlich sogar aus dem damals noch deutschen Prag stammte, war es, die den sterbenden Heine in der Avenue Matignon Nr. 3, wo er damals wohnte, aufsuchte. Trotz all' seiner großen, mächtigen

Liebe zu Mathilde schmeichelte es doch seiner Eitelkeit, daß eine so junge und gebildete Dame ihrer Schwärmerei für ihn Ausdruck gab, und die alten verzehrenden Flammen der Sinnenlust züngelten wieder in ihm empor; noch einmal flackerte die Kerze auf, um dann für immer zu erlöschen. Der alte, kranke, noch stets phantasiereiche Romantiker träumte aufs Neue wie in der Zeit seiner „Jugendeselei“ vom Mondschein und von der Rose, der die Nachtigall ihre Lieblingslieder singt. Dieser momentane Rausch konnte jedoch die Liebe zu Mathilde nicht aus seinem Herzen bannen. Mit Recht durfte Graf Alton-Shée, der die Verhältnisse aus eigener Anschauung sehr wohl kannte, nach dem Tode des Dichters schreiben: „Er hat nur ein einziges Weib leidenschaftlich geliebt: eine junge Pariser Arbeiterin, er hat sie geheirathet und alle seine zärtlichen Neigungen auf sie beschränkt. Wer nicht Zeuge davon gewesen ist, kann sich die Innigkeit und Zartheit dieses Gefühls nicht denken.“ Und weil Mathilde dies wußte, konnte sie ihre brennende Eifersucht unterdrücken und ließ es Heine nie merken, wie sehr es sie schmerzte, daß eine Fremde, eine Unbekannte sich zwischen ihn und sie stellte. Camille Selden gegenüber verfehlte sie freilich nicht, ihrer Abneigung Ausdruck zu geben. Als sie der Mouche einmal im Vorzimmer begegnete, ging sie an ihr vorüber, ohne mit ihr zu sprechen, ja, ohne sie auch nur zu grüßen. Die Letztere hat sich freilich dafür auch gerächt, denn in ihrer schon angeführten Schrift kommt Mathilde recht schlecht weg. Es heißt von ihr u. A.: „... Bis dahin hatte keine Spur auf die waltende Hand der Frau

im Hause gedeutet, welche ich im anderen Zimmer unter allerlei Tröbel und Flitterkram fand. Von einer sehr günstigen Beleuchtung hob sich hier das Bild derselben ab, sie in einer Tracht darstellend, welche am Schluß der dreißiger Jahre Mode gewesen war."

Heine war von der „Mouche" — der „Fliege", wie er sie nach ihrem Petschaft, womit sie ihre Briefe zu siegeln pflegte, nannte — entzückt. Ihr lebhafter und beweglicher Geist, die Anmuth ihrer Erscheinung, der Klang ihrer Stimme, ihre Begabung und gewiß auch die geliebte deutsche Muttersprache, die sie vorzüglich sprach, erweckten sein lebhaftestes Interesse und seine romantische Sehnsucht.

Zwischen Beiden entwickelte sich rasch ein ganz eigenartiger, in seiner Art einzig dastehender Roman.

Versuchen wir es, ihn zu schildern.

Nach ihrem ersten Besuche schon hatte sie es ihm angethan und er konnte kaum einen Tag mehr ohne sie verbringen. Briefchen, Gedichte und Geschenke flogen von der Krankenstube zu ihr, wenn sie nicht kam. Das erste Billetchen, welches er ihr sandte, lautete folgendermaßen:

„3 Avenue Matignon, den 20. Juni 1855.

Sehr liebenswürdige und ehrenwerthe Dame!

Ich bedaure sehr, daß ich Sie letzthin nur wenige Augenblicke sehen konnte. Sie haben einen äußerst vortheilhaften Eindruck hinterlassen, und ich sehne mich nach dem Vergnügen, Sie recht bald wiederzusehen. Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie schon morgen, in jedem Falle, sobald es Ihnen Ihre Zeit erlaubt. Sie

kündigen sich an wie letzthin. Den ganzen Tag bin ich zu jeder Stunde bereit, Sie zu empfangen. Die liebste Zeit wäre mir von 4 Uhr bis so spät Sie wollen. — Trotz meines Augenleidens schreibe ich eigenhändig, weil ich keinen vertrauten Secretär besitze. — Ich habe heftiges Ohrensausen und bin noch immer sehr leidend. Ich weiß nicht, warum Ihre liebreiche Theilnahme mir so wohl thut, warum ich abergläubischer Mensch mir einbilden will, eine gute Fee besuchte mich in trüber Stunde. Sie war die rechte Stunde. — Oder sind Sie die böse Fee?

Ich muß das bald wissen.

Ihr

Heinrich Heine."

Die Mouche meint: die gegenseitige Anziehungskraft habe darin bestanden, daß man sich gegenseitig rückhaltlos aussprach, wodurch von vornherein die Möglichkeit eines Mißverständnisses ausgeschlossen wurde. „Unsere gegenseitigen Beziehungen erhielten dadurch einen ganz eigenartigen, unbeschreiblichen Reiz, den selbst Fernstehende verspürten."

Heine duzte sie gleich, was auf große Vertraulichkeit hinweist; ebenso wurde sie bald seine Secretärin und Vertraute. Er legte sich ihr gegenüber gern den Titel eines Schulmeisters bei; in einem seiner reizenden Billetchen an sie heißt es z. B.:

„Heute wird keine Schule gehalten, denn der Schulmeister ist noch nicht auf Deck, wie der alte Liset behauptet; daher will ich Dich heute entbehren. Laß es

mich aber wissen, ob Du morgen, Montag, kommen kannst. Der Kopf thut mir entsetzlich weh, und es wäre schnöde Selbstsucht, wenn ich Dich herlocken wollte, ohne mich mit Dir unterhalten zu können. Deine Antwort, meine liebe Mouche, erwartend, zeichne ich mich als über alle Begriffe vernarrt in Dich. H. H."

Als anhaltendes Vorlesen ihn ermüdete, mußte die Mouche manchmal innehalten. Da lag Heine mit halb geschlossenen Augen da, streckte seinen Arm aus und bat sie, ihre Hand in die seinige zu legen, die er nun so fest umschloß, als ob es in ihrer Macht stünde, ihn dem Tode zu entreißen. So wolle er sich, sagte er, wobei der Klang seiner Stimme eine eigenthümliche Schärfe annahm, an das fliehende Leben klammern.

Die Briefe an sie wurden immer zärtlicher. Der Arzt hatte ihr zur Kräftigung ihrer Gesundheit Wildbad im Schwarzwald verordnet und sie mußte sich auf kurze Zeit von ihm trennen, was Heine sehr schmerzlich berührte. Man ersieht dies aus den fieberhaft erregten Zuschriften des Dichters aus jener Zeit. Man höre:

„Allerliebste, süße Mouche! Oder soll ich etwa von Deinem Petschaft absehen und Dich nach dem Parfüm Deines Briefes nennen? Dann müßte ich: mein allerzierlichstes Moschuskätzchen zu Dir sagen. Vorgestern habe ich Deine Sendung erhalten, die pattes de mouche gehen mir beständig im Kopfe, vielleicht auch im Herzen herum. Nimm meinen vollsten Dank für jeden Beweis Deiner Zuneigung. Die Uebersetzung der Gedichte ist vortrefflich und ich beziehe mich auf das, was ich Dir

vor Deiner Abreise über diesen Gegenstand sagte. Auch freue ich mich, Dich bald wiederzusehen und einen Kuß auf Dein liebliches Schwabengesicht zu drücken! Ach, diese Worte würden gewiß eine weniger platonische Bedeutung erhalten, wenn ich noch ein Mensch wäre! Leider bin ich aber nur ein Geist; Dir mag das schon recht sein, mir aber paßt es nur herzlich schlecht.

Die französische Ausgabe meiner Gedichte ist soeben erschienen und macht Furore. Doch werden diejenigen meiner Gedichte, welche, wie der „Neue Frühling“, noch nicht veröffentlicht wurden, erst in zwei oder drei Monaten in einem der letzten Bände der französischen Ausgabe erscheinen. Es ist, wie Du siehst, keine Zeit verloren. Ja, ich freue mich, Dich wiederzusehen, Du meines Herzens liebliche Mouche! Du, allerreizendstes Moschuskätzchen, das zugleich sanft wie ein Angorakätzchen ist, welche Art ich am meisten liebe. Lange bevorzugte ich die Tigerkatzen; doch diese sind zu gefährlich, und die Küsse, welche sie bisweilen auf meinem Antlitze zurückließen, behagten mir durchaus nicht. Mir geht es immer sehr schlecht; nichts als Widerwärtigkeiten, Anfälle rasendster Schmerzen, Wuth gegen meinen Zustand, der hoffnungslos ist! Ein Todter, der nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet, das ist entsetzlich! Lebe wohl! Mögen die Bäder Dich kräftigen und Dir gut thun. Die herzlichsten Grüße von

Deinem Freunde

Heinrich Heine.“

Paris, den 20. Juli 1855.

„Meine liebe Freundin!

Du bist in Paris und zögerst doch, zu mir zu kommen und mir die Hand zu drücken. Ich sehne mich ganz gewaltig danach, das Moschusparfüm Deiner Handschuhe zu riechen, den Ton Deiner Stimme zu hören und einen Kuß auf Dein Schwabengesicht zu drücken. — Sei nicht böse! — so anmuthig Du auch bist, so gemahnst Du mich immer an ein schwäbisches Vögelein!

Komme aber bald! Ganz der Deine

H. Heine.“*)

Als sie aus Wildbad zurückkehrte, war natürlich sofort ihr erster Gang zu ihrem berühmten Freunde. Seine Kräfte nahmen merklich ab und eine dumpfe, düstere Stimmung spricht aus allen Zuschriften und Gedichten, welche er aus jener Zeit an sie richtet. Doch übersprudeln auch sie von den zärtlichsten Empfindungen. Er nennt sie: „Lotosblume“, „allerliebstes, reizendes Kätzchen“, küßt ihre „beiden, lieben Füßchen, aber nicht zugleich, sondern eins nach dem andern,“ er sehnt sich nach ihrem Anblick, denn sie ist „die letzte Blume seines traurigen Herbstes“ und dergleichen Liebesausbrüche mehr.

Mögen auch hier einige solcher Briefchen mitgetheilt werden.

„Der Besuch meiner kleinen Mouche hat mich gestern erquickt; unaufhörlich denke ich an das vortrefflichste,

*) Heinrich Heines letzte Tage, Erinnerungen von Camille Selden, Jena 1884, S. 83 ff.

bezaubernddste, anmuthigste Geschöpf, das ich je gesehen. Nun aber soll ich Dich erst übermorgen wiedersehen. Welch' eine Ewigkeit! Unterdessen könnt' ich ganz leicht hundert Mal sterben. Denke ein wenig an mich, kleine Gans! Dein unterthänigster Hans."

„Liebes Kind!

Ich sende Dir meine Glückwünsche zum neuen Jahr und gleichzeitig ein Kästchen mit Chokolade. Diese wenigstens ist von gutem Geschmacke. Ich weiß wohl, daß Du nicht viel Freude daran hast, wenn ich mich Dir gegenüber einer Convenienzpflicht entledige; aber besonders um unserer Umgebung willen, um den Gedanken an einen Mangel gegenseitiger Achtung nicht aufkommen zu lassen, dürfen solche kleine Aufmerksamkeiten nicht vernachlässigt werden. Ich für meine Person liebe Dich so sehr, daß ich es gar nicht nöthig hätte, Dir einen Beweis meiner Achtung zu geben. Du bist meine süße Mouche, und meine Leiden erscheinen mir minder fühlbar, wenn ich an Deine Anmuth und Deine geistigen Vorzüge denke. Dir solche Worte, „gewürzte Luft" zu schicken, ist leider Alles, was ich für Dich thun kann. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre — spreche ich nicht aus: Worte! Worte!

Morgen werde ich meine Mouche vielleicht sehen können. Jedenfalls aber wird sie übermorgen (Donnerstag) besuchen ihren

Nebukadnezar II.
früher Atheist Sr. pr. Majestät,
jetzt Lotosblumen-Anbeter."

Eine tief ergreifende Scene zwischen der Mouche und Heine spielte sich noch kurz vor dessen Tode ab. In Folge einer Erkältung mußte sie ihr Besuche unterbrechen. Als sie wieder in sein Zimmer trat, fiel ihr die fahle Blässe seiner Lippen auf und sie fand ihn trübe und schwermüthig. „Endlich bist Du da!“ rief er ihr entgegen. Er war nicht so liebevoll gegen sie wie sonst, und sie brach in Thränen aus. „Plötzlich,“ schreibt die Mouche, „als wenn er meinen Schmerz gefühlt hätte, obgleich er mein Gesicht nicht sehen konnte, rief er mich zu sich heran und ich mußte mich an den Rand seines Bettes setzen. Die Thränen, die über meine blassen Wangen rollten, schienen ihn tief zu rühren.“

„Nimm Deinen Hut ab, damit ich Dich besser sehen kann!“ sagte er zu mir.

Und mit einer liebkosenden Geberde zog er an meinem Hute. Von einer schnellen, hastigen Bewegung getrieben, stieß ich meinen Hut zurück und glitt an seinem Bette nieder. Erregte mich die bittere Erinnerung an seine erduldeten Leiden oder das noch schlimmere Vorgefühl kommenden Unheils? Genug, mein Schluchzen suchte ich vergebens zurückzudrängen; ich war nicht mehr Herr meines Selbst und glaubte, dem Sturme erliegen zu müssen, der in meinem Innern tobte. Kein Wort wurde gewechselt, aber die Hand des Freundes, welche auf meinem Haupte lag, schien mich zu segnen.“

Das Verhältniß Heines zu diesem eigenartigen Wesen hat eine Reihe der schönsten und tiefsinnigsten Lieder ge-

zeitigt, welche die deutsche Literatur besitzt. An diesen herrlichen Poesien würde man nicht merken, daß ein Sterbender, ein namenlos Leidender sie gedichtet habe! In diesen Poesien steht die Mouche auf idealer Höhe, er feiert in ihr eine auferstandene Beatrice, die den armen Schatten eines Dichtergeistes im Erdenleben aufgesucht hat.

Mögen diese duftigen Blüthen eines außerordentlichen Geistes hier einen Platz finden:

1. Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hier und da mit dorisch ernstem Knauf
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und Sphynx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit seinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind Beid'
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Trojas Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hector sah man;
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus, Apoll, Vulcanus und Frau Venus,
Pluto und Proserpine und Mercur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams —
Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —,
Dort sah man auch die Prüfung Abrahams,
Und Lot, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias,
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd sah man hier skulpirt
Des geilen Jovis Brunst- und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Dianas wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Hercules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputiren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäas! Und in Arabeskenart
Um Beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch, wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion,
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt' Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenantlitz sich,
Und das ist sie — die Liebste, ja dieselbe!

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen mußt ich dich erkennen,
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! Man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es' niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, der Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Tödter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe.

O Tod, mit deiner Grabesstille du,
Nur Du kannst uns die beste Wollust geben,
Den Kampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! Es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein schaltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputieren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Parteien: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! Gar kein Ende nahm's
Mit dieser Controverse, der langweil'gen,
Da war zumal der Esel Balaams,
Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem J—a, J—a, dem Gewiehr,
Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

* * *

2. Dich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das mußt du denken, mußt du sinnen —
Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Stets weht dich an sein wilder Hauch,
Und wo du bist, da ist er auch;
Du bist sogar im Bett nicht sicher
Vor seinem Kusse und Gekicher!

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geist der ist lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn' das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungethüm,
Und flöhest du bis China, Japan —
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin du reist,
Sitzt im Herzen dir mein Geist,
Und denken mußt du, was ich sann —
Dich fesselt mein Gedankenbann!

* * *

3. Laß mich mit glühnden Zangen kneipen,
Laß grausam schinden mein Gesicht,
Laß mich mit Ruthen peitschen, stäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

Laß mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch laß mich nicht vergebens warten,
Denn Warten ist die schlimmste Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechse
Hab' gestern ich umsonst geharrt —
Umsonst; du kamst nicht, kleine Hexe,
So daß ich fast wahnsinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamst du nicht — ich sank zurück!

Du kamest nicht — ich rase, schnaube,
Und Satanas raunt mir in's Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Moquirt sich deiner, alter Thor!

* * *

4. Worte! Worte! Keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe!
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in die Suppe!

Doch vielleicht ist dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppiret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amors Steeple chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub' ich schier,
Ist für dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deshalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme deine Triebe;
Solches ist dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.

* * *

5. Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kurioses Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen,
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube, im Kopfe sind beide
Nicht sonderlich gesund.

Sie sei eine Lotosblume,
Bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.

Die Lotosblume erschließet
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens,
Erhält sie nur ein Gedicht.

* * *

Von dem Aeußeren und überhaupt der Persönlichkeit der Mouche-Selden-Krienitz, welche jetzt als hochgeachtete Professorin der deutschen Sprache und Literatur in Rouen lebt, entwirft Dr. Eugen Sierke, welcher sie persönlich kennt und vor mehreren Jahren auch — im fünften Bande von Schorers „Familienblatt“ — ihre „Memoiren“, auf welche ich gleich zu sprechen kommen werde, herausgegeben, folgendes Bild: „Die junge Dame hatte eine kleine, zierliche Figur, mit einem feinen, schelmischen Gesichte, aus dem ein Paar lebhafte, blaue Augen heiter in die Welt blickten . . . . . Die Mouche ist jetzt eine ernste, sinnende Frau in einem Alter, in welchem man nicht mehr zu erröthen braucht, wenn man den Schleier von den Erinnerungen hinwegzieht, die einst das süße Geheimniß und das Glück des Herzens bargen. Aber trotz der Jahre, welche seit jenem letzten Tage ins Meer der Vergangenheit geflossen sind, hat diese lange Zeit nicht die Spuren ihrer Lieblichkeit und jenes Zaubers zu vertilgen vermocht, der einst zwei so bedeutende Dichter in heißer Liebe ihr verband. Immer noch blicken die Sammetaugen, die einst wie zwei milde Sterne in des kranken Dichters Grabkammer ihr tröstendes Licht ergossen, seelenvoll und mit sanfter Schwermuth auf die so theuren Reliquien von der Hand des geliebten Freundes; immer noch verräth ihr Wesen manches von jener entzückenden Grazie, die Heines ganze Seele gefangen hielt. Aber auch ihr seltener Geist, dem seinen verwandt, hat seine Anmuth bewahrt, ihr die Pfade zu einer ehrenvollen Stellung in dem geistigen Leben ihres Adoptivvaterlandes gebahnt. Die Mouche ist heute nicht

nur eine angesehene Lehrerin der fremden Sprachen an einer höheren Lehranstalt für Mädchen, die vom Staat unterhalten wird, sondern sie hat auch als Schriftstellerin sich zu einer literarischen Rangstellung emporgeschwungen, die ihr die Verleihung eines akademischen Grades, einer in Frankreich nur sehr selten den Frauen widerfahrenden Auszeichnung, eingetragen und ihren Namen in der Schriftstellerwelt zu Ehren gebracht hat. Ihr lebhaft bewegliches Talent hat sich auf den verschiedensten literarischen Gebieten mit Glück versucht. Novellen, Gedichte, ja sogar einen Roman unter dem Titel „Daniel Vlady“ hat sie mit Abhandlungen über literarische und philosophische Themata wechseln lassen. Ihre Studien über Rahel Levin, Lady Montague, Frau von Maintenon, den Geist der Frauen, den unglücklichen Kaiser Max von Mexico und den Geist des Jahrhunderts, haben die Hoffnungen bewährt, die Heine von ihren schriftstellerischen Gaben hegte. Auch als Uebersetzerin ist sie aufgetreten, indem sie ihre Landsleute mit den „Wahlverwandtschaften“ Goethes bekannt gemacht hat. Durch eine Arbeit über „Mendelssohn und die deutsche Musik“ hat sie bewiesen, daß ihr auch die tiefere Erkenntniß des Wesens der Tonkunst eigen ist.“

Andere Schriftsteller freilich, wie z. B. Frau von Hohenhausen, urtheilen über die literarischen Leistungen der letzten Liebe Heines keineswegs in so anerkennender Weise, halten sie vielmehr für eine recht mittelmäßige „Dichterin“. Jedenfalls scheint es nicht ganz correct, wenn man sie für eine „große“ Schriftstellerin ausgiebt — daß sie eine bezaubernde Person war, will ich nicht bezweifeln.

Heine verstand sich ja auf Frauenschönheit, wie kein Zweiter! Ihr Bild freilich, welches wir hier reproduciren, giebt nur einen schwachen Begriff von der Grazie und Anmuth, welche den armen Lazarus so außerordentlich entzückte.

In ihren, wie schon erwähnt, von Dr. Eugen Sierke herausgegebenen „Memoiren“ zeigt sich viel Selbstgefälligkeit, wie dies schon die nachstehennden einleitenden Worte beweisen:

„Ein fremdländischer Schriftsteller von hervorragender Bedeutung sagte eines Tages zu mir, daß er, wenn er mein Portrait zu zeichnen hätte, darin sowohl Züge von Mignon wie von Bettina wiedergeben würde. Die Bemerkung eines Franzosen, der mich mit gewissen Heldinnen der reizvollsten Lustspiele Shakespeares verglich, welche thatkräftig und dabei auch naiv sind, scheint mir weit zutreffender zu sein. Auch ich habe wie jene Idealgestalten der Ritterzeit, welche der Dichter im Pagencostüm verkleidet über die Scene führt, in meinen Gedanken und in meinem Leben vieles unternommen. Besonders in meinem Geistesleben. Aber ebenso wie jene charakterstarken Heldinnen, von denen ich vorhin sprach, habe ich zuweilen, ja sogar häufig das Pagenkleid deßhalb angelegt, um mein Frauengewand nicht zu besudeln.

Mein Frauengewand? Heine, mein unsterblicher Freund, pflegte es scherzweise ein Nixengewand zu nennen, das Kostüm eines Donauweibchens, und er that bisweilen so, als müsse er den Saum desselben befühlen, um sich zu überzeugen, ob es trocken sei. — Nixe, Mignon, Bettina,

vielleicht auch eine Heldin Shakespeares — **vor allem andern jedoch möchte ich als Künstlerin betrachtet werden**, eine Bezeichnung, die alle die verschiedenen Eigenschaften dieser, sei es dichterischen, sei es wirklich vorhandenen Charaktere in sich schließt. — Wenn ich die meinigen eingehend prüfe, so finde ich mit zweifelloser Gewißheit in seinen verschiedenartigen Erscheinungsformen immer das Weib wieder; auch erkenne ich dabei die Merkmale eines großen und ernsten, sittlichen Kraftaufwandes, der mich davor behütete, meine Gaben zu verzetteln, wenn ich sie einem höheren Zwecke dienstbar machen konnte."

Bedeutende schriftstellerische Gewandtheit wird man allerdings ihren Aufzeichnungen nicht absprechen können.

Die Memoirenschreiberin macht vielfach sehr überraschende Geständnisse; als blutjunges Kind habe sie bereits — natürlich nur durch einen Zufall; o über diese Zufälle! — die bekannten Memoiren des Barons von Gramont, eines epicureischen Zeitgenossen Ludwig XIV., gelesen und sie sagt selbst — sehr offenherzig —: „Ich glaube nicht, daß es für ein Kind von gewecktem Geiste, wie ich es zu der Zeit war, von der ich erzähle, ein Buch giebt, welches eine gefährlichere Lectüre bildet, als die Memoiren des Barons von Gramont. — Das Bild dieses Höflings, eines vornehmen Taugenichts, dem Gesittung und Ehre wenig galten, die Schilderungen der Sitten eines liederlichen Hofes, für die der Erzähler in seiner spöttelnden Laune niemals ein Wort der Entrüstung hat, verfolgten mich Tag und Nacht und **zeigten mir das Vergnügen als den Hauptzweck des Lebens, und daß dasje-**

nige, was man im allgemeinen unter dem Begriff der Tugend versteht, ein nur auf einfältige Menschen berechneter Schwindel sei. Von hier bis zu der Ueberzeugung, daß zwei Drittel aller Menschen nur Heuchler oder Tröpfe seien, war wahrhaftig kein sehr großer Sprung. Ich empfand um so weniger Gewissensbedenken, diese Auffassung mir anzueignen, als ich, wenige seltene Ausnahmen abgerechnet, bei denjenigen, die man für gewöhnlich normale Menschen nennt, mich aufs Entsetzlichste langweilte. Die Abneigung gegen Gemeinplätze, die sie so häufig bis zum Uebermaß anwenden, bildete wohl die Hauptursache dieses Gefühls und erklärt ohne Zweifel die leidenschaftliche Bewunderung, die mir viel später die Dichtungen Heinrich Heines einflößten. — Ein gewisses Maß von unerschütterlichem Sinn für das Rechte hätte mir indessen vielleicht diese Langeweile überwinden helfen; aber die jugendliche Uebertreibung, die mich zur Verachtung derer verleitete, die meiner Meinung nach nur darum das Gute predigten, um desto besser aus der menschlichen Schwachheit ihren Vortheil zu ziehen, bestimmte mich aus dem nämlichen Grunde, Menschen von feinerem und elastischerem Geiste zu bewundern, Menschen, die sich darauf verstehen, das Leben von seiner heiteren Seite zu nehmen, und es besonders von allen unnützen Erschwerungen frei zu halten."

Welche Offenherzigkeit bekunden diese Worte!

Die interessanteste Stelle in diesen „Memoiren" ist die Schilderung ihres, oben bereits erwähnten, Verhältnisses zu Alfred Meißner. Ich lasse dieselbe hier im Auszuge folgen, ohne natürlich — das verbietet ja schon die Ga-

lanterie gegen eine Dame! — an diese Darstellung die kritische Sonde anzulegen.

Die Mouche erzählt u. A.:

„Wir (— die Mouche und ihre Mutter) befanden uns auf der Rückreise nach Paris, als ein an sich nicht weiter interessirender Umstand mich nöthigte, eine kleine Reise allein zu unternehmen. Mir ward dabei die Aufgabe, an Stelle und im Auftrage meiner Mutter, die sich beständig sehr leidend fühlte, bei einem Advokaten, der in Havre wohnte und uns mündlich etwas mitzutheilen hatte, einen Besuch zu machen . . .

Es konnte bei meiner damaligen Gemüthsverfassung nicht befremden, daß ich unterwegs, als ich meine Mission angetreten hatte, die Blicke eines jungen Mannes auf mich zog, der mir gegenüber im Coupé saß und von dem Buche, das er nur zum Scheine flüchtig durchblätterte, ziemlich wenig gefesselt ward. Die Lebhaftigkeit der auf mich einstürmenden Empfindungen mochte sich eben auf meinem Gesichte wiederspiegeln. Vielleicht fand er mich nebenher auch ein wenig nett, wie es eben das erste beste andere junge Mädchen wohl auch sein konnte; denn, ach: wie reizend ist man noch, wenn man erst seine sechzehn (?) Jahre zählt! Wie dem nun sein mochte: mir schien, daß ich den jungen Mann, der mich so aufmerksam betrachtete, vor Allem durch den Ausdruck meines Gesichts interessirte, und ich gestehe gern, daß gerade diese Art von verständnißvoller Huldigung, die mir weit anziehender als das Interesse für mein Aeußeres erschien, es bewirkte, daß auch ich ihm meine Aufmerksamkeit zuwendete. Mich über-

raschte an ihm ganz besonders der Ausdruck seiner außerordentlich durchdringenden und energisch-belebten Augen, in welchen sich der kühne Muth eines Rebellen zu erkennen gab, und die mit Geringschätzung auf die herkömmlichen Formen und Satzungen der menschlichen Gesellschaft zu blicken schienen. Zugleich blitzte darin aber auch jener Grad von Energie, oder besser gesagt, von Stoicismus auf, dessen ein überzeugungstreuer und aufopfernder Mensch bedarf, um in dem Kampfe um das Dasein entweder zu siegen oder — unterzugehen.

Ich weiß nicht mehr genau, welchen Vorwand er wählte, um mich anzureden. Ganz deutlich aber entsinne ich mich noch der starken Verblüffung, die sich in seinem Gesicht kund gab, als ich auf die an mich gerichtete Frage in reinstem Deutsch antwortete. Freilich hatte ihn weder meine hübsche Pariser Toilette noch auch der nichts weniger als germanische Schnitt meiner Züge auf eine derartige Ueberraschung vorbereiten können. Er war jedoch taktvoll und Weltmann genug, um seine Verwunderung nicht laut zu äußern. Aber während er, vielleicht um mich nicht einzuschüchtern, in seinem Tone eine gewisse Ruhe und Gleichmüthigkeit bewahrte, versenkte sich sein Auge in das meine und sein discretes Lächeln schien gleichsam die Frage an mich zu richten: „Wer bist Du denn?“

Meine Gedanken weilten immer noch bei diesem Begegniß, als ich, nach Erledigung meines Besuchs beim Notar von einem langen Spaziergange am Meeresgestade zurückkehrte und übersatt vom Genuß der Wonnen der Vereinsamung, für einen Augenblick den ebenso verlocken-

den als überspannten Gedanken erwog, dieses irdische Jammerthal zu verlassen, um nachzuschauen, was wohl auf dem Grunde des Oceans vorgehen möge. — Während ich diesem Gedanken nachhing und unter Anderem feststellte, daß das Meer einem Kohlrübenfelde sehr ähnlich sähe und daß es wahrhaftig der Mühe nicht lohne, nach Havre zu reisen, um sich dort zu langweilen, näherte sich mir Jemand, der sich auf derselben Bank niederließ, auf der ich, um mich bis zum Abgange des Zuges auszuruhen, kurz zuvor Platz genommen hatte. Welch' wunderliches Zusammentreffen! Der Zufall hatte durch eine jener bekannten und nur ihm eigenthümlichen Launen mir meinen Unbekannten von heute Morgen wieder zugeführt und noch dazu just in dem Augenblicke, in welchem ich über die Einförmigkeit des Lebens, die Glätte des Meeres und vielleicht auch ...... über die Leere meines Herzens mit mir selber schmollte. . . .

Die schwedischen Handschuhe und die eleganten Stiefel, welche ich trug, und noch manches andere äußere Anzeichen hatte ihm wohl verrathen, daß ich nicht gerade irgend ein beliebiges Mädchen aus dem Volke sei.

„Und Sie, wer sind Sie denn?“ fragte ich ihn mit jenem ein wenig keck herausfordernden Ausdruck der Freimüthigkeit, der nichts weniger als Neugierde, sondern nur eine entschiedene Anfrage bei seiner Aufrichtigkeit und seinem Anstande bedeutete.

Mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit antwortete er mir: „Kennen Sie Prag? Dort bin ich geboren. Mein Name ist Alfred Meißner, ich bin Schriftsteller.“

Der Name dieses jungen Mannes, welcher früher der Freund der „Mouche“ werden sollte, als es ihm beschieden war, derjenige Heinrich Heines zu werden, war mir keineswegs unbekannt. Ich erinnere mich, daß in jenen neuen Zeitläuften, in denen das unglückliche Böhmen einen Anlauf genommen hatte, um seine Befreiung zu erlangen, ein zornflammendes Gedicht, welches den barbarischen Namen des alten blinden Revolutionshelden Ziska als Titel und darunter als Verfasser einen Namen aufwies, der später so volksthümlich werden sollte, in Oesterreich einen förmlichen Begeisterungsrausch erzeugte und seinem Urheber ein Jahr Gefängniß eintrug.*) Dieses Jahr Gefängniß — welch' eine Bedeutung verlieh es ihm in den Augen eines sechzehnjährigen Mädchens, zumal beim Beginne eines kleinen Romans, der sein schönstes Blatt der hingebenden Rückhaltslosigkeit zweier Herzen verdankte, deren Jugend noch die feurige Empfänglichkeit für erhabene Ideen besaß! Und nun gar in den Augen eines Mädchens, welches, wenn es abends allein war, in den malerischen Faltenwurf einer alten Gardine gehüllt vor dem Spiegel stand und ganz leise die Marseillaise summend die düstern Töne der Rachel nachzuahmen und die Stellungen einer tragischen Heldin anzunehmen suchte, die bleichen Antlitzes ungestüm den Schaft der nationalen Fahne ergreift. — — — —

Wir befanden uns ganz allein im Wagen, ohne einen

*) Das ist falsch! Meißner hat nie im Gefängniß gesessen und wurde auch nicht einmal zu dieser Strafe verurtheilt.

andern Zeugen als den Mond, der durch die Zweige der längs des Weges sich hinziehenden Bäume uns schelmisch zulächelte.

„Aber jetzt möchte ich gern auch Ihren Namen wissen," warf er schüchtern hin und fügte dann, als ich ihn zu nennen mich weigerte, heiter hinzu, daß er mich schon aufzufinden wissen würde, und wäre es auch am Ende der Welt.

Warum sollte ich ihm, der so aufrichtig und so zutraulich erschien, nicht Alles sagen? Ich wußte es selbst nicht. Fürchtete ich vielleicht, von ihm nur eine halbe Zustimmung zu hören, etwas, was ich stets für ebenso schwächlich als unnütz gehalten habe? Oder quälte mich die Besorgniß, unglaubwürdig zu erscheinen, wenn ich ganz aufrichtig wäre? Oder aber verspürte ich so etwas wie eine Verlegenheit, die einen überkommt, wenn man über Verhältnisse sich äußern soll, die sich nicht anders als mit umständlichem Eingehen auf Einzelheiten erklären lassen? Oder fürchtete ich endlich wohl gar, daß der Reiz, den ich auf den jungen Mann übte, sich verflüchtigen und angesichts der traurigen Wahrheit sich ganz verlieren möchte? Genug, was auch immer der Grund gewesen sein mag — nichts konnte mich dazu bewegen, ihm meinen Namen und meinen Stand mitzutheilen und damit das Geheimniß von mir abzuwerfen, in das ich mich mit einer Art von Wohlgefallen gehüllt hatte. Jedenfalls war es eine absonderliche Laune von mir, welche obendrein leider noch die Wirkung haben sollte, daß ich in seinen Augen den Schein einer Abenteuerin gewann und daß sich zwischen uns ein fremdartiges Element, eine gewisse Zweideutigkeit, lagerte, die beinahe niemals völlig aufgeklärt worden ist!

Die Fahrt war mittlerweile beendet, und im Lärm und Gewühl des von Reisenden angefüllten Bahnhofs hatte ich ihm rasch das Gelöbniß abgenommen, mir keinenfalls zu folgen. „Gut," sagte er, „ich will es Ihnen versprechen. Aber wo und wann können wir uns wiedersehen?" . . .

Es wurde zwischen uns vereinbart, daß wir uns einige Tage später im Tuileriengarten und zwar an der bekannten Statue des sterbenden Spartacus treffen sollten, die uns Beiden gewissermaßen die Verkörperung jenes edlen Zorngefühls war, das auf dem Grunde unsrer beider Seelen wühlte und gährte.

Meine Mutter, die in meine Reife und Einsicht ihr festes Vertrauen setzte, glaubte mich vielleicht eines Mißbrauchs der Freiheit, die sie mir gewährte, nicht fähig. Die so plötzlich in ihren Lebensverhältnissen eingetretene Veränderung und ihr unbefriedigender, sich mit jedem Tage verschlimmernder Gesundheitszustand machten sie gegen das, was um sie herum vorging, gleichgültig und verminderten die Sorge, die sie mir früher gewidmet hatte. Außerdem mochte vielleicht auch mein Charakter ihren Muth herabgedrückt haben. Deshalb unterließ sie es wohl auch aus diesem Grunde, mich ferner zu gängeln, denn sie hatte erkannt, daß ein unabhängiger Sinn in mir wohnte und daß ich einen unbändigen, schwer zu bezwingenden Willen besaß. Nachdem sie vergebens versucht hatte, mich zu ändern und mir strenge Grundsätze einzuimpfen, ging sie nunmehr in das andere Extrem über, indem sie mich beinahe ganz frei schalten und walten ließ, wie mir be-

liebte. Dies benutzte ich denn, um allein vom Hause fortzugehen. Meine Besuche bei einer Freundin, von der ich noch später erzählen werde, boten mir einen passenden Vorwand, wenn ich Alfred Meißner aufzusuchen gedachte.

Ich sehe noch ganz deutlich die Schwelle des kleinen Studentenzimmers im Geiste vor mir, das er damals im Handelshof (Quartier latin) bewohnte; ich erinnere mich noch ganz klar, wie ich, die in späteren Jahren furchtsam, scheu und zurückhaltend wurde, auf derselben stand, kaum im Stande, ein lautes Auflachen über meinen muthwilligen Streich zu unterdrücken. Denn was ich damals that, geschah in jenem Zustande naiver Arglosigkeit und Unschuld, in dem man sich nicht erst lange fragt: „Wohin wird das führen? Thust du auch recht?" sondern indem man sich überhaupt keine Gedanken über irgend Etwas macht, weil man an nichts Anderes denken und auf nichts Anderes achten will, als auf das, was man im Augenblicke vor hat. Und eben dieses erschien mir verlockend süß und reizvoll. Hatte ich denn während der letzten Jahre nicht genug erduldet? Sollte es mir jetzt nicht einmal vergönnt sein, mich für das Geschick, das mich so hart behandelt hatte zu entschädigen, indem ich dieses nunmehr nach meinem Geschmack mir zurechtmachte? Die Ruhe und Besonnenheit in meinen Empfindungen für den jungen Dichter trugen dazu bei, mich in dieser Erwägung zu bestärken. Denn im Grunde genommen überwog das Interesse für den Dichter die Liebe zu dem Manne.

Dabei schmeichelte mir seine Zuneigung für mich und hob mich vor mir selbst. Welch' eine Genugthuung be-

reitete es mir, seine freudige Ueberraschung darüber zu beobachten, als er wahrnahm, daß ich eigene Gedanken genug besaß, um nicht nöthig zu haben, bei Fremden eine Anleihe zu machen! Außerdem will ich, wenn ich nun doch einmal Alles sagen und eine Ohrenbeichte von meinen Jugendsünden ablegen soll, — und das in meinem Alter, in dem ernste Gewissensbisse auf versteckte Reue schließen lassen müßten — ganz im Vertrauen gestehen, daß ich schon damals eine ausgesprochene Neigung besaß, aparte Wege zu wandeln und von der großen Heerstraße der Alltäglichkeit abzubiegen, weil dies mir reizvoll und interessant erschien. Dieser Vorliebe verdankte ich die Bekanntschaft mit einem bedeutenden Manne, der mir gleich von vornherein nicht sowohl wegen seiner Jugend und seines angenehmen Wesens gefallen hatte, sondern weil ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß dereinst aus ihm etwas werden, kurz, daß er halten werde, was er versprach, einem Manne, in dem ich weit mehr den Gesinnungsgenossen als den Geliebten schätzte."

* * *

Ob die Mouche, nach dem hier Mitgetheilten zu schließen, nicht besser gethan hätte, wenn sie ihre „Memoiren", wie pikant sie auch sind, nicht geschrieben hätte, will ich dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls ersieht man hieraus, daß es kein ätherisches, kein schmachtendes und kein gretchenhaftes Wesen, sondern ein liebendes und leidenschaftliches Weib war, welches die letzte Liebe des sterbenden Dichters bildete.

Heinrich Heine über Frauen, Liebe und Ehe.

Nachdem ich im Vorstehenden die Beziehungen des Dichters zu allen Mädchen und Frauen, welche mit ihm im Leben in nähere Verbindung getreten, beleuchtet habe, wird es den Leser gewiß auch interessiren, die Anschauungen Heines über dieses in sein Leben tief einschneidende Kapitel genauer kennen zu lernen.

Ein so widerspruchsvoller Geist, welcher alle Süßigkeiten, aber auch alle Bitternisse der Liebe gekostet, der die Engel wie die „Teufelinnen“ kennen gelernt, dieser Verkörperer des Minnesanges und der Frivolität — ist natürlich auch in seinen Aussprüchen über das Ewig-Weibliche nicht consequent. Je nach seinen Stimmungen und Erfahrungen erhebt er das Weib in den siebenten Himmel oder schleudert es in die tiefste Hölle; bald erblickt er in ihm das Erhabenste und Herrlichste, was Gott geschaffen, bald jedoch nur das verderbenbringende Princip, das Böse schlechthin.

Immerhin wird man diese geistsprühenden Einfälle, diese köstlichen Paradoxa als einen neuen Beweis dafür ansehen müssen, wie sehr unsern Dichter das Problem des Weibes beschäftigt und wie sehr er darüber nachgedacht hat.

Daß er nicht folgerecht und streng logisch urtheilt, ist nicht seine Schuld — er war eben immer und immer ein Poet, auch wenn er sich die Miene geben will, den Philosophen hervorzukehren und mit Hegel'scher Schulweisheit aufzuwarten.

Wir wollen nun hier seine bezeichnendsten Maximen, die in seinen Werken, Briefen und mündlichen Aeußerungen sich bekunden, wiedergeben:

Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben,
In's große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.

Hier athmet wahre Poesie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

* * *

Die Gunst der Frauen, wie das Glück überhaupt, ist ein freies Geschenk; man empfängt es, ohne zu wissen wie, ohne zu wissen warum. Aber es giebt Menschen, die es mit eisernem Willen von dem Schicksal zu ertrotzen verstehen, und diese gelangen zum Ziele entweder durch Schmeichelei, oder indem sie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem sie ihr Mitleid erregen, oder indem sie ihnen Gelegenheit geben, sich aufzuopfern . . . Letzteres, das Geopfertsein, ist die Lieblingsrolle der Weiber und kleidet sie so schön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einsamkeit so viele thränenreiche Wehmuthsgenüsse.

* * *

Genau bei Weibern
Weiß man niemals, wo der Engel aufhört
Und der Teufel anfängt.

* * *

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

* * *

Wenn ich die Weltgeschichte lese und irgend eine That oder Erscheinung mich frappirt, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt (als Agens mittel- oder unmittelbar). — Die Weiber regieren, obgleich der Moniteur nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt.

* * *

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

* * *

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie schauen so tröstend nieder:
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,
Die Liebe, sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt sich wieder die Seele.

* *
*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Ueberfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sickert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist, wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

* *
*

Ich bin nicht für die schrankenlose Emanzipation der Frauen. Es geht mir mit den Frauen, wie Napoleon mit den Schwarzen.

„Warum wollen Sie die Schwarzen nicht emanzipiren, Sire?“ fragte man ihn.

„Je vous le dirai en deux mots — parceque je suis blanc! — und ich, ich bin — verheirathet! Wir vertrauen ja den Frauen die ganze Zukunft, die künftige Generation; da können wir sie doch nicht so ohne Weiteres auf der Gasse herumlaufen lassen. Vor socialen Ungerechtigkeiten

müssen wir sie beschirmen durch unsere Institutionen — im Uebrigen für sie sorgen, das ist die Sache."

(Worte Heines zu Adolf Stahr.)

* * *

Daß der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! . . . Aber schreiben konnte er nicht, das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen!

* * *

Wie viel höher steht die Frau bei Moses als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Muhammedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal in's Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfinde?

* * *

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meer vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

* * *

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

* * *

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

* * *

Die deutsche Ehefrau ist keine wahre Frau. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isolirtes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Reiche der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegentheil ist er zuweilen der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

* * *

In der Liebe giebt es ebenfalls, wie in der römisch-katholischen Religion, ein provisorisches Fegefeuer, in welchem man sich erst an das Gebratenwerden gewöhnen soll, ehe man in die wirkliche Hölle geräth.

Hölle? Darf man der Liebe mit solcher Unart erwähnen? Nun, wenn ihr wollt, will ich sie auch mit dem Himmel vergleichen. Leider ist in der Liebe nie genau zu ermitteln, wo sie anfängt, mit der Hölle oder mit dem Himmel; so wie man auch nicht weiß, ob nicht die Engel, die uns darin begegnen, etwa verkappte Teufel sind, oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel sein mögen!

Aufrichtig gesagt: welche schreckliche Krankheit ist die Frauenliebe! Da hilft keine Inoculation . . . Sehr gescheute und erfahrene Aerzte rathen zur Ortsveränderung und meinen mit der Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Princip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, ist vielleicht das probateste.

* * *

Es stand geschrieben, daß ich von dem großen Uebel, den Pocken des Herzens, stärker als andere Sterbliche heimgesucht werden sollte, und mein Herz trägt die schlecht-vernarbten Spuren in so reichlicher Fülle, daß es aussieht wie eine Gipsmaske des Mirabeau oder wie die Façade des Palais Mazarin nach den glorreichen Juliustagen, oder gar wie die Reputation der größten tragischen Künstlerin. Giebt es aber kein Heilmittel gegen das fatale Gebreste? Jüngst meinte ein Psychologe, man könne dasselbe bewältigen, wenn man gleich im Beginn des Ausbruchs einige geeignete Mittel anwende. Diese Vorschrift mahnt jedoch an das alte, naive Gebetbuch, welches Gebete für alle Unglücksfälle. womit der Mensch bedroht ist, und u. A. ein mehrere Seiten langes Gebet enthält, das der Schieferdecker abbeten sollte, sobald er sich vom Schwindel ergriffen fühle und in Gefahr sei, vom Dache herabzufallen.

Ebenso thöricht ist es, wenn man einem Liebeskranken anräth, den Anblick seiner Schönen zu fliehen und sich in der Einsamkeit an der Brust der Natur Genesung zu suchen. Ach, an dieser grünen Brust wird er nur Langeweile finden, und es wäre rathsam, daß er, wenn nicht alle seine Energie erloschen, an ganz andern und sehr weißen Brüsten, wo nicht Ruhe, sondern heilsame Unruhe suchte, denn das wirksamste Gegengewicht gegen die Weiber sind die Weiber. Freilich hieße es den Satan durch Beelzebub bannen, und dann ist in solchem Falle die Medizin oft noch verderblicher als die Krankheit. Aber es ist immer eine Chance, und in trostlosen Liebeszuständen ist

der Wechsel der Inamorata das Rathsamste, und mein Vater dürfte auch hier mit Recht sagen: jetzt muß man ein neues Fäßchen anstechen.

* * *

Nichts verwundet einen Mann so sehr, wie kleine weibliche Nadelstiche. Wir sind auf große Schwertstreiche gefaßt und man kitzelt uns an den kitzlichsten Stellen.

* * *

Keine Frau ist häßlich.

* * *

O, die Weiber! Wir müssen ihnen viel verzeihen, denn sie lieben viel, und sogar Viele. Ihr Haß ist eigentlich nur eine Liebe, welche umgesattelt hat. Zuweilen suchen sie auch, uns Böses zuzufügen, weil sie dadurch einem anderen Manne etwas Liebes zu erweisen denken. Wenn sie schreiben, haben sie ein Auge auf das Papier, das andere auf einen Mann gerichtet, und dies gilt von allen Schriftstellerinnen . . . Wir männlichen Schriftsteller haben ebenfalls unsere vorgefaßten Sympathien, und wir schreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch schreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder — besser gesagt — wegen eines einzigen. Charakteristisch ist bei ihnen ein gewisser Cancan, der Klüngel, den sie auch in die Literatur mit hinüberziehen, und der mir weit fataler ist, als die rohe Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle passiven Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch

das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, daß sie uns dadurch noch weit schwerer schaden, als durch verschiedene Lügen. Ich glaube wahrlich, mein Freund Balzac hatte recht, als er mir einst in einem sehr seufzenden Tone sagte: „la femme est un être dangereux.“

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung hinzufügen, daß die schönen nicht so gefährlich sind, als die, welche mehr geistige als körperliche Vorzüge besitzen. Denn jene sind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die anderen der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der Schmeichelei einen größeren Anhang gewinnen, als die schönen.

* *
*

Es ist sehr gut, wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. . . . Der Unglauben ist in der Ehe jedenfalls gefährlich, und so freigeistisch ich selbst gewesen, so durfte doch in meinem Hause nie ein frivoles Wort gesprochen werden.

* *
*

Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chemischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen, und wenn sie sprechen könnten, uns gewiß auseinander setzen würden, wie sie ganz natürlich aus einer Zwiebel entstanden sind, wie es hinreichend sei, wenn man hinnieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

* *
*

Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr und an dem Schwanenthurm von Cleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnißvollen Ritter, der so wehmüthig streng sein Incognito bewahrte, und den die bloße Frage nach seiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte. Als die Prinzessin ihre Neugier nicht bemeistern konnte und einst in der Nacht zu ihrem Gemahle die Worte sprach: „Herr, solltet Ihr nicht unserer Kinder wegen sagen, wer Ihr seid?“ da stieg er seufzend aus dem Bette, setzte sich wieder auf sein Schwanenschiff, fuhr den Rhein hinab und kam nimmermehr zurück. Aber es ist auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht eure Lippen zum Küssen, nicht zum Fragen, ihr Schönen! Schweigen ist die wesentlichste Bedingung des Glücks. Wenn der Mann die Gunstbezeigungen seines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimnissen ihres Glückes neugierig forscht, dann gehen sie Beide ihres Glückes verlustig.

* * *

Keine Verwünschung widersteht der Liebe. Liebe ist ja selber der stärkste Zauber, jede andere Bezauberung muß ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt ist sie ohnmächtig. Welche ist das? Es ist nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Luft, nicht die Erde mit all' ihren Metallen — es ist die Zeit.

* * *

Ich will nicht sagen, daß es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch schon das erste Weib, die be-

rühmte Eva, ein Muster ehelicher Treue. Ohne den leisesten Ehebruchsgedanken wandelte sie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adam, der damals der einzige Mann in der Welt war und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange conversirte sie gern, aber nur wegen der schönen französischen Sprache, die sie sich dadurch aneignete, wie sie denn überhaupt nach Bildung strebte. O, ihr Evastöchter, ein schönes Beispiel hat euch eure Stammmutter hinterlassen!

* * *

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Weiber, wenn sie uns verrathen, auch aufgehört haben, uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angeborenen Natur, und wenn sie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, so möchten sie doch manchmal ein bischen nippen, am Rande lecken, um wenigstens zu kosten, wie Gift schmeckt.

* * *

Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen ist vielleicht von keinem absoluten Werthe, aber in ihrer Erscheinung macht sie den lieblichsten, anmuthigsten und rührendsten Eindruck. Rührend bis zum Weinen ist es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen die Frauen derselben den Marius anflehen, sie nicht seinen Soldaten, sondern den Priesterinnen der Vesta als Sklavinnen zu übergeben.

* * *

Es ist eine tägliche Erscheinung: selbst bei den schönsten Mädchen hält es so schwer, daß sie einen Mann be-

kommen. Dies war schon im Alterthum der Fall, und, wie bekannt ist, alle drei Grazien sind sitzen geblieben.

* * *

O, über das Feingefühl der Damen! Am Ende werden nur noch Eunuchen für sie schreiben dürfen, und ihre Geistesdiener im Occident werden so harmlos sein müssen, wie ihre Leibdiener im Orient!

* * *

Jedes Weib ist mir eine geschmückte Welt, ich schwelge in den Melodien ihres Antlitzes, und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen, als Andere mit ihren sämmtlichen Gliedmaßen Zeit ihres Lebens.

* * *

Was Liebe ist, das hat noch Keiner herausgebracht. Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei eine Art Elektricität. Das ist möglich, denn im Moment des Verliebens ist uns zu Muthe, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach, diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter findet, den will ich höher achten, als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswo hinzuleiten vermöchte! Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben, wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert sie wie eine Schlange unter Rosen und erspäht die erste

